Econ
G478
306

3 2044 010 150 738

Bücherschatz des Deutschen Dorfboten

Im Auftrage
des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege
herausgegeben von Heinrich Sohnrey

Das Glück auf dem Lande.

Von

Heinrich Sohnrey

und

Ernst Löber.

Berlin S. W. 11
Deutsche Landbuchhandlung
G. m. b. H.
1906.

Econ 6478.306

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

TRANSFERRED FROM THE
SOCIAL ETHICS
LIBRARY

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Wie es den Arbeitern * in der Großstadt ergeht!

Ein Bericht aus dem Großstadtleben

von

M. Heller, Berlin.

Preis 25 Pfg. (In Partien billiger.)

Der Raiffeisenbote schreibt: In dieser Broschüre werden die traurigen Erlebnisse der städtischen Arbeiter und ihrer Familien geschildert. Gar mancher Arbeiter des Landes läßt sich von dem Großstadtgetriebe blenden und zieht dorthin voll schöner Hoffnungen, nicht ahnend, wie schwer es gerade dort ist, gute und dauernde Beschäftigung zu finden. Wieviele werden doch in ihren Erwartungen getäuscht und finden statt des Verdienstes nur Elend, das sie zum „Brot der Straße" zwingt und sie gar leicht auf die abschüssige gefährliche Bahn des Lasters bringt. Raiffeisen-Männer, gebt diese kleine Broschüre euren Söhnen und allen denen zu lesen, die da glauben, in der Großstadt sei es besser als in dem friedlichen Heimatsort! Auf dem Lande ist es nicht nur schöner und gesunder als in der Großstadt, hier läßt es sich auch viel sicherer leben. Alle, die hier brav und fleißig arbeiten, können gut bestehen, haben ein sicheres und zufriedenes Heim und lernen nie das Elend kennen, wie es leider so mancher Arbeiter der Großstadt durchkosten muß.

Die Landjugend.

Jugendbuch für Stadt und Land.

Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung.

Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von

Heinrich Sohnrey.

Jubiläumsband 1906.

In schöner Ausstattung mit zahlreichen Bildern und Buchschmuck von Müller-Münster, vielen Erzählungen, Gedichten und Sprüchen.

Preis 1.50 M. (In Partien billiger.)

Die Literarische Beilage zum Ostfriesischen Schulblatt schreibt: Wie Waldesduft und Erdgeruch durchzieht dies Buch, dessen Grundgedanke ist, das Verständnis für die Schönheit des Lebens auf dem Lande in Gottes freier Natur zu wecken und die echt deutsche Eigenart, die seit der Römer Zeiten besonders das Landvolk zeigte und bewahrte, während das Stadtleben ein den Germanen fremdes Kulturstück war und Jahrhunderte blieb, zu pflegen. Erzählungen bewährter Autoren wechseln mit Darstellungen aus Natur und Kultur, Schilderungen von Sitten und Gebräuchen mit Rätseln, Spielen und Scherzen, alles durchwoben mit Bildern von Künstlerhand. Für die Stadtjugend ist eine besondere Ausgabe unter dem Titel „Jugendbuch für Stadt und Land" veranstaltet.

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Heinrich Sohnreys Dorfgeschichten:

Die Leute aus der Lindenhütte.

1. Band: **Friedelinchens Lebenslauf.** 20. Auflage.
2. Band: **Hütte und Schloß.** 15. Auflage.

Niedersächsische Walddorfgeschichten für große und kleine Leute erzählt.
Mit Bildern und Buchschmuck von L. Burger.
Preis je M. 3.— broschiert, fein gebunden M. 4.—.

Jeder Band etwa 400 Seiten stark.

5. Auflage. **Der Bruderhof.** 5. Auflage.

Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte. 279 S., fein geheftet M. 3.—, schön gebunden M. 4.—.

Im grünen Klee — im weißen Schnee.

3. Auflage.
Dorfgeschichten aus Hannoverland Geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
314 S. stark, mit Buchschmuck von J. v. Kulas.

Die hinter den Bergen.

Gestalten und Geschichten aus dem hann. Berglande. Neue, stark vermehrte Auflage. 352 S. stark, Buchschmuck von D. Krencker.
Broschiert M. 3.—, fein gebunden M. 4.—.

Die Dorfmusikanten.

Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz in 3 Aufzügen.
Vierte Auflage. M. 1.20 geheftet, M. 2.— gebunden.

Von **Heinrich Sohnrey** erschien ferner:

Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande.

In Beispielen a. d. praktischen Leben dargestellt. Preis brosch. M 4.—.

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Bearbeitet und herausgegeben im Auftrage und unter Mitwirkung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.
Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedelungs-Gebiete in Posen und Westpreußen.

Mit Photographien, Bauplänen und Karten. Preis brosch. M 3.—.

Sohnreys Dorfkalender.

Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. 50 Pfg.
Mit vielen Erzählungen.

Zu beziehen durch die
Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

0

In 272.90

Bücherschatz des Deutschen Dorfboten.
Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege
herausgegeben von Heinrich Sohnrey.
Band I.

Das Glück auf dem Lande.

Ein Wegweiser, wie der kleine Mann
auf einen grünen Zweig kommt.

Von

Heinrich Sohnrey
Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin.

und

Ernst Löber
Pfarrer zu Neidhartshausen bei Zella in der Rhön

Berlin S. W. 11.
Deutsche Landbuchhandlung
G. m. b. H.
1906.

Econ 6478.306

Inhalt.

	Seite
Zum Geleit	5
Unser Kleinstes	8
Im Kindergarten	13
Gesunder Leib, gesunde Seele	15
Wenn Krankheit einkehrt	19
Vom Alkoholteufel	25
Invaliden- und Altersversicherung	29
Die Kochschule	33
Kochkunst	36
Die Kochkiste	41
Krankenkost	45
Eine Wasserleitung in jedes Dorf	50
Zur Miete	53
Das eigene Haus	56
Von der alten Bauernkunst am und im Hause, und was wir davon brauchen können	58
Ein guter Keller	63
Unser Stall	64
Der Garten ist ein lustig und praktisch Ding	65
Geld und Geldgeschäfte	69
Einnahme und Ausgabe	71
Gemeinsamer Einkauf	74
Segen der Genossenschaftsarbeit	77
Ein Wort an die Prozeßhansl	81
Vom Viehhandel und der Gewährschaft	83
Was die Viehwage einbringt	87
So ein Schwindel!	88
Feuer-, Hagel- und Lebensversicherung	91
Schweineversicherung	95
Rindviehversicherung	97
Was der Obstbaum trägt	99
Obst- und Gemüseverwertung	103
Vom goldenen Ei	108
Am Immenstand	114
Was die Karnikel einbringen	117
Bei der Frau Geiß	121
Wie der Teich verdienen hilft	125
Das Handwerk auf dem Lande hat noch einen goldenen Boden	127
Die Wunderkraft der Elektrizität	131
Die Hecke	134
Unsere Sänger in Feld und Wald	136
Der Wald, ein Kapital und eine Sparbüchse	138
Was wollen wir lesen?	141
Feierstunden für unsere Jugend	145
Geselligkeit	150
Dorfgeschichten und Dorfmuseum	153
Das Testament	158
Der Dorfkirchhof	160
Die neue Heimat	162

HARVARD COLLEGE
1920
LIBRARY
Social Sci

Harvard University
Department of Social Ethics

Zum Geleit.

Unser Leben ist ein Suchen nach Glück.

Ob wir im Pferdestalle schlafen oder in der Herrenstube, ob wir Knecht oder Bauer oder Baron, ob wir Magd oder Frau, Bäuerin oder Freiin sind — glücklich möchten wir alle werden. Und auch bei Zeiten, daß wir's noch genießen können, denn das Leben ist kurz, gar kurz.

Darum wandern sie fort. Darum jene große Völkerwanderung vom Lande nach den großen Städten und Fabriken, die wir in den letzten Jahren erlebten; darum jener verhängnisvolle „Zug vom Lande", der vielfach geradezu in eine „Flucht vom Lande" ausgeartet ist. Darum die immer unheilvoller gewordene Entvölkerung unserer Dörfer und Höfe, und auf der andern Seite die nicht minder unheilvolle Übervölkerung der großen Städte, die so viele Glücksuchende arbeitslos aufs Straßenpflaster wirft.

In der großen Stadt, wo man durch die großen Fenster in den üppigen Reichtum des Lebens sieht, in dem dichten Häusermeer, wo die himmelhohen Schornsteine rauchen, meinen sie, da sei das Glück. Und so eine Meinung ist wie jene Rattenfängerpfeife: Immer mehr werfen Spaten und Sense hin, lassen den Pflug stehen und den Erntewagen, immer weitere Scharen sammeln sich, verlassen Kate und Kirche und drängen den andern nach — um glücklich zu werden.

Ach, wie viele schmerzliche und bittere Enttäuschungen!

Wir haben kürzlich ein Büchlein herausgegeben, das die Aufschrift trägt: „Wie es den Arbeitern in der Großstadt ergeht".*) Der Verfasser hatte hunderte von Arbeiterfamilien, die zum größten Teile aus ihrer ländlichen Heimat fortgewandert waren, in ihren elenden Großstadtwohnungen aufgesucht, um zu sehen und von ihnen selbst zu hören, wie's

* Ein Bericht aus dem Großstadtleben von M. Heller. 25 Pf. Berlin SW 11, Deutsche Landbuchhandlung.

ihnen ginge, und ob sich ihre Hoffnungen, die sie aus der Heimat forttrieben, erfüllt hätten? Ach, welch ein Elend tat sich vor den Augen des Besuchers auf! Möchte das Büchlein überall auf dem Lande gelesen werden; es könnte manchem die Augen öffnen.

Nun will ich aber beileibe nicht den schwarzen Mann machen und vor der Abwanderung in die großen Städte so warnen, als ob jeder Fortziehende durchaus ins Elend geraten müßte; wer's durchaus nicht daheim aushalten kann, wer sich's in den Kopf gesetzt hat, daß er's einmal wo anders probieren müsse, der möge hinziehen und sein Heil versuchen. Ja, wir wollen ihm von Herzen wünschen, daß er dort, wohin sein Sinn steht, das Glück finden möge, das er sucht.

Was uns hier allein am Herzen liegt, das ist die Wahrnehmung, daß so viele, viele heimatmüde davongehen, die nach all ihrem Tun und Lassen keine Ahnung davon zu haben scheinen, was alles sie mit der ländlichen Heimat aufgeben und verlieren; die verschlossenen Sinnes nicht erkannten, welche reichen Mittel und Möglichkeiten, glücklich zu werden, in Dorf und Hof verborgen liegen.

Sie wohnten sozusagen auf dem Glück und neben dem Glück und ahnten es nicht, weil ihnen niemand den Schlüssel dazu gab, weil selbst die klügsten Leute im Dorfe den Schlüssel dazu nicht zu finden wußten. — Da wollen wir euch nun den Schlüssel in die Hand geben, damit ihr die Kammern des Glückes aufschließen und sehen könnt. In diesem Büchlein findet ihr ihn, wenn ihr's mit Bedacht lest.

Allerdings sind nicht alle Schätze des Glückes so leicht, daß sie ein einzelner Mann allein heben könnte: Bauer und Baron, Arbeiter und Handwerker, Lehrer und Geistliche, nicht zu vergessen die Frauen aller Stände müssen sich da recht oft die Hand reichen und eines hülfsbereiten Sinnes sein.

Freilich besitzen wir einen ähnlichen Schlüssel schon seit Jahren in dem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege"*). Der ist aber so groß und schwer und darum

*) Im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von Heinr. Sohnrey, Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.

auch so hoch im Preise, daß ihn nicht jeder und jedermann zu handhaben vermag, wie er denn von vornherein auch nur für die „leitenden Kreise" gedacht war.

Unser neues Büchlein aber soll ein Schlüssel für alle sein, insbesondere auch für die „kleinen Leute", damit sie nicht erst auf andere zu warten brauchen, sondern das Glücksschloß selber aufschließen können.

Was nun schließlich meine Wenigkeit bei diesem Werk anlangt, so habe ich schon seit Jahren an diesem Schlüssel herum gegrübelt und gefeilt, konnte ihn aber immer nicht zurechtkriegen, da mir immer wieder tausend Dinge dazwischen kamen. So rief ich denn unsern lieben Rhönpfarrer zu Hilfe, der durch seine trefflichen volkstümlichen Dorfpredigten, die er in den letzten Jahren in unsrem „Deutschen Dorfboten"*) hielt, in erster Linie zur Mitarbeit an der Herstellung dieses Zauberschlüssels berufen schien. Und frohgemut und gutwillig wie er ist, unser lieber Freund und Nachbar Löber, kam er denn auch gleich ganz vergnügt herbei, nahm mir Feile und Eisen aus der Hand und hämmerte und feilte, daß es nur so eine Art hatte. Dann legte er mir den Schlüssel blank auf den Tisch und sagte: „So da ist er! Möge es ein richtiger Himmelsschlüssel für das Erdenleben sein!"

Ja, möge Gott freundlich dazu schauen, dann wird's schon einer werden. Glück auf!

Steglitz b. Berlin, im Advent 1905.

Heinrich Sohnrey.

---

*) Der allsonntäglich, auch unter dem Titel „Deutsche Dorfzeitung" erscheint und zum Vierteljahrspreise von 60 Pf., ins Haus gebracht 72 Pf., durch jede Postanstalt und jeden Briefträger zu beziehen ist. Das Blatt will auch so ein Glückaufschließer für unsere Landbevölkerung sein.

Unſer Kleinſtes.

Einen alten Mann habe ich einmal auf dem Wege zum Baden gefragt: „Wie lange iſt's eigentlich her, daß Sie nicht gebadet haben?" Da machte der Schalk ein nachdenkliches Geſicht: „Gebadet? Ja dazumal, als ich geboren wurde, lief gerade die Badewanne aus, welche die Hebamme immer gleich mitbringt; da bin ich nicht 'neingekommen; und ſpäter, da war mir's im Waſſer entweder zu kalt oder zu warm, und ich bin doch alt dabei geworden!"

Ob's noch andre Orte im lieben, deutſchen Vaterlande gibt, wo auch die Kinderbadewanne ausläuft und man es überhaupt für Überfluß erachtet, die kleinen Nacktfröſche täglich, wöchentlich einmal in die Wanne zu ſtecken und richtig abzuſeifen? Ja, es gibt Häuſer genug auf dem Lande, wo man ſeinen Kindern die Wohltat eines warmen Bades nie antut und wo eine Badewanne eben nicht zum Hausgerät gehört. Eine Wiege aber gibt's überall: In neuerer Zeit hat ſich die Wiſſenſchaft auch mit dieſem altehrwürdigen Ausſtattungsſtücke der Kinderſtube befaßt und gefunden: Das Schaukeln und Wiegen iſt vom Übel; denn die Gehirntätigkeit wird durch die wiegende Bewegung ungünſtig beeinflußt. Wie wir durch das Schaukeln auf dem Schiffe die Seekrankheit bekommen, ſo gibt es genug Kinder, die nach dem Trinken gewiegt, gleich die ganze Mahlzeit wieder ausbrechen. „Speikinder, Gedeihkinder", ſagt dazu die Frau Nachbarin. Dummheit! Für die Geſundheit des Kindes iſt das Brechen überhaupt nichts nütze, ſondern es gibt uns immer Kenntnis von einer Magenverſtimmung.

Alſo das Kind iſt geboren, die junge Mutter liegt ein bißchen bleich und müde im Bett, aber ſie ſieht ganz glücklich auf das kleine rote Weſen, das eben im Bade zum erſten Male genieſt hat und nun natürlich nicht in das Kinderkörbchen, nicht in den Kinderwagen kommt, ſondern von der Amme der Mutter ins Bett geſteckt wird; eine alberne Manier! Erſtens wird dadurch die Mutter in ihrer Ruhe geſtört, und zum andern: ſeht euch doch einmal den ſtrammen Jungen an, wie der blau-

rot vor Hitze unter all den Kissen begraben liegt; wenn nun so ein armes Wurm rot ausschlägt, dann sagen die alten Mütter: „Schönchen, schönchen! er hat schon das Fieber und das muß raus!“ Wenn so ein kleiner Weltbürger auch warm gehalten werden muß, so kann das im eignen Bettchen durch Einlegen eines Wärmsteins, einer Wärmflasche geschehn, und daß die Mutter besser ruht wie auch das Kind, wenn beide für sich ihre eigne Lagerstatt haben, das bedarf keines Beweises. — Natürlich herrscht in der Wochenstube ständig eine Glut, daß man Kartoffeln rösten kann. Darum gehört ein Thermometer in die Nähe der Wöchnerin. 15 Grad Réaumur (18 Grad Celsius) höher darf's nicht steigen, und frische Luft, wenn's nicht direkt Zugluft ist, schadet Mutter und Kind durchaus nichts.

„Ach, du lieber Gott, das arme Kind hat Hunger“, jammert die Großmutter, wenn das Kleine zum ersten Male brüllt, „schnell einen Schnuller her!“ Und nun wird so ein Ding zusammengebaut: Semmel und klarer Zucker und eine Kleinigkeit Milch werden in ein Läppchen von zweifelhafter Güte eingebunden, und das wird dem armen Wurm in den Mund gestopft. „Und das Rhabarbersäftchen nicht vergessen!“ sagt eine Nachbarin, die es selbst achtmal mitgemacht hat. „Das soll nicht mehr sein!“ wehrt die Hebamme, und sie hat recht: Man hat Jahrtausende geglaubt, die erste Milch, die die Brust gibt, wäre ungesund und müßte beseitigt werden. Nun hat die Wissenschaft dieser ersten Tropfen sich angenommen und gefunden: Was die dummen Leute mit Rhabarber wollen, das hat viel besser die Natur in der ersten Milch gebraut.

Also am zweiten Tage wird der Bursch zum ersten Male angelegt, uud wenn die junge Mutter mit etwas Rum ihre Brust gepflegt hat, geht das bald fadengerade; und in ein paar Tagen treibt's der Herr Sohn oder das Fräulein Tochter wie ein Alter. Glücklich die Mutter, die so ihrem Kinde ihr Bestes bieten kann! Leider mehrt sich in neuerer Zeit die Zahl der Mütter, die so unverständig sind, daß sie es ruhig aussprechen: „Kuhmilch tut's auch, was soll ich mir die Plage machen!“ Von Milchersatz, Kindermehlen, Milchpräparaten wird in neuerer Zeit viel geschrieben, aber wieviel Kinder

dadurch zugrunde gehen, daß ihnen nicht die Erſtlingsnahrung, die ſie brauchten, geboten wurde, wie viele auch ſiech und ſchwach für ihr ganzes Leben bleiben, davon erfährt man nichts.

Na alſo der Bub oder das Mädel fängt an zu trinken, dehnt ſich, ſchläft ein, ſchläft ein Stündchen und wacht mit Gebrüll auf. „Ach, du lieber Gott", ſagt die Großmutter, „das Kind hat ja ſchon wieder Hunger, gebt ihm doch was!" Alſo muß die junge Mutter, die's nicht beſſer weiß, ihren Sprößling wieder anlegen; der tut ein paar Züge, ſtreckt ſich und ſchläft wieder ein. So geht's eine halbe Stunde, da meldet er ſich wieder. „Er wird naß ſein", vermutet die junge Mutter. „Ach was", ſagt die Großmutter, „jetzt wird er nicht aufgemacht; drei Stunden hat jedes meiner Kinder gelegen, ehe ich's trocken gemacht habe." Nun hört nur ſo einen Unverſtand! Man ſollte nur Erwachſene in der Näſſe liegen laſſen, die würden bald ein großes Geſchrei über Grauſamkeit anheben, aber ſo ein Kind das kann nur durch ſein Gebrüll ſein Unbehagen melden. Darum ſage ich, das Wichtigſte für jede Wochenſtube iſt eine ordentliche Portion Windeln, wenn man's ſchaffen kann, mindeſtens zwei Dutzend. Was können wir unſerer kleinen Geſellſchaft da für eine Wohltat antun, zumal wenn wir nicht den Fehler machen, daß wir das Kleine ſo wickeln, daß es ſich überhaupt nicht rühren kann. Ein großer Fehler! Laßt's lieber einmal ſich losſtrampeln, als daß ein feſtgeſchnürtes Bündel im Bett liegt, wo man weiter nichts ſieht als einen großen Mund; und der brüllt, weil das Wurm ſich nicht regen kann, alſo ſich ganz unbehaglich fühlt.

Alſo unſer Bübchen hat wieder eine halbe Stunde geſchlafen und ſchreit wieder. „Ich habe aber noch nichts", klagt die junge Mutter. „Na, dann muß eben ein Lutſcher ran!" ſchlägt die Frau Nachbarin vor. So wird geſchwind ein Gummiſauger geholt, ein Stöpſel rein, der wird dem Schreihals in den offenen Rachen geſtopft; da beruhigt er ſich allmählich, aber wenn er ſeinen Sorgenbrecher verloren hat, dann geht's Gebrüll von neuem an. Ich habe in meinem Leben ſchon genug ſolche Lutſcher geſehen, da wurde einem ſchon übel, wenn man das Ding nur anſah; aber die Großmutter hielt es nicht für richtig, den ſchmutzigen Lutſcher ein-

mal abzuſpülen und dann erſt wieder zu verwenden. Überhaupt die Sauberkeit in der Kinderſtube! „Putzen iſt das halbe Futter", ſagen ſie beim Militär. Sauberkeit iſt die halbe Kindernahrung! Es mag noch ſo reichlich Nahrung da ſein, es mag noch ſo viel um das Kind geſorgt werden, wenn unſer Kleines ſchmutzige Fingerchen hat, die's in den Mund ſteckt, dann kann jederzeit der Krankheitskeim ſchon in ſeinen jungen Körper übertragen werden. Aus dieſem Grunde hat es auch wenig Zweck, den ganz kleinen Kindern den Mund auszuwaſchen. So ſauber iſt kaum ein Tuch, daß irgend welche Keime nicht noch dran hingen; darum wird durch das Auswaſchen, mehr in das Mündchen hinein als aus dem Mündchen herausgewaſchen. Na, und der Lutſcher, da ſage ich auf jeden Fall: „Weg damit! Der iſt mit Bakterien überladen." „Aber, da ſchreit mein Kind und tragen kann ich's nicht den ganzen Tag!" Sollt ihr auch nicht, laßt doch das Balg einmal ordentlich ſchreien! Der dies ſchreibt, hat nie einen Schnuller in ſeinem Leben zu ſehen bekommen, iſt auch im erſten Halbjahr ſeines Lebens nie getragen worden. So haben wir's mit unſern Kindern auch gehalten. Wenn ſie trocken und ſatt waren, dann wurde es ihnen verſtattet, zur Ausweitung ihrer ſonſt recht geſunden Lungen loszulegen, ſolange wie ſie wollten. Daß das Aufnehmen, das Herumſchleppen für den Augenblick das Bequemere iſt, will ich gerne glauben, und es gibt Mütter, die am liebſten ſelber mitheulen, wenn ihr Jüngſtes das Schreiſtündchen hat. Sie ſollen dann nur einmal dem kleinen Schreihals auf die Augen ſehn, die haben ja noch gar keine Tränen; den Säuglingen iſt das Brüllen einfach Spaziergang, Ausarbeitung, Lebenselement. Alſo von heute an wird das Jüngſte der Frau Nachbar nicht mehr herumgeſchleppt, ſondern wir wollen's ruhig ſchreien laſſen, ſo lange, wie's will; das macht's einmal, zweimal, um ſchließlich ganz artig zu liegen, zu wachen oder zu ſchlafen, wie's gerade Luſt hat; dann haben wir gewonnen!

Noch ein Wort über die Nahrung unſrer Säuglinge! Ein Arzt hat mir einmal geſagt: Entſcheidend, ob ein Kind ſatt wird und ob es zunimmt, iſt einmal die Zahl der naſſen Windeln und dann das Gewicht: Zweckmäßig wird alle vier-

zehn Tage unſer Kind gewogen; da kommt's im Körbchen auf die Wage, und wenn's umgezogen iſt, wiegen wir die Sachen im Körbchen zurück. So muß vom zehnten Tage an ſtändig eine Gewichtszunahme erfolgen. Weiter: Wo eine Mutter nicht ſelbſt nähren kann, da muß freilich künſtliche Nahrung helfen. Zuerſt natürlich Kuhmilch, verdünnt und gekocht. Wir kochen am beſten früh und abends und füllen gleich in die peinlich ſauberen Flaſchen. Die Anſchaffung von fünf Flaſchen wird ſich ermöglichen laſſen. Mit tadellos reinem Stopfen wird die Flaſche geſchloſſen, wenn nicht ein ſogenannter Soxhletapparat vorgezogen wird; der koſtet zwar gegen 20 Mark, aber die Anſchaffungskoſten lohnen ſich. Wird auch Kuhmilch nicht vertragen, frage man ſofort den Arzt wegen eines Erſatzes. Direkt ungeſund für Mutter und Kind iſt ein zu langes Nähren. Das Erſcheinen der Zähne iſt ein Merkzeichen für das Abbrechen des Stillens, das höchſtens neun Monate fortgeſetzt werden ſoll; jedoch denke man daran, daß die Ernährung mit Kuhmilch in den beſonders gewitterreichen Monaten auch ſeinen Haken hat, weil dann die Nahrung leicht ſäuert. Schließlich noch ein paar Regeln:

1. Gewöhne dich, die Pflege des Jüngſten nach der Uhr zu treiben. Vor 6 Uhr morgens gebe es keine Mahlzeit, um 8 Uhr wird gebadet. Halte zwiſchen den Mahlzeiten immer eine Pauſe von 3 Stunden.
2. Friſche Luft iſt auch für die Kleinſten Lebensnotwendigkeit.
3. Schreien iſt Bedürfnis.
4. Nachts hat die Mutter auch ein Recht auf ununterbrochenen Schlaf; ſie kann nicht geſund bleiben, wenn das Kind alle paar Stunden ſich meldet und Nahrung verlangt. In ein paar Tagen gewöhnt ſich das Kind an die nächtliche Faſtenzeit. Nötigenfalls ſchlafe die Mutter für die Übergangszeit in einem andern Raum oder gebe den Schreihals zu verſtändigen Leuten in eine andere Stube, die das anfängliche Brüllen nicht ſtört; nachts trinken die Kälbchen auch nicht.

Wenn du das alles befolgſt, dann wirſt du ein geſundes, fröhliches Kind haben; mir ſcheint das wahr zu ſein, was viele behaupten, daß froher Sinn und fröhlicher Mut für's ganze Leben durch die Pflege und Erziehung in der erſten Kindheit gewonnen und mitbeſtimmt werden.

Im Kindergarten.

„Das iſt ja alles ſchön und gut, aber einen Kindergarten brauchen wir in unſerm Dorfe nicht.“ „So? Dann will ich euch eine ganz kleine Geſchichte erzählen: Wir haben in unſerm Ort einen Bach; der fließt mitten durch das Dorf; ein Mühlgraben zweigt ſich ab, vier Brücken führen über das oft recht reißende Waſſer. Eines ſchönen Sommertags ſind die Eltern beide tief in der Arbeit; das einzige Söhnchen läuft auf die Straße, und als jemand nach ihm ſucht, findet ſich die Kinderpeitſche, womit der Kleine zuletzt geſpielt hat, am ſchmalen Steg. Ein paar Stunden ſpäter wurde die kleine Leiche weit talabwärts im Waſſer gefunden. Den Eltern war kein Vorwurf zu machen; warum war's aber geſchehen? Es war keine Kinderbewahranſtalt im Dorfe.

Faſt durchgehend ſind unſere Kleinen im Sommer ſchlecht beaufſichtigt. Die Eltern müſſen aufs Feld oder in die Gutsarbeit, die Großmutter, der die Kinder anvertraut werden, hat im Haushalt zu tun. Nachmittags werden die älteren Geſchwiſter angeſtellt. Wie die Art der Behütung ausſchaut, wißt ihr ſelbſt. Da kommt's dann zu leicht vor, daß ſo ein kleiner Bub oder ein kleines Fräulein ſich einmal ſelbſtändig auf die Reiſe machen; oft geht's ja gut. Man braucht nur ein paar Minuten zu ſuchen, dann hat man den Ausreißer wieder; wie oft aber iſt durch unbeaufſichtigte Kinder doch ſchon viel Herzeleid über einzelne Familien oder ein ganzes Dorf gekommen. Denkt, ſo ein Bürſchchen verſchafft ſich Streichhölzer. In der Scheune wird ein Feuerchen geſchürt; im Hochſommer iſt das Waſſer im Dorfe knapp, Scheune um Scheune flammt auf. Dann bekommt ſo ein kleiner Brandſtifter Hiebe; man ſollte ihn eigentlich nicht ſtrafen, die Eltern ſollte man hauen, daß ſie nicht mit auf eine Kinderbewahranſtalt gedrungen haben.

Wie ſieht ſo eine Anſtalt aus? Wo eine Gemeinde nicht zu ſparen braucht, da kann ſie die Kinderbeaufſichtigung einer anzuſtellenden Gemeindeſchweſter mit übergeben. Da werden die Summen für das Lokal und die erſte Einrichtung ſich leicht beſchaffen laſſen. Nehmen wir aber einmal den ſchwierigeren Fall an, wo die Leute nicht recht an das „neumodiſche Ding“

heranwollen, das die Großeltern nicht gekannt haben, und es ist auch gegangen". Da gilt's, daß einer erst einmal was wagt. Ein Lokal wird in jedem Dorf zu beschaffen sein; überall steht ein Häuschen leer. In meiner früheren Gemeinde hatten wir eins gemietet und eine ältere Frau als Kinderlehrerin eingesetzt. Die Landesfürstin hatte hochherzig die Kosten zum Erwerb des Grundstückes gestiftet; für den Unterhalt wurde durch milde Gaben und durch den Ortsfrauenverein gesorgt; die Kinder zahlten 10 Pfennige für die Woche Schulgeld. Das spielt in einem kleinen Haushalt wohl auch eine Rolle, aber die Summe ist lächerlich gering gegenüber der Zeitersparnis, die eine Mutter dadurch hat. Am Morgen braucht sie ihre Kinder nur sauber gewaschen und ausgeflickt der Kindermutter zuzuführen; dann hat sie für den Vormittag und, wo's ganz besonders schön eingerichtet ist, für den ganzen Tag ausgesorgt. Selbst ein Süppchen als Mittagskost wird den kleinen Trabanten gewährt, und nach Tisch wird auf Kommando geschlafen. Das war immer ein reizendes Bild: Auf Matrazen lag die ganze, kleine Gesellschaft; so ein paar große Flegel von fünf Jahren wollten nicht schlafen, aber die Kleinen waren bald eingedämmert, und die Kindermama saß dabei, strickte und hat gut aufgepaßt.

Vor der Anstalt war ein großer Spielplatz; da lagen Sandhaufen, und dabei waren Bänke; bei schlechtem Wetter ging's in die große Stube; da gab's Spielsachen und viel Spaß extra. Abends um sechs war Feierabend; da wanderte die kleine Gesellschaft, jeder die Frühstücksbüchse umgetan, ehrbar zu zwei und drei nach Hause. Wenn man so eine arme, geplagte Mama sich vorstellt, wie mag es der leicht sein, wenn sie wenigstens die Sorge für ihre Kinder nicht mehr zu haben braucht.

Ja, aber die Unterhaltungskosten für die Anstalt, wird mir eingewendet. Nun, da tun sich überall Quellen auf. Der vaterländische Frauenverein, Stiftungen, auch die Feuerversicherungsanstalten unterstützen gern die Kindergärten; für die letzteren ist das einfach ein Rechenexempel; sie sagen sich, wenn 40 oder 50 kleine Brandstifter, und jedes Kind kann einer werden, den Sommer über gut beaufsichtigt sind, dann

können wir fürs Dorf auf 50 Prozent Brände weniger rechnen; also für uns ist es ein gutes Geschäft, wenn wir mithelfen, daß die Kleinen die nötige Aufsicht haben.

Und noch ein Gesichtspunkt, der auch mit in Rechnung gezogen sein will: Unsere Kleinen sind oft rechte Tyrannen. Wenn die mit andern kleinen Tyrannen zusammenkommen, da gibt es zuerst eine mächtige Hauerei; aber die Kindermutter wird schon dafür sorgen, daß wieder Friede wird. So merkt jeder leicht, auch für die Entwicklung des kindlichen Charakters ist es ein Segen, wenn die Kinderbewahranstalt abschleift und poliert. Unsere Kleinen lernen spielen, sich fügen; so ist die Kinderbewahranstalt eine gute Vorstufe für die Schule, und unsre Kinder, das ist das beste, werden in ihr selbst bewahrt an Leib und Seele. Also, was muß noch in jedem Dorf werden? Antwort: Eine Kinderbewahranstalt.

Gesunder Leib, gesunde Seele.

Gähnend und mißmutig ist der Herr Nachbar aufgewacht. Ja, warum ist denn der Schlaf wieder einmal keine Erfrischung gewesen? Da sehn wir uns erst einmal das Bett an. Die Decke ist viel zu schwer; das muß ja wie Blei auf dem armen Herrn Nachbar lasten. Also das mit dem Zudecken wollen wir erst einmal anders machen; zumal in der heißen Zeit tut's eine sauber überzogene Wolldecke ebenso. Und für die kalte Zeit taugt die Last auf dem Körper gleichfalls nicht. So mag die Frau Nachbar aus der einen Decke ihrer zwei machen, und dann geht's auch noch. Und der Strohsack! Besser aufschütteln, sage ich dazu. Alle halbe Jahre einmal neues Stroh muß sein. Dann bleibt's schön frisch und riecht nicht. Nun die Luft im Schlafzimmer: Ich will nicht verlangen, im Schlafstübchen selbst soll ein Fenster aufstehn, aber von der Wohnstube her muß frische Luft kommen. Wenn den Schläfer der direkte Zug nicht trifft, so schadet nämlich frische Luft gar nichts. So laßt ruhig bis in den Herbst hinein in der Nacht ein Fenster auf und vergeßt auch am Tage das Lüften nicht. Warum sehn im Sommer die Landleute so gesund aus? Weil

ſie ſich tüchtig in friſcher Luft bewegen. Und warum werden die Landleute im Winter oft ſo bleich? Weil ſie ſich und ihren Stuben das Lebenselement, friſche Luft ſo wenig gönnen.

Nun zieht ſich der Herr Nachbar an; ich paſſe ganz genau auf. Daß auch im Sommer Unterkleidung getragen wird, halte ich für ſehr vernünftig, Leinwandunterhoſen für den Sommer, welche aus Wollſtoff oder Parchent für den Winter. Aber das will mir nicht gefallen, daß ihr im ſelben Hemd, wie ihr von der Arbeit kommt, in euer Bett kriecht und morgens wieder an eure Arbeit geht. So weit kann's auch der einfachſte Arbeiter bringen, daß er Tag- und Nachthemd ſtändig zum Wechſeln hat. Eins kann immer in der Zwiſchenzeit auslüften. So, jetzt kommen die Strümpfe dran. Halt! Saubre Leute waſchen ſich nicht nur, wo man's ſieht, die waſchen gelegentlich auch einmal die Füße, wie überhaupt ein Bad das beſte Mittel zur Erhaltung der Geſundheit iſt. Wo man's aber nicht haben kann? Ja, da gibt's wenigſtens eine Waſchbütte und in dieſer zwei Eimer warmes Waſſer; die Mühe iſt nicht groß, daß man ſich dahinein ſtellt, ſich ordentlich abſeift und dann richtig nachſpült. Doch das nebenbei!

Nun kommt die Morgenwäſche! Aber das Waſchnäpfchen, Herr Nachbar, iſt wirklich zu klein. Eine ordentliche Waſchſchüſſel aus Emaille wird noch zu erſchwingen ſein, und friſches Waſſer gibt's genug im Brunnen. Wer etwas auf ſeine Geſundheit gibt, ſoll übrigens nicht nur die Finger und die Naſenſpitze naß machen, ſondern ſoll vom Leder ziehn und an Bruſt und Rücken bei der Morgenwäſche auch denken. Tüchtig reiben und dann das Taghemd an! So und die Zähne? „Ja", ſagt der Herr Nachbar gedehnt, „ich habe da hinten ſo eine garſtige Wurzel: da fährt mir immer das kalte Waſſer rein". „Ach, Herr Nachbar mit der Wurzel würde ich ſchnell fertig: Einmal an einem freien Tag geht Ihr in die Stadt und zum Zahnarzt; das braucht nicht gerade der teuerſte zu ſein; es gibt auch einfache Leute, Barbiere, Techniker, die das Geſchäft ganz gut verſtehen. Da laßt Ihr euch einmal den Schnabel nachſehen: Was raus muß, mag raus, was noch zu retten iſt, das laßt plombieren: Es iſt für jeden, der geſund bleiben will, einfach Pflicht, die Zähne zu pflegen. Wie kann der Magen

richtig arbeiten, wenn der Mund die Speiſe nicht richtig zerkaut und zerkleinert an ihn abgibt? Sonſt muß ein geſunder Magen auch krank werden. Wenn die Zähne zum Kauen nicht mehr taugen, dann laſſe ich mir einfach ein Gebiß machen. Natürlich vorher fragen und vereinbaren, was das koſtet. Wir ſind jetzt in Deutſchland ſo weit, daß auch der einfache Mann ſich ein Gebiß leiſten kann, wenn er eins braucht. Künſtliche Zähne ſind keine Eitelkeit, das iſt einfach Geſundheitspflicht. Damit aber unſere Zähne nicht vor der Zeit ſchlecht werden, wollen wir ſie täglich pflegen. Eine Zahnbürſte und etwas Schlemmkreide oder Holzkohle ſind kein Kapital.

Nun kommt der Kaffee: Es ſchadet übrigens gar nicht, wenn darauf gehalten wird, daß ſofort nach Verlaſſen des Bettes die Kiſſen und die Federdecke hübſch ausgelegt werden. Es iſt ſogar das einzig Richtige für den, der drin ſchläft und auch für das Bett, wenn dies Lüften und Auskühlen täglich ein paar Stunden dauert. Alſo, eben bringt die Mutter den Kaffee. Unſere Voreltern waren praktiſcher, die tranken früh nicht ſo dünnes Geſöff, Kaffee geheißen, ſondern die hielten's mit einem ordentlichen Mehlbrei. Lange Zeit habe ich morgens Hafergrütze gegeſſen, und das hat mir immer prächtig geſchmeckt. Jetzt bin ich wieder zum Kaffee übergegangen. Warum? Ich weiß es eigentlich ſelber nicht; aber nächſter Tage befehle ich wieder: „Morgen ißt die ganze Familie wieder Grütze!“ Herr Nachbar, wenn Ihr auch etwas zu befehlen habt, ſagt auch: „Fort mit dem Kaffee! Von jetzt an Grütze oder Mehlbrei oder die alte Mehlſuppe!“ Wer ſchwere Arbeit zumal in freier Luft leiſten muß, braucht was Ordentliches in den Magen. Dünner Kaffee hält nicht vor, und weil dann Ermüdung ſich zeitig einſtellt, denken wir: der Schnapsbuddel muß helfen. Hätten wir am Morgen einen guten Grund gelegt, brauchte das nicht zu ſein.

Jetzt ſoll's in den klaren, friſchen Morgen hinausgehn. Die ganze Vorbereitung gegen die Kühle draußen beſteht im Umwürgen eines dicken Halstuches. Hätte ich was zu befehlen, ſo verlangte ich vom geſundheitlichen Standpunkt die Abſchaffung des Halstuches, weil es meine feſte Überzeugung iſt, ſo ein Tuch verweichlicht mehr, als es nützt. Wenn ich den Körper

ſchützen will, ſo muß ich ihn ganz ſchützen, am beſten durch eine warme Unterkleidung, oder wenn's die Arbeit verträgt, durch Überzieher oder Mantel; grundverkehrt aber iſt es, das andre alles frieren zu laſſen und nur dem Hals eine wärmere Hülle zu geben.

Zum zweiten Frühſtück ſchmeckt draußen das Stück Brot mit Wurſt, aber der Schnaps dazu iſt nicht nötig, Herr Nachbar! Wir wiſſen, daß Schnaps und Bier keine Nahrungsmittel ſind, und daß die Behauptung, Schnaps wärme, auch nicht mehr zieht. Die neuere Zeit iſt ja ſehr ſtreng mit dem Alkohol ins Gericht gegangen; da hat ſich herausgeſtellt, daß der Alkohol ein Herzgift iſt, das zuerſt anregt, um dann erſchlaffend zu wirken. Malzkaffee, Milch, Tee wärmen ebenſogut und machen nicht ſchlapp. Fühlt man das Gift in kleinen Mengen nicht ſo deutlich, die Wirkung iſt da, und die Wiſſenſchaft beſtätigt es.

Nun iſt es Abend geworden, und es geht heim. Zu Hauſe ſchleppt der Jüngſte die Socken heran. Wo aber bleiben die Strümpfe zum Wechſeln? Wir ſollten auch mehr auf das Wechſeln der Strümpfe achten. Iſt das Wetter heiß, iſt ein Wechſeln eine Wohltat; iſt das Wetter feucht, kalt, tut's erſt recht gut. Dann ſetzt ſich Vater mit dem Pfeifchen noch eine Weile an den Ofen, der's recht gut meint. Damit nicht unnötig Holz und Kohlen verkachelt werden, ſchafft ein Thermometer an. 15 Grad Réaumur ſoll die Zimmertemperatur nicht überſteigen.

Ja ſo, das Pfeifchen: Das verbiete ich nicht. Es gibt zwar Kerle, die laſſen den Kloben den ganzen Tag nicht ausgehn, und ſie ſind geſund dabei, aber das Übermaß ſchadet auch hier. Zum Arbeiten mag ich das Rauchen nicht, entweder es wird geraucht, oder es wird gearbeitet. Ein Arzt hat mir einmal geſagt: Zwei oder drei Pfeifen oder Zigarren am Tag ſchaden dem Geſunden nichts, aber den Tabak nicht Herr werden laſſen! Derſelbe Doktor macht jedes Jahr ſechs Wochen Pauſe, dann fängt er wieder an. Wer das kann, bleibt Herr!

Für unſre Geſundheit wollen wir uns alſo merken:

1. Reinlichkeit und noch einmal Reinlichkeit: Weil wir viel anfaſſen müſſen, haften oft Anſteckungsſtoffe an unſern Händen. Durch den Mund kommen die dann in unſern Körper und machen ihn krank.

2. Reinlichkeit daher auch für unſern Mund und regelmäßige Zahnpflege!

3. Reine Luft für unſre Lungen.

4. Eine geſunde Lagerſtatt für unſern Schlaf.

5. Zweckmäßige Kleidung, nicht zu warm und nicht zu dünn.

Was ich mit dem Herrn Nachbar beſprochen habe, gilt auch für die Frau Nachbar und die Kinder.

Wenn Krankheit einkehrt.

Der alte Vater Schmidt war bettlägerig geworden; erſt hatte er geglaubt, Erkältung und Reißen wär's; dann war der Zuſtand aber doch ernſter geworden, und die Schmerzen hatten zugenommen. So war eines Abends der Sohn, bei dem er als Altenteiler wohnte, in die Stadt gegangen und hatte den Doktor gebeten, doch einmal nachzuſehen. Der war auch gekommen, hatte ſehr genau unterſucht und ſchließlich das Leiden als Gelenkrheumatismus erkannt: Vier Wochen mindeſtens Bettruhe, ein Rezept, gute Pflege, leichte Koſt.

So war alſo bei Schmidts Krankheit eingekehrt; aber die jungen Schmidt's waren gute Leute, und er hatte zu ihr geſagt, wie der Doktor wieder abgefahren war: „Unſer Vater ſoll's gut haben." Denn ſie gehörten nicht zu der Sorte von Söhnen und Töchtern, die denken und es auch ruhig ausſprechen: Wenn die Alten nicht mehr ſchaffen können, dann mögen ſie in Gottes Namen ſterben; denn der Menſch, der nicht ſchaffen kann, iſt auf der Welt überhaupt zu nichts mehr nütze. So hatte denn der Alte auf ſeinem Schmerzenslager eine gute Pflege. Aber, aber die jungen Leute hatten noch niemand gepflegt, und ſo behutſam ſie den Patienten beim Umbetten auch anfaßten, ohne viel Jammer und Geſtöhn ging's wegen der großen Schmerzen doch nicht ab. Und ſie hätten's doch leicht gehabt gerade mit dem Umbetten, wenn ſie was verſtanden hätten: Vier Perſonen ſind dazu nötig und ein zweites Bett. Der Kranke wird im Bettuch, worauf er liegt in das andre Bett geſchafft und ruhig in dem Tuche liegen gelaſſen, natürlich zugedeckt. Dann wird in aller Ruhe das Krankenbett neu gemacht, auch ein neues

Bettuch aufgelegt und gut mit der Wärmflaſche durchwärmt. Nun packen die vier Perſonen die vier Zipfel des Bettuches wieder an, heben den Kranken zurück, und ganz langſam und ſorgfältig wird das Bettuch Nr. eins wieder unter dem Kranken vorgezogen. Hat der Kranke viel geſchwitzt, ſo bleibt er am beſten den ganzen Tag im zweiten Bett und wird am Abend erſt wieder zurückgebettet.

So iſt es eine Kleinigkeit. Aber was werden unſere Kranken oft in aller Liebe malträtiert! Da werden Betten auf den Patienten gehäuft, daß er in einem fort ſchwitzen muß. Dann und wann ein Schweißausbruch iſt oft eine große Wohltat, aber das fortwährende Schwitzen iſt ein Fehler, weil's den Kranken ſchwächt.

Da wird ſorgfältig jedes Fenſter zugehalten. Ein kalter Zug könnte dem Patienten ſchaden. Nein, friſche Luft braucht der Körper in geſunden Tagen, braucht er vor allem, wenn er krank iſt. Beim Lüften kann man's ja ſo einrichten, daß das Krankenbett nicht im Zuge ſteht, oder man hängt an einer ſtraffen Schnur Vorhänge vor's Bett oder man deckt kurze Zeit einen Schleier übers Geſicht. Da wird in den Ofen eingekachelt, daß man einen Ochſen braten kann; gewöhnlich ſoll die Temperatur im Krankenzimmer 12 Grad Reaumür nicht überſteigen; aber wo findet man in unſern Bauernhäuſern ein Thermometer? Kinkerlitzchen, geſchmackloſe Bilder eine ganze Menge, aber ein Thermometer iſt wunderſelten. Und wie wohltätig iſt's, wenn eine große Schale kochenden Waſſers in oder auf dem Ofen die Luft hübſch feucht erhält. Und endlich der viele Beſuch. Manchen Kranken iſt ja wegen der Langenweile und des Alleinſeins ein Plauderſtündchen ſehr willkommen; aber wie trifft man's in vielen Krankenſtuben, wo Ruhe und Stille auch Pflicht wäre. Da ſitzt die ganze Bude voll und ein halbes Schock Klageweiber mitten drunter; da hat jeder eine ähnliche Krankheit miterlebt, und alle, die ſie gehabt haben, ſind teils geſtorben, teils ſiech und lahm geblieben. Wo es ſich um Schwerkranke handelt, gehört niemand in die Krankenſtube wie Pflegerin oder Pfleger; fremde Leute ſollen gefälligſt fort bleiben.

Wo man's haben kann und wo ſich's nur irgend ermög-

lichen ließe, ſollte in jedem Dorfe eine Gemeindeſchweſter oder eine in einem Krankenhauſe ausgebildete Pflegerin der Kranken ſich annehmen. So haben wir's hier: Im Kreisſtädtchen iſt die Station, eine Reihe von Dörfern iſt angeſchloſſen. Da kommen dann die Schweſtern im Notfall jeden Tag, leiten das Umbetten, waſchen und kämmen die Patienten; letzteres muß ja immer mit beſonderer Zartheit geſchehen. Wo es nottut, verbinden ſie auch; kurz wenn etwas vorfällt, wird die Schweſter benachrichtigt, die dann ſofort die ganze Krankenpflege in die Hand nimmt, das Bett vor allem richtig baut, um dem Kranken die beſte Lage zu ermöglichen, und in den tauſenderlei Dingen, die man den Arzt nicht gefragt hat, weil ſie einem im Augenblick nicht einfallen, die richtige Auskunft geben kann. Dazu ein kleines Beiſpiel:

Geſtern ſpielen Kinder in der Nähe eines Hauſes, das umgedeckt wird; läuft da ein Mädel richtig zu nahe an die gefährliche Stelle, ein Ziegel ſauſt herunter und ſchlägt ihm ein tiefes Loch in den Kopf. Das Kind wird blutüberſtrömt ins Elternhaus gebracht, eine ganze Verſammlung umſteht bald die ratloſe Mutter: Einer ſchlägt Feuerſchwamm als blutſtillendes Mittel vor, ein andrer hat gehört, Spinneweben wären gut. Da war's ein rechter Segen, daß die Gemeindeſchweſter gerade im Ort war. Die ſchnitt erſt einmal das Haar um die Wunde fein vorſichtig mit der Schere aus ihrem Verbandbeſteck ab, wuſch die Wunde und die Haut darum, legte den Notverband an und blieb ſolange da, bis der Arzt kam. Wir wiſſen's alle: den Doktor holen koſtet auf dem Lande mehr wie in der Stadt; darum drückt man ſich, ſolange wie's geht. Deshalb iſt es auch ein großer Gewinn, wenn die Schweſter entſcheiden kann, ob die Zuziehung eines Arztes geboten oder nicht notwendig iſt. Kleinere Sachen, das Verbinden eines böſen Fingers und dergleichen machen unſere Schweſtern ſelbſt; in ſchwierigeren Fällen ſind ſie die gegebenen Gehülfinnen des Arztes. Sie beobachten den Kranken, helfen operieren, helfen verbinden.

Zumal in der Wundbehandlung iſt noch vieles auf unſern Dörfern faul. Da gilt's erſtlich einmal, gegen das Pflaſter zu Felde zu ziehen. Es hat ſich einer geſchnitten, das Meſſer

Digitized by Google

war nicht ganz ſauber, was geſchieht da gewöhnlich? Da wird ein Pflaſter aufgelegt. Falſch! Erſt muß die Wunde gereinigt werden; am beſten beſorgt das unſer Blut und dann reines Waſſer. Nun fängt die Sache an, ſich zu entzünden. „Ja, da muß eben die Materie rauseitern", ſagt der Wunderdoktor auf dem Dorf. Falſch! Bei richtiger Wundbehandlung braucht ſich gar nichts zu entzünden. Eiter iſt meiſt ein Zeichen von Unreinigkeit in der Wunde. Es iſt daher beſſer, wir machen die Wunde ſofort nach der Verletzung rein und laſſen ſie ſich dann normal ſchließen, wo ein Heftpflaſter zum Zuſammenhalten der Wundränder gute Dienſte tut, als daß wir unreine Wunden an uns tragen, die der Körper mühſam durch Eiterbildung wieder ſauber machen muß. Alſo eine friſche Wunde mag erſt ein wenig bluten, dann verbinden wir, nachdem wir ſie in friſchem Waſſer, das in ſauberer Schüſſel ſteht, abgeſpült haben. Es ſchadet gar nichts, wenn auch eine friſche Wunde ſauber mit Kernſeife ausgewaſchen iſt, dann bleibt Entzündung und Eiterung viel häufiger aus. Wenn es aber zu Eiterbildung kommt, dann tut ein Seifenbad oft Wunder. Man nimmt dazu eine ſaubere Schüſſel mit ſauberem warmen Waſſer und ſteckt Hand oder Fuß, was nun gerade entzündet iſt, hinein. Im warmen Waſſer liegt ein Stück Kernſeife und bleibt die Viertelſtunde, die ſo ein Seifenbad dauert, drin liegen. Dann wird mit einem reinen Tuch vorſichtig abgetrocknet und friſch verbunden. Bei Schwären leiſtet ein Zugpflaſter gute Dienſte. Und wie das warme Bad, ſo wirkt zuweilen das kalte Waſſer wahre Wunder; hat ſich ein Riß oder eine Schnittwunde entzündet und brennt und tobt das in der Wunde, dann ein zuſammengelegtes reines Taſchentuch in kalt Waſſer getaucht und aufgelegt, und der Schmerz iſt wie weggewaſchen. Auf die Kälte folgt eine wohlige Wärme, und droht der alte Schmerz wieder zu kommen, ſchnell das Tuch wieder in das kalte Waſſer getaucht und wieder aufgelegt; wie gern macht man ſich die kleine Mühe.

Sauberkeit und noch einmal Sauberkeit iſt Hauptbedingung für jede Krankenpflege: In einem ſauberen Bett ſoll der Patient liegen, ſauber und freundlich ſoll die ganze Umgebung ſein. Nicht Arzt und Medizin allein machen geſund. Es gibt

ſo allerlei „Imponderabilien", wie der Lateiner ſehr fein ſagt, nicht wägbare Dinge, die für den Heilerfolg ausſchlaggebend werden können, als da ſind Erſparung jeder Aufregung, der Kranke muß vor allem fühlen: Die Pflege, die du jetzt genießeſt, iſt für die Deinen nicht Laſt, ſondern ſie möchten gerne noch mehr tun, und Sauberkeit.

Die vor allem iſt notwendig für den Hebammendienſt auf dem Lande. Früher war das Kindbettfieber eine Geißel der Land- wie der Stadtbevölkerung. Wir haben gelernt, daß nur Unſauberkeit die Urſache dieſer tödlichen Krankheit iſt. Nach ärztlicher Vorſchrift haben ſich die Hebammen eine ganze Viertelſtunde fortgeſetzt zu waſchen, um ja jede Unreinigkeit von den Fingern zu entfernen, bevor ſie unterſuchen, und wenn ſie das nicht tun, laden ſie die Verantwortung für viele Leiden, ja für manches Menſchenleben auf ſich. Es iſt kein Fehler, wenn die Angehörigen der jungen Mutter ſelbſt aufpaſſen, daß die Hebamme ja reinlich iſt. Blitzblank muß ſie ſein wie jedes Inſtrument, das ſie anfaßt, und wie jeder, auch der unſcheinbarſte Lappen, den ſie braucht.

Zur Sauberkeit gehört auch das trübe Kapitel der Lungenſchwindſucht. Ein Siebentel aller in Deutſchland jährlich ſterbenden Perſonen fällt der Tuberkuloſe zum Opfer, oft deshalb weil die ländlichen Wohnungen der rechten Sauberkeit entbehren, weil Luft und Licht zu wenig in ſie eindringen können.

Nach neueſter Forſchung wird Tuberkuloſe (Schwindſucht) erregt durch kleinſte lebende Geſchöpfe, die ſogenannten Bazillen; die dringen bei der Atmung in die Lungen ein, ſetzen ſich feſt und vermehren ſich rieſig ſchnell. Und der Erkrankte huſtet das Gift wieder aus, das ſein Nachbar dann einatmet. Schwindſucht iſt alſo eine anſteckende Krankheit. Ein Heilmittel, das man in der Apotheke kauft, gibt's noch nicht; und doch läßt ſich die Krankheit heilen; aber bald muß man den Kampf mit dem kleinen, gräßlichen Feinde aufnehmen, und das geſchieht in der ſog. Lungenheilſtätte. Deren Erfolg erklärt ſich durch die vorzügliche Ernährung, den reichlichen Aufenthalt der Patienten in freier Luft, durch kräftigende und appetitanregende kalte Abwaſchungen und durch die peinlichſte Sauberkeit. Und da heißt's vor allem den Auswurf, den Träger der

kleinen Gifttierchen, zu vernichten, damit ihn der Nachbar nicht einatmet und ſich aufs neue vergiftet; und ſo ſoll man's auch bei Kranken in unſerer Mitte machen. Nie ſoll ein Schwindſüchtiger auf den Boden oder in das Taſchentuch ſpucken, nie ſoll er Eßgerät oder Trinkgefäß mit uns teilen. Ein Spucknapf iſt zu beſchaffen, in dem immer Waſſer ſtehn muß. Der Auswurf wird am ſicherſten unſchädlich gemacht durch Chlorkalk oder Karbolſäure, oder am beſten durch die reinigende Kraft des Feuers. Nie ſoll ein Schwindſüchtiger mit einem Geſunden das Bett teilen. Betten von Schwindſüchtigen müſſen viel geſonnt werden, wie überhaupt der Sonne gegenüber der Tuberkuloſe eine mächtige Heilkraft innewohnt.

Sobald wir merken, daß etwas mit unſrer Lunge nicht ſtimmt, gehen wir ſofort zum Arzt. Schwindſucht iſt in ihren erſten Anfängen immer heilbar. Wenn ſchon Blutſturz und Nachtſchweiße eingetreten ſind, iſt der Heilerfolg bereits zweifelhaft. Wenn der Arzt die Überführung in die Lungenheilſtätte notwendig erachtet, ſollen wir dankbar für dieſe Wohltat der Invalidenverſicherung ſein und ſollen bleiben, bis wir als geheilt entlaſſen werden. Ein Aufenthalt unter einem Vierteljahr iſt zwecklos; denn die Heilung unſrer angegriffenen Lunge braucht geraume Zeit.

Noch einmal zurück zum alten Vater Schmidt, der lag ſteif, ohne ein Glied rühren zu können, in ſeinem Bett: Da war's ein Segen, daß der Ortspfarrer mit Hilfe der Gemeinde eine Margaretenſpende angeſchafft und im Pfarrhaus aufgeſtellt hatte. Was iſt das für ein Ding, die Margaretenſpende? Landmann Jakobſen in Norderbrarup-Angeln hatte eine ſchwerkranke Tochter; die Pflege war ſchwierig, und er merkte am eigenen Leib, wie quälend es für die Angehörigen iſt, wenn ſie ſo einem Kranken manche Liebe antun könnten, wenn die nötigen Gerätſchaften vorhanden wären. Die Tochter Margarete ſtarb; aber Jakobſen, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, hatte aus der Krankheit viel gelernt. Alle für die ländliche Krankenpflege nötigen Gegenſtände wurden von ihm zuſammengeſtellt und in einem Schrank vereinigt, den ſtellte er in ſeinem Hauſe auf und nannte ihn nach ſeiner verſtorbenen Tochter: „Margaretenſpende". In hunderten von Gemeinden

ist diese Spende schon aufgestellt. 190 Mark betragen die ersten Anschaffungskosten, 15 Mark jährlich die Unterhaltung und Ergänzung. Was aber auch alles da drin ist! Luftkissen, Wasserkissen, Irrigatoren, Stechbecken, Thermometer, Eisbeutel, Wärmflaschen u. s. w. — So ging die junge Frau Schmidt ins Pfarrhaus und holte sich, nebenbei bemerkt, ohne einen Pfennig dafür zu zahlen, alles, was sie zur Pflege brauchte. Sogar an die Klingel, womit der Kranke seine Pflegerin herbeirufen konnte, war gedacht. Und dann das Luftkissen. Bei alten Leuten ist die Gefahr des Durchliegens immer besonders groß. Wie atmete der Kranke erleichtert auf, als ihm das aufgeblasene Kissen unter den Rücken geschoben werden konnte, er lag da weicher als der Reichste in seinem Daunenbette, und mit dem Trinken war's auch so schwierig gewesen; jede Bewegung war eine Qual; wie war es da schön, als die Suppe ihm in bequemer Krankentasse gereicht werden konnte, wo er ohne einen Finger zu rühren, bequem trinken konnte.

Krankheiten verhüten ist besser als Krankheiten heilen! Zu ihrer Verhütung sind manche Mittel uns in die Hand gegeben; die wollen wir nützen. Wenn aber Krankheit über die Unsern kommt, dann wollen wir denken an das Apostelwort: Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Vom Alkoholteufel.

Jetzt will ich über einen Feind mit euch reden, der mehr Menschen in einem Jahre mordet als ein großer Krieg, als die blutigste Schlacht, die je geschlagen ist: Vom Alkohol! Da fallen jedem gleich ein ganzes Schock Witze und Anekdoten ein; die wollen wir jetzt beiseite lassen. Die Sache ist mir heilig ernst und muß es jedem sein, der über das Glück auf dem Lande sich Gedanken macht. „Na, ein Schnäpschen in Ehren kann niemand verwehren", wird mir da erwidert; ist's denn wirklich so schlimm? Gewiß, ich kann's euch sogar zahlenmäßig beweisen. In der Rhön z. B. kommen nach einer Umfrage auf 136 Personen, Frauen, Kinder eingerechnet, ein Säufer oder eine Säuferin; wo anders mag's noch schlimmer sein, in

ſeltenen Fällen iſt der Prozentſatz günſtiger. Was umſchließt dieſe eine Zahl für Jammer und Elend! Immer unter 136 Perſonen iſt eine, die dem Trunk willenlos ergeben iſt, bis der Körper verfällt und ein frühzeitiger Tod ſo einem Saufleben ein trauriges Ende macht. Gleich noch ein paar Zahlen: Nach einer gleichfalls kürzlich gehaltenen Umfrage kommen auf den Kopf der Bevölkerung in unſern Bergen für Schnaps und Bier M. 19,46 im Jahre. Das ergibt für eine fünfköpfige Familie ausgerechnet M 97,30. Soviel verbraucht im Durchſchnitt der einzelne Hausſtand. Da kratzt ſich nun mancher hinter dem Ohr und ſagt: „Alle Wetter! Aber bei uns, da iſt's lange nicht ſoviel". „Herr Nachbar", ſage ich dagegen, „das glaube ich Euch auch erſt dann, wenn Ihr mir's auch zahlenmäßig beweiſt. Alſo nehmt Euer Ausgabenbuch vor und zieht einmal da die Poſten für Biergroſchen, für Schnaps, für Wein zuſammen, was Ihr ſo ein Jahr über ausgegeben habt. Glaubt mir, Ihr hättet die Summe, die zum Schluß herauskommt, nicht für möglich gehalten."

Da ſagen nun die Dummen: „Das iſt einmal ſo, und wer will's ändern?" Dagegen ſage ich: „Ich will's ändern, und jeder der um die Volkswohlfahrt ſich ſorgt, muß mit Hand anlegen, ſonſt verkommt unſer Volk im Trunk. So iſt's denn für mich eine große Freude, daß ich euch ſchon da und dort von Anfängen berichten kann, wie gegen den Teufel Alkohol der Kampf begonnen hat. Noch vor nicht langer Zeit wurde jeder ausgelacht, der im Wirtshaus einen ſtrammen Trunk nicht mittat. Jetzt iſt es ſchon bei uns möglich, daß einer ſeinen Durſt löſcht, ohne Alkohol zu nehmen. Es gibt ja der Erſatzgetränke eine ganze Menge; leider ſind ſie zum großen Teil noch zu teuer, und Bier iſt noch billiger. Das wird aber ſchon anders werden, wenn erſt einmal der Kampf gegen die alkoholiſchen Getränke allgemeiner geworden iſt und wir mehr mit dem alten Schlendrian gebrochen haben.

Eine alte Volksanſchauung zählt den Alkohol unter die Nahrungsmittel. Dahin gehört er nicht. Alkohol, Spiritus iſt ein Herzgift; es geht ſchnell in das Blut über und regt Herz und Gehirn an, betäubt dann, um ſchließlich eine erſchlaffende Wirkung auszuüben. Alſo ich wiederhole nochmals:

Bier, Schnaps, Wein ſind keine Nahrungsmittel, ſie helfen den menſchlichen Körper nicht mit aufbauen, wie Stärke, Fett und Eiweiß; ſie ſind nur Peitſche. So iſt es auch ein Kapitalirrtum, Alkohol gebe Kraft. Nein, Peitſche iſt's, und wenn wir mit der Peitſche einen Gaul zu größerer Kraftanſtrengung getrieben haben, dann folgt ganz notwendig die Abſpannung. Das haſt du ſchon geſpürt. Wenn du kein Gewohnheitsſäufer biſt, dann merkſt du nach jedem großen Bier- oder Schnapsgenuß, daß Katzenjammer, Kopfſchmerz, Abſpannung folgen. So hüte dich vor dem Zuviel, hüte dich vor der Gewohnheit; ſchnell kommt's ſo weit, daß du das Bier, den Schnaps nicht mehr entbehren kannſt, dann geht's reißend bergab!

Es gibt auf unſern Dörfern noch nicht viele; aber es gibt doch ſchon einige, die trinken überhaupt keine alkoholhaltigen Getränke. Zu denen gehöre ich nicht; aber ich brauche nicht zu trinken. Da können vierzehn Tage, vier Wochen vergehen, ehe ich einmal Bier trinke. Gelegentlich komme ich auch einmal ins Wirtshaus; Kaffee oder Squaſh, hier Quatſch genannt, oder auch Bier beſtelle ich mir; je nachdem ich Appetit und Luſt habe. Was die andern denken oder ſagen, iſt mir gleich; für mich beſteht kein Trinkzwang. Wir ſind ſelber drau ſchuld, daß dieſer Trinkzwang auf unſern Dörfern noch beſteht, weil wir uns immer von neuem ihm fügen. Und dann gleiches Maß für alle! Es iſt ein Unding, wenn die Frau ſich daheim ſchindet und der Mann im Wirtshaus ſitzt, die Fauſt voll Karten, neben ſich den Schoppen oder das Schnapsglas. Was wir von unſeren Frauen, unſern Familien verlangen, das müſſen wir von uns ſelbſt fordern: Mäßig ſein!

Der Alkohol iſt der größte Mörder auch des Familienglückes. Anſtatt daß ſo ein pflichtvergeſſener Vater in den Wirtshäuſern herumſäuft, ſoll er beſſer mit ſeiner Frau daheim ein Plauderſtündchen halten, ſoll er den Seinen aus dem Blätter- und Bücherſchatz des Deutſchen Dorfboten etwas vorleſen, oder ſoll er mit ſeiner Frau einen Gang durchs Feld machen. Das iſt geſünder und auch billiger.

Damit aber eure Kinder, Herr und Frau Nachbar, ſpäter nicht Gefahr laufen, Säufer zu werden, merkt den Satz: Bier, Schnaps, Wein, den Kindern gereicht, iſt

immer Gift, iſt ein Verbrechen! Da gibt's ſo ſchrecklich alberne Mütter, die denken: „Ach, nur ein einziges Schlückchen!“ Denkt doch daran: Alte Säufer waren auch einmal junge Trinker. Man hat's ſie auch erſt gelehrt, man hat ſie ermuntert, man hat ſie nicht gewarnt.

Kannſt du den Schnaps, das Bier nicht laſſen, ſo ſei wenigſtens mäßig; aber nie laß deine Kinder trinken, bis ſie das Glas Bier ſich ſelbſt verdienen. Auch dann fordere nicht zum Trinken auf! Gib du deinen Kindern ein gutes Beiſpiel und leg Biergroſchen und Schnapsfünfer beſſer an: auf der Sparkaſſe! Kauf Fleiſch, Wurſt, Speck, Brot, das gibt andre Kraft wie der Alkohol; und wenn du trinken mußt, ſieh nicht auf die andern, wie die's treiben, ſondern ſieh auf deinen Geldbeutel und deine Familie. Mehr Segen ruht auf einer Taſſe Kaffee oder Tee, die du daheim trinkſt, als auf dem Glas Bier im Wirtshaus.

Ja, unſere Wirtshäuſer! Gegen die ehrenwerten Wirte will ich nichts ſagen, die auf Ordnung in ihrem Hauſe halten und Angetrunkenen, ſowie notoriſchen Säufern überhaupt nichts ausſchenken; aber die werden auf dem Lande immer ſeltener. Leider ſind die ſtädtiſchen Großbrauereien am Verſchwinden des biederen Dorfwirtes mit ſchuld; da wird ein Dorfwirtshaus nach dem andern vom Großkapital, das in den Brauereien arbeitet, einfach aufgekauft. Dann wird ſo eine Sorte Wirt als Pächter eingeſetzt, der kein andres Intereſſe hat, als möglichſt viel Bier für die Brauerei in der Stadt umzuſetzen. Verkauft er nicht genug Hektoliter, fliegt er bei Zeiten. So wird ganz zielbewußt die Sauferei unter der Landbevölkerung gefördert; lieſt man doch ſchon auch auf kleinen Dörfern von Bockbierfeſten und Maskenbällen, veranſtaltet von findigen Wirten.

Natürlich haben die einſichtsvollen Kreiſe dagegen Front gemacht; es fehlt auch nicht an Verſuchen zu beſſern. Ich denke da namentlich an die Reformgaſthäuſer, deren Grundgedanke iſt: Das einzige Wirtshaus im Dorf darf nicht mehr Spekulationsobjekt ſein, ſondern muß Beſitz der Gemeinde oder einer gemeinnützigen Geſellſchaft werden; der eingeſetzte Verwalter erhält feſte Beſoldung und darf an den verſchenkten,

geiſtigen Getränken keinen Nutzen haben. Der etwaige Reingewinn wird zu Wohlfahrtszwecken, namentlich zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches verwandt. Daß das nicht etwa nur haltloſe Pläne ſind, haben tüchtige Leute der Welt ſchon bewieſen, namentlich in Schweden und England. Aber auch bei uns in Deutſchland regt es ſich leiſe: Einzelne Gaſthäuſer, auch auf dem Dorf ſind ſchon in der oben beſchriebenen Weiſe reformiert, andere ſind überhaupt alkoholfrei eingerichtet. Jedenfalls beſteht in beiden Arten von Reformgaſthäuſern ein Trinkzwang überhaupt nicht; man kann da einkehren, kann ſich dort unterhalten und braucht nichts zu verzehren.

Noch ſind wir in jedem Dorfe nicht ſoweit; aber es iſt ſchon viel gewonnen, wenn dieſe neuen Gedanken auch auf dem Lande Boden gewinnen. Dann iſt Hoffnung, daß unſere Geſelligkeit, die wir alle brauchen, nicht im Biere untergeht und wir auch wieder Feſte feiern lernen, bei denen das Trinken nicht die Hauptſache iſt.[1])

Invaliden- und Altersverſicherung.

Wie waren die beiden ins Armenhaus gekommen? Das war ganz einfach zugegangen: Sechs Kinder hatten ſie großgezogen und ſich tüchtig geplagt. Dann war's mit dem Tagelöhnern nicht mehr gegangen, der Älteſte hatte das Häuschen übernommen, die Stube hintenhinaus war der Alten Quartier geworden. Nun hatte der Älteſte Pech gehabt, wie ſeine Saufkumpane es nannten; der Tagelohn hatte nicht gereicht, der Schulden waren immer mehr geworden, gerichtlich war mit den Alten nichts gemacht; ſo wurde das Häuschen zwangsweiſe verkauft, der Herr Sohn hatte mit ſeinen Kollegen noch einmal tüchtig im Wirtshaus getrunken; dann war das Wägelchen mit den Sachen der Frau nach der Stadt abgerollt. Die beiden Alten hatten mitziehen ſollen; das hatten ſie nicht gemocht; dann ſollten ſie bleiben, er könnt's auch nicht ändern, hatte der Lump von Sohn gemeint; die

[1]) Eingehender nach allen Seiten iſt dies für unſer Volk ſo überaus bedeutſame Thema behandelt in der ſoeben erſchienenen Schrift Heinrich Sohnreys, Das Wirtshaus auf dem Lande.

andern Kinder wohnten weit. So waren die zwei, weil niemand im Dorfe ſie aufnehmen wollte, ins Armenhaus gekommen, und nun beteten beide jeden Tag um ein baldiges Ende. —

So war's früher; wenn ein Arbeiter mit ſeiner Kraft fertig war und ſeine Herrſchaft nicht aus Gnade und Barmherzigkeit etwas für den Alten tat, dann lag er einfach den Kindern oder der Gemeinde zur Laſt; und ihr wißt ſelbſt, das iſt ein jammervolles Stücklein Brot, wenn's einem jeden Tag klar gemacht wird, es wäre das Geſcheiteſte, wenn's bald ein Ende hätte.

Jetzt iſt das Ding freilich anders. Da iſt für die invaliden und alten Arbeiter geſorgt, trotzdem jeder über die Klebegeſetze räſonniert: „Alle Woche immer die Abzieherei vom Lohn! Und ich habe doch nichts davon! 70 Jahre werde ich nun doch einmal nicht. Mein Vater ſelig iſt mit 57 fertig geweſen, mein Großvater mit 51, wenn ich recht berichtet bin. Wozu alſo das Geld zum Fenſter hinauswerfen!“ — Na, da haben wir wieder ein ganzes Stück blühenden Blödſinns bei einander! Man kann's jeden Tag hören, und wenn man denkt, endlich einmal damit fertig zu ſein, wupp, iſt der Unſinn wieder hoch und lügt von neuem. Alſo, Nachbarn, ſeht euch doch einmal ſo eine Karte an! Was ſteht da drauf? „Invalidenverſicherung.“ Alſo, ich würde von heute an nicht mehr ſo darüber mitſchimpfen, ſondern ganz ſtille ſein, und wenn die Luſt zum Zanken über das neumodiſche Ding wieder einmal recht ſtark würde, ſoll von heute an das Wörtchen „Invalidität“ mir vor die Seele treten und mich mahnen: „Du wollteſt doch ſtille ſein; das Ding heißt ja Invalidenverſicherung!“ Dazu habe ich eine Geſchichte zu erzählen, wie ſie hin und her im deutſchen Vaterlande jährlich tauſende paſſieren:

Es war ein häßlicher Herbſt geweſen, Regen und Kälte, Kälte und Regen. Die Kartoffeln waren heraus, aber die Zuckerrüben ſteckten noch im durchweichten Lehmboden. So war man im Regen ans Werk gegangen. Der Arbeiter Schmidt hatte tüchtig ſeinen Mann geſtanden; abends kam er durchnäßt heim; in kaum getrockneten Kleidern ging's früh wieder hinaus. Da war er an einem Freitag abends frierend nach Hauſe gekommen, hatte auch im Bett trotz eines heißen Linden-

blütentees, den ſeine Alte gebraut hatte, nicht warm werden können, und am andern Morgen war er in allen Gliedern ſo zerſchlagen, daß an Aufſtehen nicht zu denken war. Frau Schmidt wollte es noch zwei Tage mit Hausmitteln zwingen; dann hatte der Arzt aber doch kommen müſſen; der hatte etwas verſchrieben und dazu ein ſehr bedenkliches Geſicht gemacht. Endlich war die Kriſis in der Lungenentzündung eingetreten, und langſam ging's auf die Geneſung zu.

Als der Doktor dann das letzte Mal da war, hatte er noch einmal ganz genau das Herz behorcht und nachdenklich gemeint: „Schmidt, dahier iſt noch nicht alles im Lote. An Arbeiten iſt vorderhand nicht zu denken. Ihr müßt ins Bad!" „Ja, ins Bad", hatte der mit bitterem Lachen gemeint. „Na, nur ſachte", hatte der Doktor ganz gemütlich weiter geredet, „ſelbſt bezahlen ſollt Ihr das natürlich nicht. Gelt, Ihr ſeid doch in der Invalidenverſicherung? Daß Ihr nicht arbeiten könnt, iſt klar. Ehe die Verſicherung Euch, wir wollen das Ding einmal ganz grob nennen, bis an Euer Lebensende füttert, probiert ſie's lieber erſt mit einer Badekur!"

Richtig, ein paar Wochen ſpäter kommt ein Brief an den Bürgermeiſter im Ort, der Kleinbauer Schmidt habe ſich innerhalb acht Tagen zur Heilbehandlung im Bad Nauheim zu melden. Natürlich gab's im Schmidtſchen Hauſe eine große Heulerei, ein paar Weiber aus der Nachbarſchaft halfen wacker mit: „Sogar in ein Bad, da kommt keiner lebendig heim!" So war's ein Glück, daß der Doktor gerade vorüberfuhr; der war diesmal aber gar nicht gemütlich geſtimmt, beſeitigte erſt einmal mit grober Rede die Klageweiber aus der Nachbarſchaft und ſtellte ſich vor das Schmidtſche Ehepaar hin: „Schmidt, er iſt ein Eſel, auf das Geheul da was zu geben! Übermorgen ſitzt Ihr auf der Bahn oder ...." Da ſagte Schmidt ganz ergeben: „Ja, Herr Doktor". — Als er nach ſechs Wochen wieder heimkam, ſah er blühend aus und wußte nicht genug zu erzählen, wie ſchön's da unten in Heſſen geweſen, und wie fein er verpflegt worden ſei. Vorſchriftsmäßig meldete er ſich beim Doktor, der ſah ihn groß an: „Schmidt, ſeht Ihr's jetzt ein, wart Ihr ein Eſel, daß Ihr nicht hinwolltet"? „Ja Herr Doktor", kam's ganz überzeugend heraus. „Na alſo! Nun

Digitized by Google

wollen wir noch einmal unterſuchen .... Hat ſich hübſch gemacht, Schmidt, aber arbeiten könnt Ihr, wenn's gut geht, ein paar Jahre noch nicht. Ich werde eine Rente beantragen. So bezog der Patient nach Beendigung des Heilverfahrens monatlich 20 M. — Das war für Schmidts recht wenig, aber doch genug, daß die Familie vor Not und Verarmung geſchützt blieb, zumal auch Schmidts Vater, der früher ebenfalls Gutsarbeiter geweſen war, eine Altersrente bezog, die wenigſtens teilweiſe mit in den Haushalt floß. Wo wäre ſo etwas früher möglich geweſen!

Es iſt ein Fehler, wenn auf dem Dorfe einer noch nicht Gebrauch von dieſer großen Wohlfahrtseinrichtung macht. Jeder Arbeiter, jeder ſelbſtändige deutſche Bauer, ſofern er nicht mehr wie zwei Tagelöhner oder Dienſtboten hat, ſollte ſich die Wohltat der Invalidenverſicherung zunutze machen. Er gewinnt für den Fall dauernden Siechtums und der Altersſchwäche eine Verſicherung ſo billig, wie ſie keine Privatverſicherung bieten kann. Denn der Staat legt, was keine Privatgeſellſchaft vermag, auf jede fällige Rente jährlich 50 Mark aus ſeiner Taſche zu. Daß das Haushalten hilft, brauche ich euch nicht erſt zu ſagen. Wenn ein Vater die Wirtſchaft abgegeben hat und nicht mehr ſo fort kann in der Arbeit, wie er gern möchte, dann braucht ihn der Sohn nicht zu unterhalten, wenn er am Monatsanfang immer auf die Poſt marſchieren und ſich ſeine Rente holen kann; er bringt bar Geld in den Haushalt und iſt allſeitig beliebt. 12 bis 18 Mark koſtet das Kleben im Jahr, vor dem 40. Jahre muß begonnen ſein; nach ein paar Jahren Wartezeit haben wir Anſpruch auf die Wohltat der Invalidenrente, wenn uns etwas zuſtößt.

Das alles wird dem deutſchen Bauern jahraus, jahrein viele Male gepredigt. Aber nützt's denn was? Nein! Das kommt alle Tage vor, daß beiſpielsweiſe junge Leute, die in Stellung waren, alſo nach dem Geſetz kleben mußten, ſofort die Verſicherung aufgeben, wenn dieſer Zwang aufhört. Nach zwei Jahren erliſcht dann der Anſpruch auf eine Rente, und das Kapitälchen, das in Verſicherungsmarken durch den Verſicherten wenigſtens zur Hälfte ſelbſt aufgebracht iſt, verfällt. „Na, ich habe wenigſtens die Hälfte der Beiträge mir nach

meiner Hochzeit geſchwind herauszahlen laſſen, alſo gerettet", ſagt die Frau Baſe. „Sehr dumm" ſage ich dazu. „Hättet ihr beide, Mann und Frau, geſcheit die kleine Laſt jährlich mit dem Kleben getragen, ihr wäret für euer Alter und für die Zeit, wo ihr nicht mehr tagelöhnern könnt, ſchön heraus. Die 20 Mark, die jetzt bei eurer Verheiratung zurückgezahlt ſind, machen euch nicht fett; aber ihr wißt nicht, was für ein Segen eine Rente für euch, eure Familie und für die Familie, in der ihr einmal alt und abgearbeitet leben müßt, geweſen wäre.

Alſo wer noch nicht „klebt", ſoll ſich das Ding recht genau überlegen, ob er nicht doch noch anfängt. Wer in der Verſicherung ſteht, ſoll ſie nicht leichtſinnig aufgeben. Eine Wohltat ohnegleichen ſind die Verſicherungsgeſetze für das deutſche Dorf, und wir auf dem Dorfe ziehen draus mehr Nutzen als die Arbeiter der Stadt. Denn wir leben in friſcher Luft, leben alſo länger. Und die Frau Gevatter mitverſichern! Glaubt mir's, ihr ſchafft euch damit ein Altenteil, das euch kein Menſch ſtreitig machen kann.

Die Kochſchule.

Ich ſitze an meinem Schreibtiſch und ſehe auf die Uhr: Gleich iſt's 9, jetzt müſſen die Mädchen bald kommen; richtig, da klingt auch ſchon die Haustür. Dies Jahr ſind es ihrer ſechs Konfirmandinnen. Geſchwind wird abgelegt; jetzt höre ich, wie in der Küche ein Morgenlied geſungen wird. Nun betet die Frau Pfarrer mit ihnen; und dann geht's friſch ans Werk. Ich weiß, heute gibt's Wirſing mit Rindfleiſch und Kartoffeln. Denn geſtern war ich dabei, wie die Kochſchulvorſteherin den jedesmal wechſelnden, beiden Einkäuferinnen Auftrag und Geld für zwei Pfund Rindfleiſch gab. Heute morgen haben zwei den Bedarf an Wirſing aus ihrem Elternhauſe mitgebracht, eins hat ein Töpfchen ſaure Sahne, eins Kartoffeln geſtiftet. Jetzt wird beſprochen, wie man das Fleiſch aufſetzt, wann kalt, wann mit kochenden Waſſer; da wird über das Abgießen des Gemüſes verhandelt, ſchließlich wird das ganze Kochrezept noch einmal wiederholt. Und nun geht die praktiſche Arbeit an.

Zwei Mädchen ſind verantwortlich für das Kochen und den Herd, zugleich putzen ſie Gemüſe und ſchälen Kartoffeln. Zwei haben ſich die geſamten Lampen im Hauſe zuſammengeholt und üben ſich im Reinigen und Blankmachen. Nun iſt das Mittageſſen angeſetzt, die beiden Köchinnen putzen Meſſer und waſchen auf, während die letzten zwei ſchon lange auf dem Vorſaal zum Bügeln angeſtellt ſind. In voriger Kochſtunde, die im Winter jeden Dienstag ſtattfindet, hatten zwei Schülerinnen die ſchmutzigen Kochſchulſchürzen gewaſchen. Nun verſuchen ſie ſich mit dem Bügeleiſen, und man merkt's an ihrem Eifer, es macht ihnen Freude. So iſt die ganze Geſellſchaft immer in Tätigkeit, und die Hausfrau geht von einer Gruppe zu andern, lehrt, wehrt, zankt, lobt, je nachdem.

Inzwiſchen iſt das Eſſen gar; geſchwind werden die Lampenputzerinnen noch zum Tiſchdecken herangezogen. 6 Schülerinnen, unſer Dienſtmädchen, 3 Kinder und wir beiden Alten macht zuſammen 11 Perſonen. Alſo 11 Perſonen eſſen ſich ſatt, und für 11 Perſonen wird je ein Groſchen in die Kochſchulkaſſe gezahlt. Das langt diesmal nicht für den Fleiſcheinkauf, aber dafür hatten wir in voriger Woche, wo es kein Fleiſch gab, auch Überſchuß; ſo geht's abwechſelnd das ganze Halbjahr. Alſo im Eßzimmerchen nimmt die Geſellſchaft um den großen Tiſch Platz; Frau Pfarrer hat hierbei viel noch zu erinnern, daß alles nach Vorſchrift und Regel aufgelegt wird. Jetzt tragen auch die beiden Köchinnen auf. Zuerſt wird gebetet und dann das Fleiſch verteilt. Wenn zwei Pfund unter 11 zu teilen ſind, wird die einzelne Portion nicht allzugroß. Das macht aber nichts, denn vom Gemüſe iſt reichlich da. Selbſt über dem Mittageſſen hört die Schule nicht auf; denn nun nimmt der Pfarrer das Wort und zeigt, wie man anſtändig eſſen muß, manierlich links und rechts mit Gabel und Meſſer. Zuerſt ſieht das bei mancher Schülerin recht ungeſchickt aus, aber bald lernen's alle und greifen wacker zu. Sehr lange wird nicht bei Tiſch geſeſſen; bald iſt die ganze Geſellſchaft wieder zur Arbeit aufgeſtanden. Zwei bringen das Eßzimmer wieder in Ordnung und bereiten zur Konfirmandenſtunde vor, die übrigen ſtürzen ſich auf die Küche, wo unter Aufſicht von der Pfarrfrau aufgewaſchen, Herd und Fußboden ſauber ge-

macht, Holz geholt und die Küche wie geleckt gegen ½3 abgegeben werden muß.

Die letzte halbe Stunde bleibt der schriftlichen Arbeit vorbehalten; das Heft unserer Kochschülerinnen für diesen Tag sieht ungefähr so aus:

VI. Kochschultag am 10. XII. 1903.

Köchinnen: 1. Martha Schulz.
2. Frida Möller.

Küchenzettel: Rindfleisch und Wirsing.

Einnahme:		Ausgabe:	
Geld von 11 Personen	M. 1,10	2 Pfund Rindfleisch	M. 1,40
Zuschuß aus der Kasse	„ 0,30	Kohl u. Kartoffeln geschenkt	—
Summe	M. 1,40	Summe	M. 1,40

Dann folgt das Kochrezept: Das müssen die Schülerinnen erst selbst noch einmal erzählen, worauf es nach dem Diktat der Lehrerin niedergeschrieben wird. Gegen 3 Uhr ist diese Arbeit beendet.

Hier ist die Kochschule als Unterrichtsfach behördlich für die Konfirmandinnen genehmigt. 10 Pfennige zahlt jedes Kind für den einzelnen Unterrichtstag; dafür erhält es ein gutes Mittagsbrot. Die Kosten für notwendige Anschaffungen, Schürzen, Wäsche, Teller wurden aus einem Geschenk bestritten, das aus Mitteln des Frauenvereins unser Gemeinde zum Zweck einer Kochschulgründung überwiesen worden war. Die andern Gerätschaften werden aus unser Wirtschaft entnommen, wie ja auch der Unterricht in der Küche des Pfarrhauses stattfindet. Daß damit Unbequemlichkeiten und Anstrengungen verbunden sind, wird gerne zugegeben werden, aber die Freude über den Fortschritt im Unterricht ist auch etwas wert, und die Lust und der Eifer der Kinder ist köstlich. Auch den Gesichtspunkt muß man berücksichtigen, daß naturgemäß die Pfarrfrau durch die Kochschule vor allem den Weg zu dem Herzen der Kinder findet.

Fertig ausgebildet werden die Mädchen durch den einen Wochentag Kochschule natürlich nicht; das wissen wir selbst. Aber gewonnen ist doch etwas, wenn unsere Kinder lernen, sich in eine fremde Häuslichkeit zu schicken, wenn sie im fremden

Haushalt Reinlichkeit und Ordnung üben. Etwas bleibt doch hängen! Kommen ſie unter fremde Leute, der Übergang durch die Kochſchule iſt ſchon vorbereitet; bleiben ſie daheim, ſo ſchadet's ihnen nichts, wenn ſie in einem fremden Hauſe geſehen haben, wie man's dort treibt, und der Vergleich mit den eignen Verhältniſſen bleibt naturgemäß nicht aus. Wer weiter etwas für die wirtſchaftliche Ausbildung der Tochter tun will, bringe ſie in eine Haushaltungsſchule. Inzwiſchen aber tue jeder, was er kann, damit in jedem deutſchem Dorf werde: die Kochſchule für unſre Konfirmandinnen.

Kochkunſt.

„Was braucht der Menſch als tägliche Nahrung?"

1. das Eiweiß, nicht nur im Weißen des Hühnereies eingeſchloſſen, auch in der Milch, im Käſe, im Fleiſch, im Fiſch;

2. das Fett, enthalten im Fleiſch, in der Butter, in den Ölen, in der Milch;

3. die Kohlehydrate, ſich findend in der Stärke, im Mehl, im Brot, in den Hülſenfrüchten, im Obſt.

Das braucht der Körper, und wenn wir unſre tägliche Nahrung überdenken, ſo werden wir gewahr: Unbewußt haben wir dieſe drei Dinge jeden Tag ſchon genoſſen. Wir eſſen ein Stückchen Fleiſch oder Wurſt, da ſpielen das Eiweiß und das Fett die Hauptrolle, wir eſſen ein Stück Butterbrot, da genießen wir Kohlehydrate und Fett.

Soviel von den Beſtandteilen unſrer Nahrung! Nun etwas vom Kochen: Was verſtehen wir denn unter Kochen? Kochen heißt die in unſern Nahrungsmitteln enthaltenen Nährſtoffe aufzuſchließen und ſie für den menſchlichen Körper genießbar und ſchmackhaft zuzubereiten. Bei einzelnen Nahrungsmitteln haben wir das nicht nötig, beiſpielsweiſe bei Milch, bei Butter und bei dem friſchen Obſt. Andere müſſen erſt gekocht werden, um genießbar zu ſein, will heißen: Die Aufſchließung der im Nahrungsmittel enthaltenen Hauptbeſtandteile Eiweiß, Fett, Kohlehydrate iſt vollzogen, wenn unſer Eſſen gekocht oder gebacken, wenn es gar iſt.

Allererſt einmal die Kochgefäße: Unſre Großeltern kochten in ſoliden Tontöpfen; da kam immer gelegentlich einmal ein freundlicher Rattenfallenmann vorbei, der das Geſchirr ſauber einſtrickte. Das gab dann ein ganz haltbares Werk. Unſre Hausfrauen ſind jetzt mehr zu Emaillekochtöpfen übergegangen. Man iſt allerdings in neuerer Zeit gegen dies Geſchirr mißtrauiſch geworden, weil man die ſich bedenklich mehrenden Blinddarmentzündungen der abgeſprungenen Emaille in unſern Kochtöpfen mit zuſchreibt. Sei dem, wie dem wolle, wenn wir nicht mehr die eingeſponnenen, irdenen Töpfe zum Kochen verwenden, dann wollen wir nur die beſte Emaille uns kaufen, nicht Ramſchware, wie ſie in ſogenannten Ausverkäufen und auf Jahrmärkten uns geboten wird. Das Teuerſte iſt auch hier das Billigſte!

Nun zu dem, was wir kochen wollen: Ein Fehler der ländlichen Küche iſt ihr bedenklicher Mangel an Abwechſlung. Alſo um Himmels willen nicht heute Kartoffelſuppe mit Speck und morgen Speck mit Kartoffelſuppe, und im Sommer in der Ernte nicht jeden Tag Kaffee und Kuchen zu Mittag! Darauf ſollte jede verſtändige Hausfrau halten, daß auch in der eiligſten Zeit ein warmes Mittagsgericht zubereitet wird, was uns die Kochkiſte jetzt mit Spaß ermöglicht. Alſo Abwechſlung müſſen wir ſchaffen; die gehört zur geſunden Ernährung, und bei etwas gutem Willen läßt ſich auch eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten herſtellen, beiſpielsweiſe nehmen wir einmal die Kartoffel an. Was laſſen ſich da für ſchöne Gerichte ſchaffen:

1. Rohe Kartoffelklöße, 2. gekochte Kartoffelklöße, 3. Kartoffelpuffer, 4. Bällchen aus gekochten Kartoffeln, in der Pfanne gebacken, 5. rohe Kartoffelſcheiben in Fett geſotten, 6. gekochte Kartoffeln, in Speck gebraten, Bratkartoffeln, 7. geſchälte Kartoffeln gekocht, 8. gekochte Kartoffeln in der Schale, 9. Kartoffelſuppe, 10. Kartoffelſtückchen, 11. Kartoffelſtückchen ſauer, 12. Kartoffelſtücken in Wurſtſuppe, 13. Kartoffelbrei, 14. geſtovte Kartoffeln mit Zwiebel, 15. Rahmkartoffeln, 16. Prinzeßkartoffeln, 17. Kartoffelſalat mit Eſſig und Öl, 18. Kartoffelſalat mit Rahm, 19. Häringskartoffeln, 20. Äpfel mit Kartoffeln, 21. Kartoffelkuchen, 22. Kartoffelpaſtete mit Kohl, 23. Schinkenkartoffeln, 24. Kartoffeln mit Buttermilch, 25. Kartoffelnudeln.

Also ein Viertelhundert verschiedene Gerichte allein aus der Kartoffel.

Oder Eiergerichte:

1. Gekochte Eier, 2. Eier auf Speck, 3. Rührei, 4. Nudeln, 5. Senfei, 6. Eierkuchen mit Fleischfülle, 7. Eierkuchen mit Obst, 8. Eierschmarren, 9. Eierbier, 10. Zuckerei, 11. Windbeutel, 12. Eierpudding mit Obst.

Oder Schinkengerichte:

1. Roher Schinken, 2. gekochter Schinken, 3. gebackener Schinken, Klopfschinken genannt, 4. Schinken mit Nudeln, 5. Schinkenpfannkuchen.

Oder von Rauchfleisch:

1. gekocht mit Sauerkraut, 2. mit Kohlrüben, 3. mit Erbsen, 4. mit Bohnen, 5. mit Linsen, 6. mit Tunke (Sauce) von Meerrettich, 7. von Zwiebeln, 8. von Senf, 9. Rauchfleisch gebraten mit Kartoffeln, 10. mit Salat.

Oder von Rindfleisch:

1. gekocht mit Wirsing, 2. mit Weißkohl, 3. mit Kartoffelstücken, 4. mit Reis, 5. mit Graupen, 6. mit Gries, 7. mit Tunken (Saucen) von Senf, 8. von Rosinen, 9. von Tomaten, 10. von Meerrettich, 11. von Zwiebeln, 12. von Pflaumenmus, 13. Rindfleisch als Schmorbraten gemacht, mit Kartoffeln und Sauce als Beilage, 14. mit Reisbrei, 15. mit Salat, 16. mit Wirsing, 17. mit Rotkraut, 18. mit gekochtem Obst. Dann diese ganze Reihe Gerichte mit frischem Schweinefleisch; ebenso sind Kaninchen und Geflügel zu brauchen als Suppe, als Kochfleisch, als Ragout und als Braten.

Jetzt kommen die Milchgerichte:

1. Milchsuppe mit Mehl, 2. mit Gries, 3. mit Nudeln, 4. mit Reis, 5. mit Kartoffelmehl, 6. mit Buchweizengrütze. Dann 7.—12. dieselben Gerichte dick als Gemüse gekocht, 13. Buttermilchsuppe, 14. Buttermilch mit Kartoffeln, 15. saure Milch mit Zucker und Brot, 16. Milch und rote Grütze.

Schließlich noch einige Obstgerichte: 1. Geschmortes Obst, 2. Apfelmus, 3. Obstkuchen, 4. Obstsäfte, 5. Obstgelee, 6. getrocknete Äpfel, 7. Äpfel und Kartoffeln, 8. Äpfel mit Schmalzgrieben, 9. Bratäpfel, 10. Apfelpfanne, 11. Apfelreis, 12. Birnen und Mehlklöße, 13. Kirschpfanne, 14. Kirschsuppe, 15. unreife Stachelbeeren geschmort, 16. Rhabarberkompott, 17. Rhabarbersuppe, 18. getrocknete Pflaumen, 19. Pflaumenmus, 20. Birnenmus, 21. Apfelmarmelade.

Aus vorstehender Aufstellung, die keineswegs erschöpfend sein soll, sehn wir, was für eine große Abwechslung sich schaffen läßt, wenn man nur den guten Willen hat.

Zur Herſtellung dieſer Gerichte merken wir uns erſtens einmal, daß wir nichts verſchwenden wollen. Es wäre Torheit, Fleiſch zu kochen und die Brühe wegzugießen. Woher ſtammt eigentlich die dumme Gewohnheit, das Gemüſe nach dem Abkochen erſt einmal abzugießen. Die beſte Kraft und die ſo wichtigen Nährſalze verſchwenden wir dadurch. Alſo, von jetzt an werden die Gemüſe nicht mehr abgegoſſen!

Weiter wollen wir daran feſthalten, daß wir nichts kaufen wollen, was wir ſelbſt ziehen, ſelbſt bereiten können. Das gilt beſonders von unſern Gemüſen: Unſre Gärten müſſen für unſre Küche noch viel ertragreicher gemacht werden. Weiter denke ich an das Selbſtbereiten der Nudeln. Hierzulande kauft kein Menſch Nudeln: Da wird einfach in einer Schale das mit etwas Milch verrührte ganze Ei oder ein paar Eier unter langſamem Zuſatz von Weizenmehl zu einer dicken Maſſe verrührt. Dann ſtäubt man Mehl auf ein Kuchenbrett, knetet den Teig nochmals unter weiterem Zuſetzen von mehr Mehl durch und rollt die Maſſe mit der Kuchenrolle dünn aus; dann läßt man die ausgerollte Platte auf beiden Seiten etwas antrocknen, aber nicht zu viel, ſonſt brechen die Nudeln, und ſchneidet fein für Suppennudeln, breit als Maccaroni für Nudelgemüſe. Das iſt keine große Arbeit, und wir wiſſen dann wenigſtens, was drin iſt; bei den gekauften können wir's nicht wiſſen; denn gelbe Farbe iſt noch lange kein Ei. — Weiter ſollen wir beſſer mit unſerm Obſt wirtſchaften. Im Herbſt haben wir's manchmal überreichlich. Da iſt es nun grundfalſch, wenn alles in ein paar Wochen weggeputzt iſt, und wir dann im Frühjahr, in der obſtarmen Zeit, zum Kaufmann gehn und getrocknete Apfelſchnitte oder Pflaumen kaufen, die wir ſelbſt hätten trocknen können. Schließlich denke ich an Käſe und an den ſauren Rahm. Wo die Kuh oder die Ziege Milch liefert, muß die Hausfrau die Käſefabrikation ſelbſt in die Hand nehmen; wieviel Gerichte laſſen ſich aus ein paar guten Käſen ſchaffen. Endlich der Rahm: Hier bereiten ſie aus ſaurem Rahm einen vorzüglichen Salat von Kartoffeln, auch von grünem Salat. Hier kauft kein Menſch Eſſig und Öl, der ſelbſt eine Kuh im Stalle hat.

Was wir nicht ſelber ziehen können, müſſen wir kaufen.

Digitized by Google

Da ſind erſtens einmal die Trockengemüſe Reis, Gries, Graupen; daher gehört dann vor allem der Zucker. Die Zeiten ſind vorbei, wo man den Zucker einfach als Näſcherei anſah. Die Wiſſenſchaft hat uns gelehrt, daß der Zucker ein Nahrungsmittel von beſonderer Güte und Kraft bildet. Soweit ſollten wir kommen, daß auch die Arbeiterfamilie ihren Zuckerhut in der Speiſekammer hätte, und daß ſie ihren Zuckerbedarf nicht mehr pfundweiſe, ſondern im ganzen deckte; denn ſo iſt es viel billiger.

Zucker iſt Nahrungsmittel, kein Gewürz; das kann man von den andren Würzen unſrer Speiſen nicht ſagen. Es iſt geſundheitlich wichtig, nicht zu ſcharf zu würzen; beiſpielsweiſe iſt bei uns im Hauſe der Pfeffer gar nicht Mode, und es geht ganz gut! Auch nicht zu viel Salz, weil dadurch unnützerweiſe das Durſtgefühl geſteigert wird! Paſſieren mag noch die Zwiebel, aber die andern können mehr oder weniger entbehrlich werden, weil ſie als ungeſunde Reizmittel, namentlich für unſre Kinder, wirken.

Für das Kochen gehört in jedes Haus eine Kochkiſte!

Wenn wir gekocht haben, wollen wir das Eſſen nie im Kochtopf ſtehen laſſen; das ſäuert und iſt ungeſund, weil namentlich der Emaille nicht zu trauen iſt. Es iſt ja auch nicht viel mehr Arbeit, eine Schüſſel zu nehmen und drin die Reſte gut zugedeckt zu verwahren, die wir im Sommer einen, im Winter zwei Tage aufheben wollen, länger nicht!

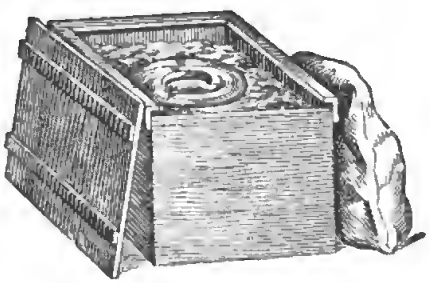
Im übrigen ſoll man nicht vergeſſen, daß uns Gott neben dem Geſchmack und dem Geſicht einen guten Prüfſtein in unſrer Naſe gegeben hat. Was auch nur eine Spur dumpfig oder ſauer oder verdorben riecht, iſt ſelbſtverſtändlich vom Kochen auszuſchließen.

Schließlich noch etwas über das Schmälzen. Das Palmin iſt das ſparſamſte und billigſte Fett; die Pfundplatte koſtet 65 Pfennige. Zum Braten eignet es ſich vorzüglich, wenn es auch den einen Fehler hat, daß es nicht bräunt. Wir tun daher gut, wenn wir uns einen ſogenannten Fettopf einrichten. Da hinein kommt 1 Pfund Palmin, 1 Pfund Schweineſchmalz und etwas Rindstalg oder Butter; alles wird erſt in der Pfanne aufgebraten und durchgeglüht. So kann man das

Palmin auch zum Schmälzen der Suppe verwenden. Zum Herſtellen von Kuchen und Gebäck iſt es in unſerm Haushalt ſchon ſeit Jahren eingeführt.

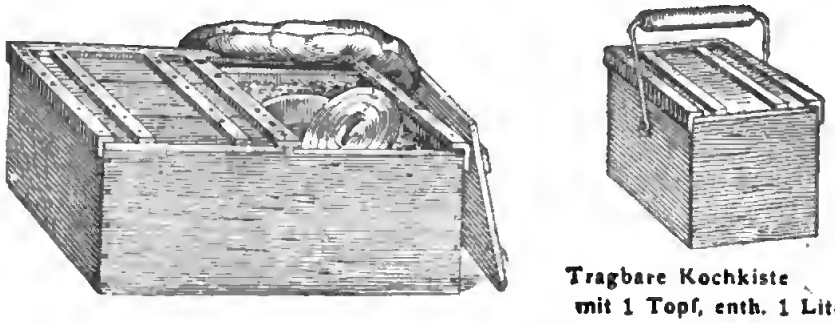
Die Kochkiſte.

Ihr wißt ſelbſt, im Sommer iſt es manchmal mit der Kocherei nicht ſo weit her und kann's auch nicht ſein; denn die Arbeit draußen drängt, und das Heu muß heute noch herein. So wird eben einmal nicht gekocht; und Kaffee, Brot, ſaure Milch und ein ordentliches Stück Schinken oder Wurſt laſſen einen ſchon die warme Mittagskoſt entbehren. Wenn das aber jeden Tag in der Ernte ſo wochenlang fortgeht, dann merkt's der Körper doch. Außerdem iſt es ein ganzes Unding, daß gerade in der Zeit, wo der Körper die ſchwerſte Arbeit leiſten muß, es mit der Ernährung am ſchlechteſten beſtellt iſt. Da ſoll und muß die Kochkiſte helfen.



Eine Kochkiſte? Wie ſieht die denn aus? Na, das iſt eine ganz gewöhnliche Kiſte, wie man ſie beim Kaufmann für ein paar Groſchen kauft; um Maße anzugeben: ungefähr einen Meter lang, einen halben Meter breit und einen halben Meter hoch. Da machen wir erſt unten auf dem Boden eine ordentliche feſtgeſtopfte Heuſchicht hinein. Nun nehmen wir zwei Töpfe, am beſten Emaillegeſchirr mit gut ſchließendem Deckel ohne jeden Abſatz. Dann ſetzen wir auf einen Pappkarton den Topf, ziehn mit dem Bleiſtift den Boden nach, ſchneiden den aus, und mit der Seitenfläche der beiden Töpfe machen wir's auch ſo. Nun ſucht die Frau Nachbar aus ihrer Flickenkiſte einige Stücke Tuch; damit wird der ausgeſchnittene Pappdeckel übernäht, ebenſo die Seitenbahn. Wenn wir ſoweit ſind, nähen wir den überzogenen Boden und das überzogene Seitenteil zuſammen, ſo daß ein richtiges Futteral für den Kochtopf entſteht. Wenn wir's bei beiden Kochtöpfen ſoweit haben,

ſetzen wir ſie in ihre Futterale; die bringen wir nun in die Kiſte, ſo daß zwiſchen Kiſtenwand und Kochtopf möglichſt viel Raum bleibt. Nun ſtopfen wir bis zur Höhe der Futterale rings um die Kochtöpfe ordentlich Heu. Zwiſchen dem oberen Rand des Kochtopfs und Kiſtendeckel bleibt noch ein handbreiter Zwiſchenraum. Nun brauchen wir noch zwei Stücke altes Tuch, beide ſo groß wie die Kiſtenöffnung. Das eine Stück wird zur Auspolſterung des Deckels verwandt; der trägt in unſrer Kochkiſte ein Heupolſter von 25 cm Dicke; da haben wir erſt mit Stiften auf drei Seiten das Tuch angenagelt, dann ordentlich Heu hineingeſtopft und auf der vierten Seite



Tragbare Kochkiste mit 1 Topf, enth. 1 Liter.

gleichfalls mit Drahtſtiften geſchloſſen. Das andre große Tuchſtück nageln wir am obern Rand der Kiſte feſt, ſchneiden, wo die beiden Kochtöpfe ſtehn, kreuzweiſe in das Tuch eine Öffnung und vernähen Topffutteral und Tuch. Natürlich wird überall noch ordentlich Heu nachgeſtopft und dann an den Seiten das Tuch weiter am Kiſtenrand feſtgenagelt. Das macht eine Kleinigkeit Mühe, aber dann haben wir's auch ſchön. Nun machen wir mit Lederſtreifen oder Scharnieren den gepolſterten Deckel an der Kiſte feſt, ſchrauben vorn noch Haken oder Klammern an, damit das Werk feſt geſchloſſen werden kann, und freuen uns über unſere fertige Kochkiſte.

Heute wollen wir miteinander Erbſen und Speck kochen. Die Frau Gevatter hat die Erbſen geſtern ſchon eingeweicht; früh werden geſchwind ein paar Kartoffeln geſchält, Speck und Zwiebeln ſind auch ſchnell gebräunt; dann wird das Ganze auf dem Herd eine halbe Stunde tüchtig durchgekocht. Das kann geſchehen, wenn wir früh unſer Vieh füttern oder den Kaffee kochen. Wenn man's eine halbe Stunde hat kochen

laſſen, nimmt man's vom Feuer, ſieht auf der Unterſeite nach, daß keine Funken mehr am Topfe hangen und ſetzt nun den gut verſchloſſenen Kochtopf in die Kiſte, macht den Deckel feſt zu und kann nun ſicher ſein: das brennt nicht mehr an. Jetzt kann man ſeelenruhig ſeiner Hantierung nachgehn; das Herdfeuer braucht nicht weiter zu brennen; jedes Nachſehn und Umrühren ſtört den Kochprozeß. Wenn dann mittags die Frau Gevatter vom Felde heimkommt, findet ſie ein vorzüglich gargekochtes Erbſenſüppchen in der Kochkiſte vor, und wenn ſie denkt, das Zeug iſt kalt, dann kann ſie ſich getroſt noch den Mund beim Probieren verbrennen. Haupterfordernis bleibt, daß die Speiſen auf dem Feuer erſt gut angekocht werden. Die Zeiten für das Ankochen ſind verſchieden. Die Erfahrung hat folgendes herausgefunden:

	Ankochzeit Minuten
I. Suppen.	
1. Gerſtenſuppe	20–30
2. Grünkernſuppe	20
3. Reisſuppe	5
4. Hafergrützſuppe	10
5. Griesſuppe	3–5
6. Sagoſuppe	3
7. Geröſtete Weckmehlſuppe	3–5
8. Mehlſuppe	5
9. Kartoffelſuppe	10
10. Bohnen-, Erbſen- und Linſenſuppe	30
11. Teigwarenſuppe; Nudeln, Eiergerſte, Sternchen,	3–5
12. Fleiſch-, Knochen- und Wurzelbrühe	30–45
13. Suppen aus Suppentafeln und Erbswurſt	5
14. Leber- und Milzſuppe	5
II. Fleiſchſpeiſen.	
1. Gekochtes Fleiſch	30–45
2. Gedämpftes Fleiſch	30
3. Braten	30–45
III. Gemüſe.	
1. Hülſenfrüchte	30
2. Sauerkraut	45
3. Rotkraut, Bayeriſches Kraut	45
4. Kartoffelgemüſe (Rahmkartoffeln und ſaure Kartoffeln)	10

	Aufkochzeit Minuten
5. Reisgemüse	5
6. Kastanien	15
7. Maccaroni	10
Alle Gemüse, die roh in den Beiguß gegeben werden, wie z. B.	
8. Gelbrüben	45
9. Grüne Bohnen	30
10. Kohlrabi	20
11. Stiel- und Dorsengemüse	20
12. Erbsen	15
13. Schwarzwurzeln	45–60

IV. Kartoffelspeisen.

1. Schalenkartoffeln	10
2. Salzkartoffeln	10
3. Kartoffelgemüse (Rahmkartoffeln und saure Kartoffelblättchen)	10
4. Kartoffelsuppe	10

V. Mehl-, Milch- und Eierspeisen.

1. Reisbrei	5
2. Griesbrei	3
3. Mehlbrei	1–2
4. Nudeln	3–5
5. Maccaroni	5–6

VI. Obst.

1. Dürrobst	15
2. Frisches Obst	5–10

VII. Verschiedenes.

1. Zwiebelbeiguß	5
2. Saurer Beiguß	5

u. s. w.

Aus der ganzen Liste hebe ich besonders noch hervor: Schalenkartoffeln 10 Minuten. Wahrscheinlich schafft sich die Frau Nachbar genau so wie wir im Herbst zwei Schweinchen an, wenn die Kartoffeln besser geraten, als voriges Jahr. Dann bauen wir uns, das steht jetzt schon fest, eine zweite Kochkiste für einen großen Kartoffeltopf. Darin wird das Futter für unsere Schweine gekocht. Das hat einmal den Vorteil, daß man nicht soviel Feuerung verkachelt, denn Feuerung kostet auch Geld, und dann hat man jedesmal zur Futterzeit warme

Kartoffeln. Man kocht einfach bei ſonſtigem Feuern die Schweinekartoffeln mit an, und die Kiſte macht's fertig und hält außerdem das Futter warm, bis wir's brauchen. Ja die Kochkiſte iſt ein großer Wohltäter. Wir können ruhig aufs Feld, die Kochkiſte macht's ſchon, und wenn auch in der ſchwerſten Arbeitszeit dem Herrn Gemahl ein gut gekochtes Mittagbrot geboten werden kann, dann iſt er noch einmal ſo nett, und das gehört auch zu dem Glück auf dem Lande.

Zum Schluß ſei noch hingewieſen auf die drei beigegebenen Abbildungen. Sie ſtellen eine Kochkiſte für einen, eine ſolche für zwei Töpfe und eine tragbare Kiſte dar und ſind fertig zu beziehen von Herrn von Arnim in Sophienreuth bei Rehau in Bayern, der umfangreiche Holzinduſtrie betreibt und in der Lage iſt, die Kiſten billig abzugeben. So koſtet die tragbare Kiſte, welche einen Topf für 1 Liter Inhalt hat, 3,50 Mark.

Krankenkoſt.

Wenn ich mir den Magen verdorben habe und es wieder ſachte aufwärts geht, gibt's bei uns regelmäßig Krakehl. Meine Frau will mir mit ſüßen Reden allerlei Krankenkoſt beibringen, ich aber bleibe feſt und ſage: Die alte Medizin iſt bewährt; ich bin noch jung, da hilft am beſten der Hunger. Will einmal der wetterwendiſche Geſell, Magen geheißen, nicht parieren, dann laſſe ich ihn einfach gehn und denke: Freundchen, du kommſt mir ſchon! Dann dauert's eine kurze Weile, und es kommt wirklich und windet ſich vor Hunger. Dann fange ich fröhlich wieder an zu eſſen. Aber, bei Magenverſtimmung iſt die beſte Krankenkoſt eine Hungerkur; höchſtens ein mageres Waſſerſüppchen, etwas Semmel, etwas Butter und Salz, wird mit kochendem Waſſer gebrüht.

Natürlich muß bei ernſteren Erkrankungen der Arzt die Ernährungsfrage regeln. Pflicht der Eltern iſt es da, genau aufzupaſſen, — ein ordentlicher Arzt weiß in der Krankenkoſt und Krankenküche auch Beſcheid — und dann nicht um ein Haar breit von der Vorſchrift des Arztes abzugehn. Leider Gottes

erlebt man da oft ganz tolle Sachen. Kindern, ungezogenen Bälgen wird der Mund mit Zuckerzeug geſtopft, wo jede Süßigkeit Gift iſt; überhaupt glaubt man, Kranken, die einen Wunſch äußern, nichts verſagen zu dürfen. Bekannt iſt die Gefahr der Darmzerreißung bei Kranken, die den Typhus, das ſogenannte Nervenfieber, gehabt haben. Ich weiß Fälle, wo ein Stückchen Wurſt ſolchen Kranken gereicht direkt die Todesurſache geweſen iſt. Darum: der Arzt hat in der Krankenkoſt das letzte Wort, und was er beſtimmt, wird auf das Tüpfelchen genau gehalten.

Wenn der Kranke kräftig leben ſoll, müſſen wir zuerſt für gute Fleiſchbrühe ſorgen; die wird auch von einem angegriffenen Magen noch aufgenommen. Dabei merken wir eine alte Regel: Will ich gute Brühe haben, ſetze ich das Fleiſch kalt auf, will ich ſaftiges Fleiſch, ſetze ich's kochend auf. An Fleiſchſorten ſteht in der Krankenkoſt an erſter Stelle gutes Rindfleiſch, erſt danach Geflügel, auch Kalbfleiſch; Hammel und Schwein geben nur eine leidliche Brühe. Haben wir kein friſches Fleiſch und müſſen wir doch ſchnell Fleiſchbrühe ſchaffen, kaufen wir ein Büchschen Fleiſchextrakt. Da bekommt man für ſein Geld wenig, es gibt aber eine ganze Maſſe her. Eine Meſſerſpitze in einen Teller kochendes Waſſer mit wenig Salz, macht ſie gut und kräftig. Haben wir Fleiſchbrühe, ziehn wir ſie, um ſie nahrhafter zu machen, noch mit einem Ei ab, das heißt in die heiße Brühe, die vom Feuer abgenommen iſt, wird ein ganzes Ei ſchnell verquirlt. Gegen ein wenig Gewürz und Wurzelwerk iſt nichts zu ſagen, für gewöhnlich ſoll die Krankoſt jedoch möglichſt reizlos gekocht werden.

Die Macht der Krankheit iſt gebrochen, das Fieber geſchwunden; der Doktor hat ein recht zufriedenes Geſicht gemacht und beim Weggehn gemeint: Nun aber rein in den Patienten, was rein will! Da denken wir daran, daß Eier auf dem Lande billig ſind; das Ei hat einen hohen Nährwert; alſo ſehn wir zu, dem Patienten möglichſt viel davon beizubringen. Bekannt iſt, daß hartgekochte Eier ſchwer im Magen liegen; alſo für die Krankenkoſt verwenden wir nur weichgekochte oder rohe Eier. Früh zum Kaffee gibt's ein Zuckerei: In einer Taſſe wird ein Eigelb mit ungefähr 3 Eßlöffel klarem

Zucker geſchlagen, bis es eine ſchlammige Maſſe giebt. Statt Milch zum Kaffee genommen, wird das jedem Kranken bekommen. Zum Frühſtück gibt's 2 weiche Eier, 3 Minuten gekocht. Haben wir kein Fleiſch im Hauſe, muß zu Mittag ein Rührei helfen. 2 Eier werden mit 2 Eßlöffel Milch gequirlt und mit etwas Butter oder Fett in der Pfanne gebacken, bis das gerührte Ei anfängt zu erſtarren. Nachmittags gibt's wieder Zuckerei und abends Ei mit Speck in der Pfanne. Und nicht den Eierkuchen vergeſſen. Gebt acht, der Patient nimmt ſichtbar zu, wenn er die Eier nicht bald ſatt bekommt.

Darum müſſen wir eben ſehn, wie Abwechſlung zu ſchaffen iſt. Etwas Schinken fein gewiegt oder geſchabt, wird von dem ſchwächſten Magen vertragen; kräftigere Koſt iſt gebratener Schinken. In Ei gewendet und braun gebacken, ißt es jeder Patient gern. Im übrigen merke: Gebackenes Fleiſch, Taube, Huhn, Rind, Schwein iſt bei gutem Magen zum Kräfteaufbau mehr geeignet, als gekochtes, wenn das letztere als Fleiſchbrühe namentlich in der Krankheit ſelbſt unentbehrlich iſt.

Am leichteſten unter allen Hülſenfrüchten wird Reis vertragen. Erbſen und Linſen laſſe man lieber bei Seite, Weißbrot namentlich geröſtetes iſt bekömmlicher als Schwarzbrot, Butter leichter als andre Fette und Speck. Und nicht zu vergeſſen die Milch. Die haben wir am Ende ſelbſt. Was kann man mit Milch nicht für ſchöne Gerichte kochen! Erſt einmal Milchſuppen. Einfach Gries oder Mehl hineingeſtreut oder gequellter Reis zugeſetzt, was gibt das für ein feines Süpplein. Nehmen wir's dicker, wird's Brei, Griesbrei, Reisbrei, Mehlbrei. Warme Milch iſt ein vorzügliches Kräftigungsmittel, ebenſo der Kakao. Davon bekommt man für wenig Geld beim Kaufmann ſchon eine Probe. Man rührt in der leeren Taſſe einen Kaffeelöffel voll mit etwas kaltem Waſſer an, gießt dann unter ſtändigem Umrühren kochendes Waſſer dazu, und ſorgt, daß der braune Trank nicht ſtückig wird. Zucker ſetzt man nach Geſchmack zu. Auch ein Eidotter eingequirlt iſt „nicht ohne“. Kartoffeln ſpielen in der Krankenkoſt nur eine untergeordnete Rolle, doch ſehr zu empfehlen iſt Kartoffelbrei, der bei Braten eine ſchöne Zukoſt gibt.

Digitized by Google

Hier ein Wochenspeisezettel für Genesende:

Wochentag	I. Frühstück	II. Frühstück	Mittagbrot	Vesper	Abendbrot
Sonntag	Milch und Weißbrot	2 Eier weich gekocht (3 Minuten)	gebratene Taube mit Kartoffelbrei	Malzkaffee mit Zuckerei	Gekocht. Schinken mit Weißbrot
Montag	Gekochte Haferflocken mit Milch	gebackener roher Schinken mit Semmel, 1 Glas Rotwein	Rindfleisch und Reis	Warme Milch m. Butterlemmel	Rührei
Dienstag	Malzkaffee mit Zuckerei	2 Eier in der Pfanne m. Spek, 1 Glas Rotwein	½ Huhn gebraten mit Apfelbrei	Kaffee m. Kuchen	Rest des Mittagbrots kalt
Mittwoch	Milchkakao und Zwieback	Fleischbrühe vom Huhn mit Ei abgezogen	½ Huhn gekocht in Grießsuppe	Milch und gerösstes Weißbrot	Milchreis mit Zucker und Zimmet
Donnerstag	Haferflockensuppe und geröstetes Weißbrot	2 Eier als Rührei, Semmel, 1 Glas Rotwein	Gebratener Schinken mit Reisbrei	Kakao mit Zwieback	Warmbier mit 2 Eiern
Freitag	Kaffee mit Butterlemmel	Warme Milch mit Cervelatwurstbrot	Gebratenes Kalbfleisch m. gekochten gelben Rüben	Malzkaffee mit Kuchen	Kakao mit 2 weichen Eiern
Sonnabend	Mehlsuppe mit Weißbrot	Fleischbrühe vom Mittag mit eingeschlagenem Ei und geröstetes Semmel	Gekochtes Kalbfleisch m. Nudeln	Warme Milch mit Zwieback	Eierpfannkuchen mit Obst

Natürlich muß sich die Krankenkost nach dem richten, was man hat und was man kaufen kann. Die sieben Tage sind auch nur hierher gesetzt, damit die Frau Nachbar bei Krankheitsfällen genau weiß: Das kann ich meinem Patienten geben, das verdirbt nichts. Und dann noch eins: Die größte Sauberkeit ist Pflicht und Vorbedingung für gutes Bekommen. Wenn wir alles sorgfältig gekocht haben, dann tragen wir's nicht gleich im rußigen Kochtopf auf, sondern geben uns mit dem Auftragen auch ein bißchen Mühe: Wir legen das Fleisch auf

Digitized by Google

die ſchönſte Schüſſel, die wir haben, und wenn wir's ganz ſchön machen wollen, dann holen wir ganz geſchwind aus dem Hausgärtchen noch ein Blumenſträußchen und legen es mit auf das Präſentierbrett. Das freut den Kranken und koſtet doch nichts. Wenn der Appetit auch nicht groß iſt, er fängt doch an zu eſſen, ſchon um der Blumen willen. Endlich noch ein Wort über die Getränke: Milch wurde ſchon erwähnt. Man ſehe zu, daß man dem Kranken davon möglichſt viel beibringt. Milch iſt zugleich Nahrungs- und Kräftigungsmittel. Der Kranke mag darüber ſelbſt entſcheiden, ob er ſie lauwarm oder heiß lieber trinkt. Vor dem Zukalt hüte man ſich, auch beim Waſſer trinken. Bei auftretendem Fieber meldet ſich gewöhnlich ein großer Durſt. Da ſollte dem kalten Waſſer immer etwas warmes zugeſetzt werden; denn die Gefahr einer Erkältung des Magens iſt ſehr groß, und die Geneſung wird naturgemäß aufgehalten, wenn ein verdorbener Magen die Nahrungsaufnahme nicht genügend unterſtützt.

Als ſchweißtreibende Mittel unübertroffen bleiben die Tees von Lindenblüte, Holunder und Kamille.

Durſtſtillend namentlich bei Fieber wirkt Fruchtſaft in Waſſer. Haben wir den nicht zur Hand, ſo kaufen wir eine Zitrone, ſchneiden Scheiben und drücken eine oder zwei in ein Glas Waſſer, dem etwas Zucker zugeſetzt iſt; auch das löſcht vorzüglich den Durſt.

Als Frühſtücksgetränke ſind Kakao und Malzkaffee, weil nahrhaft, dem Bohnenkaffee vorzuziehn.

Schnaps gehört überhaupt nicht in das Krankenzimmer; als appetitanregend ſind ein Glas guter Rotwein und ein Fläſchchen Echtes recht wirkſam. Als Warmbier mit Ei und Milch verſetzt wird es am beſten vertragen.

Zu jeder Krankenkoſt, Speiſe wie Trank, mach, wenn du jemand zu pflegen haſt, ein fröhliches Geſicht, damit der Kranke nicht durch den Gedanken bedrückt wird: Du biſt den Deinen eine rechte Laſt! Sondern er muß aus allem herausfühlen: Sie geben's von Herzen gern und ſie täten gerne noch mehr, nur um dein Krankenlager dir zu erleichtern und dich recht bald wieder geſund zu haben.

Eine Wasserleitung in jedes Dorf!

Was oft auf unsern Dörfern für eine Brühe als Trinkwasser ausgegeben wird, das wißt ihr selber. Wenn dann Typhus und Nervenfieber im Dorfe umgehen, kommt eine Kommission, nimmt Proben mit und versiegelt ein paar Brunnen; sie könnte mit gutem Gewissen die andern auch mit sperren; denn Trinkwasser im eigentlichen Sinne geben die auch nicht. Wie soll nun eigentlich gutes Trinkwasser beschaffen sein? Es soll geruch- und geschmacklos sein; es soll beim Kochen nur schwachen Absatz von Kalk geben; es soll frei von Salz und namentlich auch von Salpeter sein. Sonst ist es für den Genuß zu verwerfen.

Schön gesagt, wird da mancher denken, wenn wir nichts anderes Trinkbares haben, dann muß man doch mit dem vorlieb nehmen, was man hat. Mag sein, aber wo man besseres Wasser zur Verfügung hat, namentlich Quellwasser, und doch im alten Schlendrian stehen bleibt, da sündigt man gegen die Gesundheit.

Ich behaupte nochmals: die Brunnen auf dem Lande sind fast überall besserungsbedürftig, namentlich da, wo das Wasser noch in Holzröhren geleitet wird. Das Vollkommne ist und bleibt die Wasserleitung; bei uns ist sie im vorigen Herbst geworden. Über dem Dorf haben wir eine bewaldete Anhöhe; da springt die Quelle. Einschließlich eines 40 Kubikmeter haltenden Wasserbassins kosten die Straßenleitung und die Hydranten, wo im Falle eines Dorfbrandes gleich die Spritzenschläuche angeschraubt werden, nicht mehr und nicht weniger als 8000 Mark. Diese Summe wurde aufgebracht durch Zuschüsse der Landesbrandkasse in Höhe von M. 1500. Eine Stiftung gab M. 2000, die Kreissparkasse M. 500, sodaß die Gemeinde M. 4000 noch zu tilgen und noch zu verzinsen hat. Umliegende Orte haben teurer gebaut; aber über 20000 Mark kostet hier in der Gegend keine Leitung. Am billigsten und bequemsten kann eine Wasserleitung da gebaut werden, wo der Quell oben am Berge springt und das Wasser genügenden Druck hat, um bis ins höchstgelegene Haus der Gemeinde zu steigen. Überall sind nun leider solche Anhöhen

und Berge nicht zu haben; aber auch darüber ist der menschliche Verstand Herr geworden. Wo die Gegend eben wie der Tisch ist, hilft man sich mit Wassertürmen. Solche Dinger haben wir alle schon auf Bahnhöfen gesehn, haben oben ganz deutlich das Wasserbassin bemerkt; sind sie auch nicht gerade eine Zierde der Gegend, so sind sie doch praktisch. Auch schon auf Dörfern, namentlich in Industriegegenden findet man solche Wassertürme. Aus Brunnen, die bis aufs Grundwasser reichen, oder aus Quellen wird das Wasser in sie hineingepumpt und läuft von da wieder in die Dorfleitung ab. Es braucht aber nicht erst gesagt zu werden, daß Frau Sonne das Heben des Wassers billiger besorgt als die Dampfmaschine, und daß eine Quelleitung mit Hochbassin am Berge das billigste ist. Für Dörfer auf Bergen gibt es zweierlei Möglichkeiten, Wasser zu schaffen. Entweder aus dem Tal wird durch Pumpen, die mit Mühlen verbunden sind oder mit Dampf oder Elektrizität getrieben werden, das Wasser in ein hochgelegenes Bassin gedrückt, oder man läßt das eine starke Quelle selbst besorgen. Da wird dann ein sogenannter Pulsometer aufgestellt, der durch die Kraft der Quelle arbeitet und das Wasser hinauftreibt. Traurige Wasserverhältnisse lagen beispielweise im bayrischen Jura vor. Dort hält sich im durchlässigen Kalk das Wasser nicht, und Quellen oben auf den Bergen gibt's nicht; darum herrschte in wasserarmen Sommern große Not, und Mensch und Vieh war auf das Trinken aus Zisternen angewiesen. Nun sind da mächtige Hebewerke gebaut, die täglich 60000 bis 75000 Liter Wasser aus dem Tal auf die Berge pumpen. Die Dörfer allein haben das nicht gekonnt; da hat der Staat helfen müssen, auch die Feuerversicherungen haben Geld hergegeben, und das aus gutem Grund. Denn wenn im Dorf alle hundert Schritt ein Hydrant steht, dann ist die Feuersgefahr bedeutend gemindert. Das ist für die Versicherung etwas wert, und ich dächte für uns auch.

Wo keine Wasserleitung werden will und wo die Dorfgemeinde nichts tut, versucht's vorderhan dmit einer Brunnengenossenschaft. In unserm Dorf hatten wir seit Jahrhunderten nur einen Brunnen; der war fürs Unterdorf recht weit. Deshalb taten sich ungefähr 15 Unterdörfler zusammen, faßten eine

gute Quelle, ſchafften gemeinſam eine Leitung, die ſogar durch einen Bach geführt werden mußte, und ſtellten einen Brunnen im Unterdorf auf. Das war in ein paar Tagen gemacht und hat ſich bis zum Bau der Waſſerleitung vorzüglich bewährt. Was hier bei uns möglich war, muß bei gutem Willen wo anders auch gehen.

Wenn ich oben einen Geſamtpreis für Herſtellung der Waſſerleitung angegeben habe, ſo ſind natürlich die Hausanſchlüſſe nicht mit eingerechnet. Aber gerade die ſind das beſte. In jedem Haus der Gemeinde ſprüht der Leitungshahn köſtliches Bergwaſſer; auch die meiſten Ställe ſind angeſchloſſen. Wir wiſſen's alle, das Waſſerſchleppen iſt ein ſaures Geſchäft, namentlich im Sommer, wenn man von der Feldarbeit müde nach Hauſe kommt. Das haben wir hier nicht mehr nötig; wir ſchrauben den Hahn auf, und in die Waſſerblaſe, in die Tränkrinnen im Stall fließt klares, ſchönſtes Waſſer. Früher mußte es morgens und abends vom Born geholt werden; das waren weite Wege und oft wegen der Glätte auch gefährlich. Jetzt haben wir alles zur Wirtſchaft nötige Waſſer im Haus. Auch die Reinlichkeit wird gefördert; denn man braucht mit dem Waſſer nicht mehr ſo zu ſparen wie früher. Wenn über die Wäſchebütte gleich der Leitungshahn ſpringt, dann kann man ohne Gewiſſensbiſſe beſſer ſpülen. So wird durch die Reinlichkeit auch die Geſundheit gefördert, zumal wenn die Dorfbewohner das Waſſer auch zum Baden für ſich und ihre Kinder nützen. Was iſt ſchon eine Abgußvorrichtung in der Küche für eine Wohltat; die nützlichen Stoffe, die der Spülicht enthält, ſind nicht verloren, wenn der Abfluß in eine Senkgrube geleitet wird.

Hoffentlich habe ich durch meinen Bericht über unſere Waſſerleitung nun manchem Leſer dieſes Büchleins Luſt gemacht. Jeder, der ſein Dorf lieb hat, kann mit dazu beitragen, daß eine Waſſerleitung wird. Jede Quelle im näheren Bereich des Dorfes muß darauf angeſehen werden, ob ſie reichlich genug ſpringt, ob ſie im Sommer nicht verſagt und ob ſie hoch genug liegt, um für das Dorf nutzbar gemacht zu werden. Wenn eine Quelle gefunden iſt, wenn das Waſſer von einem Chemiker unterſucht und für brauchbar erklärt iſt, dann friſch ans Werk!

Es gibt genug Querköpfe, die nicht mittun wollen; laßt sie reden, laßt sie dunkelstes Unheil prophezeien; die werden alle kuriert, wenn erst die Leitung läuft.

Mit den Vorarbeiten betraue man einen tüchtigen Techniker; die Ausführung vergebe man auf dem Wege der Submission. Und die Aufbringung der Kosten? Bei uns wird pro Jahr und Kind gerechnet 15 Pf., für den Erwachsenen 30 Pf., für ein Stück Großvieh 40 Pf., dazu noch je nach Größe des Anwesens 3 Mark steigend bis auf 5 Mark, was eine Kommission abschätzt, die auch auf besondere Umstände Rücksicht nimmt; beispielsweise muß eine Gastwirtschaft, die noch Fleischerei nebenbei betreibt, natürlich mehr herangezogen werden, als ein Arbeiter, der nur ein kleines Häuschen bewohnt. Die Hausanschlüsse kosten im Durchschnitt je M. 60. Das ist ein ganzer Batzen Geld; aber in ein paar Jahren wird das durch Zeit- und Kraftersparnis wieder eingebracht. Darum: eine Wasserleitung gehört in jedes Dorf!

Zur Miete.

In der Kirche ist eben die Predigt zu Ende. Nun kommen die Fürbitten: „Es sind Personen vorhanden, die gewillt sind, in den heiligen Stand der Ehe zu treten . . .“ Da merken die Leute auf . . . Hm, also der Frieder und die Annemarie wollen freien; und auf den Heimwege wird die Sache besprochen: „Hungerleider sind's“, sagt ein langer, hagerer Mann; „schließlich müssen wir Besten (wer viel Geld hat, ist ja immer gut) im Dorf sie noch auf Armenkosten durchschleppen.“ „Auf was hin wollen die eigentlich heiraten?“ „Weil sie sich lieb haben und weil sie beide ordentlich sind“, sagt ein Alter, dem man den Grübler, den Dorfphilosophen ansieht. — „Von der Liebe werden sie aber nicht satt“, wirft der Hagere ein. „Außerdem haben sie auch kein Haus“. „Da können sie ja noch ein paar Jährchen zur Miete ziehen, das ist wahrscheinlich ihre letzte Sorge!“

Allerdings eine Sorge war's für den Frieder und die Annemarie, und keine geringe. Er war der tüchtigste Knecht im ganzen Dorf, und sie ein blitzsauberes Ding, hätte auch

Partien mit Bauern machen können; einer, der nach ihr gegangen war, hatte ſogar zwei Pferde, aber es mußte eben der Frieder ſein. Da hatten ſie dann einmal abends im Scheine des ſinkenden Tages miteinander gerechnet, auch ihre Sparkaſſenbücher zuſammengebracht. Die 600 von ihm und die 400 von ihr hatten wohl eine nette, runde 1000 ergeben, aber zum Häuschen hatte es nicht gelangt. „Alſo zur Miete", hatte er fröhlich geſagt; ihr war das Eigne zwar immer der Traum geweſen, aber was nicht iſt, das iſt nicht. — Darum hatte ſie nachdenklich zugeſetzt, „Frieder, es geht auch ſo!" Dann hatten ſie zuſammen ſich die Einrichtung ausgedacht und berechnet, die Wohnſtube ſollte nett werden, das Sopha war vorderhand noch nicht nötig, daneben ein ſauberes Schlafſtübchen mit dem Kleiderſchrank, eine ſchöne Kommode mit einem Spiegel drüber; das hatte ſie beides ſchon als Weihnachten früher bekommen, in der Küche einen Brotſchrank, wenn's ſoweit reichte. „Weißt du", hatte er dann vorgeſchlagen, „wir gehn dann in die Stadt und kaufen's fertig!" „Nein", hatte ſie drauf geſagt, „fertig kaufe ich überhaupt nicht, der Meiſter Tiſchler hier macht's eben ſo gut, und übervorteilen wird er uns ſchon nicht." So waren ſie zu dem gegangen; der hatte geſchmunzelt und gemeint: „Ihr gebt ein ſauberes Paar. Wohin wollt ihr denn ziehn?" Da hatte die Annemarie ihr Leid geklagt: „Wo ich gefragt habe, kein Menſch will uns." „Ja, ſo ſind die Bauern", hatte der Meiſter Tiſchler geſagt, „eure Fäuſte können ſie gut gebrauchen, aber euch ein wenig Glück gönnen, das wollen ſie nicht". Dann hatte es eine Pauſe gegeben, und der Meiſter Tiſchler hatte nachgedacht und gemeint: „Hm, das kleine Hinterhaus, das ich neulich als Werkſtätte gekauft habe, könnte auch noch ein paar Jahre anders mitgehn. Wollt ihr da hinein?" „Freilich, gerne", hatte der Frieder geſagt. „Erſt anſehen", meinte die Annemarie. Groß war der Palaſt nicht, aber für zwei Leutchen reichte er ſchon aus. So wurde Hochzeit gehalten, und Frieder und Annemarie zogen zur Miete. Mit ihnen iſt das Glück eingezogen; ſie haben wacker ſich gemüht, und als ſie ſpäter mit ihren drei Kindern ins eigne Haus draußen an der Chauſſee zogen, haben ſie immer gern an die Zeit im Mietshauſe zurückgedacht.

Was iſt früher in dieſer Beziehung geſündigt worden! Waren's arme Leute ohne Grundbeſitz, ſo erlaubte einfach die Dorfverſammlung die Niederlaſſung nicht. So etwas geht heutzutage Gottlob nicht mehr, wenn's auch noch kurzſichtige Leute genug gibt, die denken, die Armenlaſten könnten einmal größer werden, wenn man zwei rechtſchaffne Leute zur Miete ins Dorf aufnimmt. Daß das ganz unwirtſchaftlich gedacht iſt, bedarf keines Beweiſes: Dieſelben dicken Bauern, die über die fremden Hungerleider krakehlen, krakehlen auch über die Arbeiternot auf dem Lande. Aber da läßt man lieber ganze Häuſer leer ſtehn, als daß man mit braven Mietsleuten einen Verſuch macht. Und denen, die kein eignes Heim haben, ſage ich: Verſucht's erſt einmal auf dem Lande, ehe ihr die große Völkerwanderung in die Stadt mitmacht. Habt ihr's auf dem Dorfe nicht zum eignen Häuschen bringen können, in der Stadt könnt ihr's erſt recht nicht. Da ſind eigne Häuſer nur ein Luxus für ſolche Leute, die viel Geld haben. Für Arme iſt's die Stube, die Kammer und wenn's viel iſt, die Küche, und das zu ſehr, ſehr hohen Preiſen. Ich weiß von einem Tagelöhner in Hannover, der hatte 28 Mark Wochenlohn, alſo für den Tag M. 4.—; ſo hoch kommt kaum einer auf dem Lande, jährlich M. 1456.—. Dieſer Arbeiter wohnte mit fünf Kindern in einer Dachſtube und ſchräger Kammer, die zugleich als Küche dienen mußte. Für dieſen Palaſt zahlt der Mann M. 240 im Jahr alſo reichlich ein Sechſtel ſeines Jahreseinkommens. Von Gartenbenutzung, Viehhalten natürlich keine Spur. Im allgemeinen wird man auf dem Lande reichlich ein Zehntel auf die Miete rechnen müſſen; alſo ſagen wir mal, das Einkommen eines Arbeiters beträgt M. 700.—. Für 70 Mark iſt ſchon eine beſcheidene Wohnung zu bekommen. Natürlich hängt das von den Ortsverhältniſſen ab, ob eine Stadt in der Nähe iſt, ob Arbeiter aus benachbarten Fabriken in dem Dorfe wohnen. Dann ſteigen natürlich die Mieten.

Auf jeden Fall iſt es wirtſchaftlich richtiger gedacht, erſt zu mieten und dabei richtig zu ſparen und dann erſt zu bauen oder zu kaufen, wenn das Sparkaſſenbuch einigen Rückhalt verſpricht. Denn bauen oder kaufen, wo man's nicht durchführen kann, bringt wirtſchaftlich zurück. Da hat ſich dann

einer jahrelang geplagt und verliert ſein ganzes Geld, wenn er ſich nicht halten kann, oder er ſchleppt ſich mit einer Schuldenlaſt, die ſeine Arbeitsfreudigkeit lähmt und ihn immer mehr zurückkommen läßt. Es gibt ein gutes deutſches Wort, das heißt: Streck dich nach deiner Decke! Millionen von Deutſchen können nie daran denken, ſich ein eignes Haus zu erwerben; ſie müſſen ſich nach ihrer Decke ſtrecken. Denkt an die vielen Bewohner der großen Städte, da verbietet's ſchon der enorme Preis von Grund und Boden. Wir auf dem Lande ſind beſſer daran. Bei uns iſt der Baugrund das billigſte. Daran denkt zuerſt: Willſt du einmal bauen, ſpar' auf einen Fleck, der einmal dein Haus tragen kann, bleib einſtweilen aber ruhig zur Miete und werde nicht ſtolz. Langt's noch nicht zum Bauen, pflanze ruhig noch ein paar Jahre Kartoffeln drauf und ſpare ſtill weiter. Streck' dich brav nach deiner Decke! Das eigne Haus allein macht's auch nicht. Du kannſt ein ſtolzes Häuſel dein eigen nennen mit bunten Giebelfenſtern und einer Wetterfahne oben drauf, und wenn du nicht die Zufriedenheit mit hineinnimmſt und die Sorgen dir übers Dach wachſen, ſo iſt es doch nichts. Das Glück wohnt ſo gut im Mietshauſe wie im eignen Heim!

Das eigene Haus.

Haſt du dir endlich ſo viel erworben, daß du daran denken kannſt, dir ein eigenes Häuschen zu bauen, ſo laß dir folgendes geſagt ſein.

Zuerſt das Grundſtück: Am Wege muß es liegen, für einen Garten muß auch noch Raum ſein; wenn man ſpäter noch etwas hinzunehmen will, behält man ſich am beſten Vorkaufsrecht vor. Nun geht's ans Plänemachen: Das überlegt man ſich zuerſt mit ſeiner Frau und beredet's reiflich. Da wird die Tiſchplatte genommen. Da zeichnet man ſich mit Kreideſtrichen den Plan oder legt ſich Stube für Stube mit Zündhölzchen. Das kann man ſich alles erſt genau ausdenken, ehe überhaupt ein Handwerker etwas davon erfährt. Natürlich ohne Geld kann keiner was machen. Ein paar blaue

Scheine mußt du ſchon auf der Sparkaſſe haben, ſonſt wächſt dir der Bau über den Kopf, und du kannſt dich vor Schulden nicht retten. Erſt wägen, dann wagen!

An ein gutes Haus auf dem Lande ſtelle folgende Anſprüche:

1. Die Zimmer ſollen 3 Meter hoch ſein, Tür und Fenſter müſſen ſo zueinander ſtehn, daß der ganze Raum gut auslüften kann. Die Fenſter laß nicht zu klein machen, denn Luft und Licht iſt Lebenselement.

2. Laß am beſten das ganze Haus unterkellern.

3. Baue ſo, daß die Schlafſtube ſo groß wird wie das Wohnzimmer. Ein Drittel deines Lebens verſchläfſt du. Sorge für reichlich Luft und Licht im Schlafzimmer und ſpare die „Gute Stube".

4. Die Küche iſt gewöhnlich Stiefkind beim Hausbau. Haſt du deine Frau lieb, ſorge auch für eine geräumige Küche. Man findet auf dem Lande oft ſchreckliche Löcher als Küchen.

5. Spare nicht an den Öfen; ein guter Ofen iſt Kapital. Praktiſch iſt für den Winter die Verbindung von Wohnſtube, Ofen und Kochmaſchine durch die Wand nach der Küche. Als Reſerve für den Sommer brauchſt du dann noch einen Sparherd; aber für den Winter iſt es ſparſamer, und das Zimmer bleibt ſauber.

6. Überlege die Lage von Fenſtern und Türen. Einige größere Wandflächen brauchſt du. Das Sopha und die Betten wollen ihren Platz haben.

7. In das Erdgeſchoß gehören Wohnſtube, Schlafzimmer Küche und Vorratskämmerchen, ein nicht zu kleiner Hausflur und wenn es ſich machen läßt, ein auf der Nordſeite anzubringender Abort.

8. Eine Haustüre iſt genug; ſieh, ob der Plan ſo zu machen iſt, daß alles um einen Ausgang ſich gruppiert; eine Hintertüre iſt Überfluß.

9. Setze den Bau etwas von der Straßenfront zurück; ein Vorgärtchen iſt luſtig.

10. Ins Oberſtock kommt das Altenteil, Stube und Kammer, die du vermieten kannſt, bis du ſie ſelbſt brauchſt. Dazu noch ein Raum für Frucht und der Vorratsraum für Holz oder Kohlen.

11. Im Giebel können die Futtervorräte für die Ziege lagern.

12. Auf das Dach ſchreib nicht aus glaſierten Ziegeln deinen Namen; das ſieht protzig aus und iſt alles andre wie ſchön.

13. Überhaupt, wenn du bauen willſt, ſetz keinen häßlichen Steinkaſten hin, der ins Dorfganze paßt, wie die Fauſt aufs Auge. Baue im Schwarzwald ein Schwarzwaldhäuſel, baue in Niederſachſen ein Bauernhaus mit den Pferdeköpfen am Giebel. Ein jeder nach ſeiner Art.

14. Baue niemals in der Front, d. h. Haus an Haus, ſondern laß einen Raum frei zwiſchen deinem und dem Nachbarhaus. Häßliche Häuſerreihen, wie ſie das Kennzeichen der Stadt ſind, wollen ſich jetzt ſchon auf dem Lande einbürgern. Mach da nicht mit, ſondern denke daran: Schönheit koſtet nicht viel; ungewollt hat ſie die Bauernhäuſer aus alter Zeit ſo köſtlich umkleidet.

15. Denke auch daran, du bauſt nicht nur für dich; ſondern deine Kinder ſollen noch da wohnen, wo du gewohnt haſt. Darum baue nicht auf den Hui, ſondern lege gute Fundamente und führe ausreichend ſtarke Mauern auf. Schreib auch einen guten Spruch an, etwa über der Haustür, oder an der Giebelſeite.

Wenn du aber ſchön gebaut haſt, ſchön im Sinne von echt, volkstümlich, in den Formen deiner Heimat, wenn du das Haus in jedem Teile erwogen und überlegt haſt, dann wirſt du durch das Eigne ein reicher Mann, dann biſt du mit allen Faſern deines Herzens an dein Haus gebunden, und in deinem Hauſe findeſt du das Glück auf dem Lande.

Von der alten Bauernkunſt am und im Hauſe, und was wir davon brauchen können.

Auf meinen Fahrten im grünen Thüringer Wald hatte ich in einem Bauernhauſe einen prachtvollen Glaskelch aufgeſpürt, wundervoll geſchliffen, ein gutes altes Stück; ihn ſelbſt zu kaufen fehlte mir das Geld, ſo hatte mir ein Profeſſor den Auftrag gegeben, den Kelch für ihn zu erſtehn, koſte er, was

er wolle. Als ich dann wieder hoch auf dem Walde im Glasmacherdorf einkehrte, legte ich fünf harte Taler für das gute Stück auf den Tisch und hatte ihn. Kommt gerade der älteste Bube ins Zimmer, und wie er mich den Becher einpacken sieht, fängt er bitterlich an zu weinen: „Das Glas vom Großvater soll nicht verkauft werden!" Ach, wie hat mir das ins Herz geschnitten, und wie hätte ich gerne die fünf Taler wieder genommen und den Becher hingegeben. Der Vater entschuldigte sich noch wortreich: Der dumme Junge verstände es nicht besser. — Ach, der Kleine wußte nur zu gut, um was es sich handelte, und heimlich habe ich dem Vater etwas von der Ehrfurcht vor ererbtem Besitz gewünscht, die der Junge so fein besaß.

Da ist der Christian ein andrer Kerl: Komme ich neulich zu einer Taufe in sein Haus; steht in einer Ecke ein alter Stuhl, wurmstichig, verstaubt, wackelig, aber prachtvolle Schnitzerei, Pferdeköpfe, Arabesken, echte Bauernkunst. „Christian, ein schöner Stuhl!" sage ich. „Gelt?" sagt der nur. „Christian, was kostet der Stuhl? Ich kaufe ihn Euch ab." Da sagt Christian: „Numero 20!" Ich weiß nicht, was er damit sagen will und frage: „Was?" Da lacht er ganz behäbig und meint: „Sie sind Numero 20, der mir den Stuhl abkaufen will, und ich tue's nicht. Er ist über 100 Jahre in der Familie und er bleibt im Hause!"

Wenn mehr so wären wie der Christian, würden unsere Bauernstuben nicht so leer, so wesenlos, so ohne ein rechtes Gesicht ausschauen. „Na, na, halb so schlimm!", sagt da gewiß mancher. „Wir haben doch unsere richtig ausmöblierte Wohnstube, von der guten Stube gar nicht zu reden, einen richtigen Tisch, ein ordentliches Sopha, sogar gepolsterte Stühle und eine feine Kommode, und alles neu!" „Hm, und das Alte?" „Ach, den alten schweren Tisch, da war ich froh, als mir der Jude den abgekauft hat und die Stühle dazu." „So, was war's denn für Holz?" „Na, Eichenholz!" „So, der Tisch auch?" „Ja, der Tisch auch!" „Na, dann bin ich richtig! Ach seid doch mal so gut und kommt mal mit nach Berlin. Im Tiergartenviertel bleiben wir vor einem feinen Hause stehen und klingeln. Ein Portier in feiner Uniform macht auf, wir

ſteigen eine Marmortreppe empor, gehen einen Gang entlang und treten in ein feines Zimmer ein. „Das Donner", ſagt Ihr, und die viele Pracht bedrückt das Gemüt. „Seht Euch doch einmal den Tiſch und die Stühle an in dem noblen Gemach. Kennt Ihr die?" Da flucht Ihr noch einmal und ſagt: „Neu aufgearbeitet und neu poliert! Aber mein Tiſch und meine Stühle!" Na, da merkt Ihr hoffentlich auch, was Ihr für ein alter Eſel geweſen ſeid. Habt billigen Stadtſchund Euch zugelegt und die alten Stücke, Tiſch und Stühle habt Ihr für einen Bettel hingegeben, und der Händler hat ſie nun als echte Bauernkunſt für hunderte von Mark an den reichen Mann in Berlin verkauft. So habt Ihr Euch betrügen laſſen und habt Euch obendrein an der Geſchichte Eures Hauſes verſündigt.

Die alten Stücke reden eine gar trauliche Sprache mit dem, der ihre Sprache hören will, und das Alte gibt unſrer Behauſung erſt ſeinen Wert. Sieh, früher kannte man noch keine Maſchinen, keine Ramſchware. Da machte der Tiſchler im Dorf den einen Tiſch; und wenn er als tüchtiger Meiſter den einen Tiſch fertig hatte, da hatte er auch etwas Eignes dareingelegt in Schnitzwerk, in Leiſte, in der beſonderen Form. Heute macht die Fabrik in der Stadt hunderte von Tiſchen an dem einen Tage, und einer gleicht dem andern wie ein Ei dem andern. Früher ſchmiedete der Schmied im Dorf Türſchlöſſer und die Bänder, und er legte ſein ganzes Können darein; heute werden Tauſende von Schlöſſern täglich fertig geſtellt, und eines gleicht dem andern aufs Haar. Wißt ihr, was ich euch damit ſagen will? Ich will euch den hohen Wert der Handarbeit in vergangener Zeit nachweiſen. Die Hand führte und leitete zumeiſt ein ſchaffender Geiſt. Heute ſchlägt und ſtampft die Maſchine dasſelbe in wenigen Augenblicken zurecht. Darum Reſpekt vor dem Alten! Nicht alles Alte iſt gut und künſtleriſch, aber es hat doch ſeinen Wert, denn es gibt uns Zeugnis von dem ſoliden Geſchmacke, der einſt im deutſchen Bauernſtand tonangebend war.

Ich kann mit kurzem Wort nicht das hierher ſchreiben, was alles ſchön und echt im Bauernhauſe zu finden iſt, daher nur Andeutungen: Am Äußern des Hauſes: Geſchnitzte Türen, bemalte Fenſterläden, Wandſprüche, Butzenſcheiben, geſchnitzte

Umrahmung der Fenſter, Türſchlöſſer und Bänder, Dachrinnen und Waſſerſpeier, Türklopfer und Eiſengitter. Viel mehr aber im Innern des Hauſes: Ofenplatten mit bibliſchen Darſtellungen, heimlige, alte Uhren, geſchnitzte Stühle, ſolide Tiſche, ſchön bemalte oder geſchnitzte Truhen. Dann altes Silberzeug, Leuchter und Krüſel, und die Schätze im Glasſchrank: edles Zinn und altes Steingut, auch altes Porzellan, Krüge, die heute von Kennern und Sammlern mit Gold aufgewogen werden. Dann in den Truhen und Kaſten die Schätze von Leinewand, Stickerei und gutem Tuch. Endlich die Tracht, geſtickte und gewebte Tücher, breite Bänder, Leibchen und Hauben mit feiner Stickerei und faltige Röcke.

Was iſt davon nicht alles ſchon aus deutſchen Bauernhäuſern verſchleudert worden, auch von Büchern und Dokumenten. Ein einzelner Fall: Ein mir bekannter Lehrer, tüchtiger Sammler für ein Dorfmuſeum, bekommt einen alten Meiſterbrief für einen Schneider ſeines Ortes angeboten; das Ding iſt 200 Jahre alt, hat alſo geſchichtlichen Wert. Der Händler fordert dafür M. 10.—. Glaubt ihr, daß der viel mehr wie 10 Pfennige für das Papierblatt gegeben hat?

Darum macht die Augen auf, hütet das Alte und gebt euren Stuben das, was kein Geld, keine noch ſo großen Mittel ihm geben können, jenes unendlich heimelig Trauliche, was mich ſo oft ſchon in deutſchen Bauernhäuſern umfangen hat! Wenn ich mich da umgeſchaut habe, ſah ich auch nicht ſolche Geſchmackloſigkeiten, worunter heute die Stube auf dem Lande leidet. Namentlich die Bilder! Ach was ſieht man da nicht oft für ſchreckliches Zeug: Religiöſe Darſtellungen, oft hinüberweiſend in die andere Konfeſſion, Zeug, was den Rahmen nicht wert iſt, weiter geleckte Öldrucke, natürlich in Goldrahmen, ſo häßlich, daß man gern ſich wegwandte, geſchmackloſe Verherrlichungen des Bauernſtandes, die man von Rechts wegen von der Wand hätte herunterreißen ſollen und in den Ofen ſtecken. Und wie billig kauft man heute gute Bilder: Um nur zwei Namen zu nennen, erinnere ich an die Künſtler-Steindrucke aus dem Verlag von Teubner und von R. Voigtländer in Leipzig. — Von den ſogenannten Hausſegen hier auch ein Wort: Händler, Hauſierer haben die zu

Hunderttauſenden in die Bauernhäuſer geſchleppt, billigen Schund, der mit zwei Mark reichlich bezahlt geweſen wäre und ſechs Mark gekoſtet hat; dem Ganzen wurde natürlich das Mäntelchen chriſtlicher Liebestätigkeit angehängt, der Erlös ſollte angeblich den armen Krüppeln zugute kommen. Aber dann kam es heraus, daß die gewiſſenloſen Fabrikanten von dem Schund Hunderttauſende verdient, und das deutſche Dorf hatte es bezahlen müſſen.

Vom Bilde komme ich zu der Tapete. Wenn wir keine gute Tapete ins Zimmer uns ſchaffen können, lieber gar keine als eine häßliche! Ich mag ſo gerne eine rings um die Wand laufende Täfelung und die damit verbundene Bank. Der braune Holzton und die Farbe der Bank bringen das ganze ſo ſchön zuſammen. Wenn keine gute Tapete zu ſchaffen iſt, lieber über der braunen Holzverkleidung Leimfarbenanſtrich in zartem gelben oder braunen Ton. So habe ich's jetzt in meinem Stübchen, ſo will ich's auch gerne behalten, und nur ſo treten die wenigen Bilder, die ich in meiner Stube habe, feiner hervor als wie auf grob gemuſtertem Papiere.

Vielleicht verſuchſt du's auch ſo einmal in deinem Stübchen, ſchlechte Bilder und ſonſtiger Schund raus, aber das Gute behalte und ehre! So ſagt mir's auch viel beſſer zu, wenn eine ſchlichte Uhr mit bunten Blumen auf dem Zifferblatt im Stübchen tackt, als ein moderner Regulator, billig zu kaufen im Warenhaus.

Und vom Fenſter grüßen ein paar Blumen, nicht zu viele, daß nicht die Ausſicht verbaut iſt, und das Lüften erſchwert wird, aber doch genug, daß auch im Winter eine Blume blüht und ein freundlicher Frühlingsſchimmer im Zimmer zu ſpüren iſt.

Im übrigen laß deinen eignen Geſchmack walten und gib dem Ganzen ſo etwas, laß mich's nennen: Perſönliches, Intimes; dann iſt es recht. Das Perſönliche, das Intime bewundern wir an der Kunſt der Einrichtung unſrer Vorfahren. Ich habe noch nicht das Glück gehabt, in eine echte, niederſächſiſche Bauernſtube hineinzuſchauen, aber aus Bildern weiß ich, das ſind Kunſtwerke erleſenſter Art, die dort kernige, deutſche Bauern ſich geſchaffen; die ſtellten auch nicht Schund

und Bazarware in ihre Stuben, die machten nicht den Fehler, ſich eine gute Stube aufzubauen, jenes kalte, ſeelenloſe Ding, das unſer beſtes Zimmer verſchlingt, nein, die ſchufen Kunſtwerke, aus denen Bauernſtolz und Bauernkraft noch zu dem nachgeborenen Geſchlechte redet.

Wenn du an deiner Inneneinrichtung etwas ändern und beſſern willſt, ſieh dich im eignen Hauſe um und bring vor allem das zu Ehren, was Unverſtand früher in die Rumpelkammer geſtellt hat, alte Tiſche, alte Stühle, die alte Einrichtung baue aus. Haſt du ein Wandbort, ſieh ob du nicht darauf aus Zinntellern, alten Leuchtern, Krügen und Gläſern einen Schmuck dir bauen kannſt, im übrigen nicht zuviel Bilder! Schließlich, raus mit dem Schund!

Ein guter Keller.

Wenn einer ganz billig bauen will, hält er ſich mit der Unterkellerung nicht beſonders lange auf. Das iſt ein großer Fehler. Ein guter Keller iſt wie ein guter Ofen, Grundbedingung für behagliches Wohnen. Iſt Grundwaſſer da, ſpar' die paar Säcke Zement nicht, ſondern laß Beton legen. Das ſchützt gegen Ratten und andres Ungeziefer. Ein guter Keller darf nicht dumpf werden. Richte es alſo möglichſt ſo ein, daß zwei Kellerfenſter einander gegenüberſtehen; dann kann jederzeit Gegenzug hergeſtellt werden. Wegen des Fenſters mehr hab' keine Angſt; das iſt bei eintretender Kälte bald verſtopft. Der Keller kann ein öfteres Weißen recht gut vertragen. Kalk tötet die Fäulnisbazillen.

Ordnung im Keller iſt Hauptſache. Mein Keller ſieht ſo aus: Auf einer Seite unter dem Fenſter iſt eine erhöhte Stufe, da lagern die Kartoffeln auf Holz. Daneben habe ich für billiges Geld mir ein Obſtgeſtell bauen laſſen; dreimal drei Verſchläge. Hier lagern froſtſicher meine Äpfel. Am zweiten Fenſter iſt ein Haufen Sand; darein werden im Herbſt Sellerie und Möhren, Schwarzwurzeln und Rüben eingeſchlagen, reihenweiſe; ſo halten ſie ſich gut. Auf der andern Seite baumelt das Schwebebrett. Haſt du Ratten und Mäuſe im Hauſe, dann iſt

das Schwebebrett unerläßlich. An zwei ſtarken Haken, die in die Kellerdecke eingelaſſen ſind, hängt an dicken Stricken ein breites Brett freiſchwebend. So kannſt du Fleiſch, Brot, Kuchen mäuſeſicher aufbewahren, und viel Ärger iſt geſpart. Wirtſchaftlich richtiger mag es ſein für Obſt, Kartoffeln, für Kraut und Wurzelgewächſe einen beſondern Verſchlag zu ſchaffen. Ich habe aber keinen, und es geht auch ſo. Merken wollen wir noch, daß Kartoffeln nicht über einen Meter hoch aufgeſchichtet werden ſollen, und daß jede fleißige Hausfrau wöchentlich im Winter einmal auch durch ihren Keller geht und beizeiten Angefaultes, Verdorbenes ausſcheidet. Sonſt leidet das Ganze.

Unſer Stall.

Zum Hauſe gehört der Wirtſchaftsbetrieb. Biſt du ein großer Bauer, ein Dicker, wie ſie hier ſagen, dann kann ich dir nichts raten, dann weißt du ſelbſt Beſcheid und lachſt mich aus. Ich denke aber, es gibt noch genug, die gerade ſo klein ſind wie ich; mit denen will ich jetzt reden von unſerer kleinen Landwirtſchaft, wie wir ſie zu unſrer Freude nebenbei treiben.

An andrer Stelle wird ausgerechnet, daß gerade die kleinen Nebengewerbe etwas einbringen, als das ſind Ziegenzucht, Kaninchenhaltung, Hühnerhof. Dafür müſſen wir Stallung haben. Das billigſte bleibt's, wenn wir uns in Vorhandenes einniſten; beſſer, vorteilhafter bauen wir neu. Für das Wohnhaus praktiſcher iſt eine Trennung von Hauptgebäude und Stall. Der Dunſt frißt am Gebäude; der Stallgeruch iſt für die Geſundheit nicht immer förderlich. Dagegen ſpricht der Weg aus der Küche in den Stall durch die freie Luft und die geringere Möglichkeit, die Ziegenvilla vor Froſt zu ſchützen.

Unſer Stall muß zwei Abteilungen haben, Schweineſtall und Ziegenſtall. Zu der Ziege kann dann ſpäter noch eine Kuh kommen, wenn's im Hauſe mit dem Verdienſt voran geht. Fenſter gehören in beide Ställe; denn Licht und Luft iſt für die Tiere auch Lebensbedingung. Im Ziegenſtall wird der

Digitized by Google

Hühnerſtall kaſtenförmig an der Decke eingebaut. Hühner müſſen warm ſitzen, ſonſt erfriert der Kamm, und mit dem Eierlegen hat's geſchnappt. Gerade im Winter iſt damit hübſch Geld zu verdienen.

Im Ziegenſtall laß deinen Kindern ein Räumchen noch für Kaninchenzucht; das iſt keine Spielerei, mancher Sonntagsbraten kommt dadurch ins Haus. Den Stallboden nütze für Laubſtreu, Stroh und Futtervorat. Maure dir eine kleine Düngerſtätte aus; Miſt iſt Kapital für den Garten und für das Kartoffelfeld.

Der Garten iſt ein luſtig und praktiſch Ding.

Ein Vorgärtchen vor dem Hauſe iſt ein luſtiges Ding. Da ziehſt du deine Blumen; ein paar Roſenhochſtämme gehören auch hinein. Das Okulieren iſt keine Kunſt; Wildlinge ſtehen im Wald und an jedem Rain. Die holen wir uns Ende Oktober herein, pflanzen ſie an die ihnen zugedachte Stelle und wickeln ſie bei eintretendem ſchärferen Froſte hübſch ein. Im Frühjahr werden ſie aufgerichtet, angebunden und dann im Juni okuliert; das laſſen wir uns von einem Praktikus zeigen, wie's ſolche in jedem Dorfe gibt. Dann ziehen wir unſer Meſſer auf dem Stein noch einmal fein ab, daß es haarſcharf wird, und probieren's ſelbſt. Aber die Freude, wenn wirklich ſo ein Auge kommt!

Im Vorgärtchen hat die Hausfrau auch ihr Recht. Okuliert er Roſen, ſo hält ſie's mit Aſtern, Levkojen, Stiefmütterchen und Nelken. Wenn das Vorgärtchen nicht gar ſo klein iſt, zimmere für die Ecke links eine Laube. Als Berankung kommt in erſter Linie immer der wilde Wein in Betracht. Pfeifenkraut, Je länger je lieber, gehen ja auch, aber der wilde Wein iſt doch ſchnellwüchſiger, und außerdem kannſt du die Vorderſeite deines Hauſes damit beranken. Das jährliche Aufbinden und Ausſchneiden machen ja etwas Mühe; aber beſſer, du baſtelſt und arbeiteſt im Garten, als du faulenzſt im Wirtshaus. Den Zaun machen wir natürlich auch ſelbſt, ſo hoch, daß den Hühnern das Überfliegen gelegt wird; ſonſt tut ein Draht (aber kein Stacheldraht), in Manneshöhe gezogen, recht gute Dienſte.

Hinter dem Haus neben den Stall denke ich mir den Gemüſegarten; der muß mit verdienen helfen und iſt beſonderer Liebe und Pflege wert. Wir wollen uns vor allem ein paar Regeln merken:

1. Düngen, viel Düngen; unſer Garten ſoll nicht nur eine Ernte geben im Jahr; du erwarteſt auch Vor- und Zwiſchenernten; alſo gehörig düngen. Das Gegebene iſt in erſter Linie der Stalldünger; als Ergänzung kommen in Betracht Thomasmehl, Kainit und Kalk.

2. Ordentlich graben. Im Herbſt wird der Garten, ſoweit er nicht mit Gemüſe beſtellt iſt, das den Winter über ſtehen bleibt, ordentlich geſtürzt. Dann zermürbt und zerfriert der Boden im Winter, und der Stickſtoff der Luft wird gebunden. Je ſorgſamer du gräbſt und rigolſt, umſo mehr lockerſt du das Erdreich, umſo beſſer können ſich die Pflanzen bewurzeln. Auch das Behacken gehört hierher. Jedesmal durchhacken ſteigert den Ertrag um 20 Prozent.

3. Der Kompoſthaufen ſei deine erſte Sorge bei der Anlegung eines Gartens. Als ich früher als friſchbackner Dörfler aus der Stadt herauskam, habe ich mich ſehr geſcheit gedünkt und gemeint, es gehe auch ohne Kompoſterde. Dann iſt mein Gärtchen mit jedem Jahre mehr verarmt, bis ich mich auch zum Kompoſthaufen bekehrt habe. Der macht ſich reichlich bezahlt. Jedes Stückchen Holz, Unkraut, alte Stengel, Stroh, Dünger wird in zwei bis drei Jahren wertvolle Erde, wenn man etwas Sorgfalt auf die Schichtung des Haufens legt. Zweimal im Jahre wird der Haufen umgeſtochen. Wenn die Erde gut iſt, wird mit ihr nachgeholfen, wo's fehlt. Gurken beiſpielsweiſe gedeihen vorzüglich in reiner Kompoſterde; da wird im Beet eine tiefe Rinne gemacht, drei Hände breit und eine Hand tief; dahinein kommt geſiebte Kompoſterde. Ihr ſollt ſehn, die Gurken ſind das Jahr ganz beſonders gut geraten.

4. Jäten iſt für unſeren Garten das halbe Leben. Wenn du das Unkraut wachſen läßt, wie's will, iſt der Garten bald verkommen. Das Unkraut ſollen wir ſtören, wenn's in der beſten Entwicklung ſteht. Wir ſollen auch nicht müde werden mit Jäten, wenn's auf den Herbſt zugeht; denn die Samen von dieſem Jahr ſind neue Feinde für das kommende Jahr.

Digitized by Google

5. Das Saatgut für dein Gärtchen kaufe in einem guten Geſchäft, ſoweit du's nicht ſelber ziehſt. Wenn du von herumziehenden Händlern deinen Bedarf deckſt, weißt du nicht, was du bekommſt. Kauf auch nicht nach ſchönen Bildern aus der Zeitung; denn das Papier iſt geduldig.

6. Unſer alter Lehrer ſagte immer: Es dauert auch nicht viel länger, wenn man's gleich ordentlich macht: Graben rechen, Beete abtreten, jäten, häufeln, alles gehört in dies Kapitel. Dann wird dein Garten ein Staat, und man merkt's gleich ſchon am Garten: Da wohnen Leute, die keine Faulenzer ſind.

7. Auch vor dem Zuviel müſſen wir uns hüten. Haſt du nur die Feierſtunde für die Gartenarbeit zur Verfügung, dann iſt es ein Fehler, den Garten zu groß zu machen. Du kommſt nicht herum, wirſt des Unkrautes nicht Herr, und haſt mehr Verdruß als Freude.

Ungefähr 300 Quadratmeter Fläche ſind genug für einen Hausgarten; richtig bewirtſchaftet, gibt das im ganzen Jahr etwas für die Küche, und manche Mahlzeit wird durch Gemüſe verbeſſert, bereichert. Aus der Landwirtſchaft wiſſen wir, man kann nicht auf denſelben Fleck jedes Jahr Roggen oder immer wieder Kartoffeln bringen. Merke das auch für den Garten. Aber, da erlebt man wirklich Wunderdinge. Jedes Jahr Lauch auf derſelben Stelle und jedes Jahr Kraut auf der andern Seite im Garten. Dann ſteht die Frau Gevatter im Herbſt dabei, ringt die Hände und weiß nicht, woher's nur dies Jahr wieder nichts hat werden wollen.

Noch ein Wort über Zwiſchenernten: Spinat hat ſchon im Herbſt geſät werden können, zeitig im Frühjahr iſt er gut. Dann reißen wir die ſchoſſenden Pflanzen heraus, graben das Beet, das nun noch ſeinen vollen Ertrag in Kohl geben kann. Oder Erbſen, im März gelegt, können im Juli, Auguſt abgeerntet ſein. Da ſind wir natürlich nicht ſo dumm und laſſen die ſchöne Zeit bis in den Spätherbſt unbenutzt verſtreichen. Radieschen, Winterſalat, Rapünzchen, Spätkohlrabi können noch wachſen und ſind immer willkommene Zukoſt.

Doch beſſer als der theoretiſche Kram iſt die Praxis. So will ich von meinem Gärtchen erzählen, ungefähr 250 qm

haltend, wie ich's da eingerichtet habe. Mittendurch läuft ein Weg; zu beiden Seiten ſteht eine Rabatte mit Beerenobſt für die Kinder und Blumen. Am Ende ſtehen 4 Rhabarberſtauden; vier langen für einen kleinen Haushalt. Eine Hälfte meines Gartens dünge ich im Herbſt, die andere im Frühjahr. Der Garten liegt von Süd nach Nord, die Beete laufen von Oſt nach Weſt.

1. Beet. Spinat geſät im Auguſt—Oktober, dann Sellerie.

2. Beet. Radieschen ſo früh wie möglich geſät, dann Gurken, im Herbſt noch Karotten.

3. Beet. Frühkohlrabi, dazwiſchen Tomaten, die Ende Mai aus Töpfen in das Erdreich kommen.

4. Beet. Zwiebeln, Rand mit Schnittſalat.

5. Beet. Erbſen an Sträuchern. Schluß der Ernte im Juli; dann als Nachfrucht Winterkohl.

6. Beet. Frühe Karotten, dann Roſenkohl.

7. Beet. Es iſt durch mein kleines Miſtbeet geteilt, worin ich mir die Pflanzen ſelbſt ziehe. Die obere Hälfte des Beetes iſt mit Samen von Kohl, Wirſing, Roten Rüben, Weißkraut beſtellt; die kommen aufs Kohlbeet hinaus auf dem Acker. Wenn hier abgeerntet iſt, bleiben einige Rote Rüben ſtehen. Auf der untern Hälfte habe ich Schwarzwurzeln. Das abgeerntete Mittelbeet wird mit Radieschen neu beſät.

Jetzt kommt der Weg, von zwei Rabatten eingefaßt. Ein paar Blumen, 5 Schnittlauchſtöcke, ebenſo die Peterſilie für den Herbſtbedarf haben hier ihren Platz.

8. Beet. Buſchbohnen; hinterher verſucht man's noch einmal mit Karotten.

9. Beet. Kopfſalat, der im Verbande gepflanzt iſt; dazwiſchen Lauch, der den Winter über ſtehn bleibt.

10. Beet. Weißkohl. Dazwiſchen entweder Salat oder Frühkohlrabi, je nach Bedarf und Geſchmack.

11. Beet. Kopfſalat als Vorfrucht, dann Winterwirſing.

12. Beet. Stangenbohnen; deshalb ans Ende geſtellt, um den andern Beeten nicht Sonne und Luft zu nehmen.

Dahinter ſtehen zwei ſtattliche Kompoſthaufen, die Vorratskammer an Kraft und Nahrung für unſere Pflanzen.

So ungefähr sieht meine Ordnung aus; im nächsten Jahre wechsele ich. Je nach Geschmack und Bevorzugung einer Gemüsesorte oder wegen klimatischer Einflüsse kann die Ordnung geändert werden; Hauptsache ist, daß überhaupt eine Ordnung aufgestellt wird.

Mein Gärtchen ist mit einem Lattenzaun umgeben. Wo es angeht, zieht man hinter dem vorläufig errichteten Staket eine Weißdornhecke. Die einzelnen Stecklinge werden fleißig angebunden und durcheinander verflochten. In ein paar Jahren gibt das eine solide, stachlige Mauer, über die so leicht kein Spitzbube klettert. Euern Vögeln macht ihr damit ein feines Brutplätzchen zurecht.

Und nun Glück zu im eignen Reich, im eignen Gärtchen! Es fällt kein Meister vom Himmel, und Gartenpflege will auch gelernt sein. Aber was wir selbst gebaut haben, schmeckt noch einmal so gut wie das Gekaufte, und ist noch einmal so billig!

Geld und Geldgeschäfte.

Die alten Leute im Dorf werden sich wohl noch erinnern können, daß früher das Bargeld auf dem Lande sehr knapp war. Da haben gewisse, freundliche Leute, ihr wißt schon, wen ich meine, ein Bombengeschäft gemacht. Damit ist's jetzt ziemlich vorbei, wir haben jetzt das Wuchergesetz. Das verbietet mehr als 6 Prozent zu nehmen, sonst nennt man das Ding Wucher; wir haben Sparkassen, Kreditvereine; wir haben vor allem durch die Hebung der Industrie auch auf den Dörfern mehr bares Geld. Weil aber gerade mit dem Geld auf dem Lande nicht immer richtig gearbeitet wird, deshalb habe ich jetzt verschiedenes auf dem Herzen.

1. Behalte vom Wochenlohn, von deinen Einnahmen nie mehr bar Geld im Haus, als du für den Wochenbedarf brauchst; das andre schaffe auf die Kasse; die nimmt jeden Betrag von einer Mark an, und du brauchst dich der einen Mark nicht zu schämen, wenn sie ehrlich verdient ist; der Strumpf im Bettstroh hat sich überlebt.

2. Laß nichts anschreiben; denn da wird's nicht weniger.

3. Laß dir über jede größere Zahlung Quittung mit Datum, Ort und Unterſchrift ausſtellen; das erſpart dir viel Ärger und ſpätern Verdruß.

4. Unterſchreib nie einen Wechſel. Laß die Finger davon; mit einem Wechſelchen hat's angefangen, und ein ſchmählicher Zuſammenbruch war das traurige Ende vom Liede.

5. Führe Buch über Einnahme und Ausgabe, auch darüber, was du noch ausſtehn haſt und was du noch bezahlen mußt. (Siehe auch den Artikel Einnahme und Ausgabe.)

6. Mach dir einen Etat, d. h. ſuche einen Überblick zu gewinnen, was du im Jahr für Einnahmen haſt; und danach bemiß deine Ausgaben und merke: Ein guter Wirtſchafter kauft nichts, wenn er nicht bar Geld dazu hat oder ganz ſicher iſt, daß die Einnahme in kürzeſter Friſt erfolgt.

7. Lege einen Notpfennig zurück. Dazu habe ich's noch nicht bringen können; wenn einmal ein Häufchen Geld da war, war auch die Verſuchung dabei, eine ſogenannte, notwendige Ausgabe zu machen. Aber der Notpfennig hat doch manchmal recht gefehlt, wenn's auch nur deshalb geweſen iſt, um andern helfen zu können.

8. Nehmt's mit dem Bürgen, dem Gutſprechen nicht zu leicht. Wer einen Schuldſchein als Bürge mitunterſchreibt, der ſoll ſich ſagen: Jetzt bin ich für die Bürgſchaftsſumme Selbſtſchuldner geworden. Geht's beim Borger ſchief, muß ich mit meinen ſauer erworbenen Erſparniſſen vor dem Riß ſtehn. Damit ſoll nun nicht geſagt ſein: Bürge überhaupt nicht; es kann ſehr wohl Fälle geben, wo es einfach Pflicht iſt, beizuſpringen und zu helfen. Aber vor leichtfertigem Mitunterſchreiben ſeid gewarnt; das kann viel Sorge über euer Haus bringen.

9. Ehrlich ſollt ihr beide, Mann und Frau, gegeneinander in Geldgeſchäften ſein. Die Frau hat ein Anrecht, das, was das gemeinſame Vermögen beider angeht, auch zu wiſſen. Gemeinſam ſollen beide die Sorge tragen. Nur keine Heimlichkeiten, und wäre die Summe noch ſo gering! Erſt iſt's Unehrlichkeit, dann wird's offene Lüge, dann Betrug, dann öffentliches Ärgernis. Auch zwiſchen Mann und Weib „währt ehrlich am längſten."

10. Noch ein Wort über Schulden: Leider ſind ſie da: die Hypotheken, die Darlehen für den Kauf der Wieſe, des Ackers. Sorgt mit eiſerner Strenge dafür, daß mit dem Jahresſchluß die Zinſen bezahlt ſind, und ſeht auch zu, wenn das Jahr nicht zu ſchlecht geweſen iſt, daß ihr am Kapital etwas tilgt; es iſt für eure Schaffensfreudigkeit lähmend, wenn ihr am Jahresſchluß euch ſagen müßt: Umſonſt haben wir uns geplagt, vorwärts ſind wir nicht gekommen.

11. Wenn du irgendwo borgen mußt, borg lieber in der Darlehnskaſſe als bei einem Bekannten. In Geldſachen hört ja die Gemütlichkeit auf, und manche guten Freunde ſind dadurch ſchon auseinandergekommen.

12. Wenn du borgſt, ſchenke reinen Wein ein; ſag, wie deine Verhältniſſe ſtehen, nenne alles, was du ſchuldig biſt. Das iſt ein Segen für dich, denn dann belügſt du dich nicht weiter ſelbſt, und wenn du weißt, wie's mit dir ſteht, findeſt du auch beſſer den Weg aus der gegenwärtigen Sorge heraus.

Einnahme und Ausgabe.

Kauf dir vom Buchbinder ein Büchlein, oktav mit Linien, und ſchreib vorn auf den Deckel: Einnahme und Ausgabe, darunter kommt dein Name. Auf die erſte Seite ſchreib: Mit Gott! Dann ziehe den Beutel, wieviel du im Vermögen haſt. Auch das aus der Kommode nimm mit dazu, und wenn du die ganze Summe zuſammengerechnet haſt, ſchreib auf das zweite Blatt oben groß Einnahme, darunter als erſten Poſten Barbeſtand, in die Zahlenreihe kommt die Summe, die du gerade im Vermögen haſt. Und ſo ſollſt du's von jetzt an mit jeder Einnahme, auch der kleinſten, machen. Ebenſo von heute an ſchreib alle Ausgaben auf. Da ſollen aber nicht Einnahme und Ausgabe wie Kraut und Rüben durcheinander ſtehen, ſondern die erſten 10 Blätter in dem Buche bleiben für die Einnahme, der Reſt iſt für die Ausgabe. Wenn du nun wiſſen willſt, wieviel du bar im Vermögen haſt, dann machſt du einfach unter die letzte Einnahme einen Strich, zählſt die Summen zuſammen, nachdem regelmäßig vorher ſchon jede Seite auf-

gerechnet und auf die folgende übertragen ist. Also etwa so sieht die letzte Seite aus:

		Übertrag M.	360.40
August	12.	Wochenlohn	16.—
„	„	Tagelohn der Frau auf dem Gut (3 Tage)	2.40
„	16.	Kalb verkauft	42.—
„	„	10 Eier	0.60
„	17.	Von den Kindern verdient für Pilze . .	0.45
„	19.	1 Pfund Butter verkauft	1.10
„	„	Wochenlohn	16.—
„	„	4 Tage Lohn von der Frau	3,20
„	22.	2 Hühner an den Händler	3.40
		Summa	445,55

Ebenso machst du's mit der Ausgabe:

		Übertrag M.	330.44
August	14.	3 Häringe	0.18
„	„	2 Pfund Zucker	0.48
„	15.	1 Briefmarke	0.10
„	„	Zwirn, Knöpfe, Nähnadeln	0.35
„	17.	In der Darlehnskasse Zinsen bezahlt . .	20.50
„	„	Sparkassenbuch	0.15
„	„	Eingezahlt auf dasselbe	10.—
„	18.	1 Pfund Reis	0.20
„	„	Ziegeln für den Stall	35.—
„	19.	2 Pfund Fleisch	1.40
„	20.	1 Paket Tabak, 2 Glas Bier	0.50
„	21.	1 Schulheft für Franz	0.10
„	„	Für Besohlen der Schuhe	1.80
„	22.	1 Pfund Kaffee	1.—
		Summa M.	402,20

Nun setzen wir Einnahme und Ausgabe untereinander:

Einnahme: M. 445.55
— Ausgabe: M. 402.20
mithin Bestand: M. 43.35

dann weiß man sofort, wieviel da sein muß: Ihr zählt, richtig die 43 Mark sind da und sollen nächste Woche auf den Schweinemarkt wandern, um als ein paar rundliche Läuferschweinchen wieder heimzukommen. Aber mit den Pfennigen

ſtimmt's nicht. Statt 35 bekommt ihr nur 20 zuſammen, ſoviel ihr auch den Beutel umwendet und durchſucht. Schreiben wir alſo in Ausgabe: Nicht feſtzuſtellen M. 0.15. Wer nämlich nicht an das Anſchreiben gewöhnt iſt, vergißt leicht etwas. Wenn man ſich aber vornimmt, es wird nicht eher zu Bett gegangen, bis alles aufgeſchrieben iſt, dann ſtimmt bald unſre Buchführung ganz genau.

Nun gibt's eine gewiſſe Sorte Schlauköpfe, die ſagen: „Ach was! Ob ich aufſchreibe oder nicht, das Geld wird doch alle!“ Eine großartige Weisheit! Dazu habe ich mehrerlei auf dem Herzen:

Einmal, ſo ein Ausgabebuch kann beſſer wirken als eine große Gardinenpredigt. Wenn man ſo die Reihe Ausgaben herunterlieſt, findet man das und jenes, was nicht nötig war. Glaubt's einem, der's ſelbſt erlebt hat, ſolche Zahlen ſehen einen mit beſonderen Augen an.

Dann iſt unſer Ausgabebuch eine unentbehrliche Kontrolle für uns ſelbſt. Da wundern ſich immer die Leute, wohin das viele Geld geht. Seht in euer Ausgabebuch; da habt ihr's ſchriftlich.

Drittens: Unſer Ausgabebuch iſt Beweiskraft ſelbſt vor Gericht. Nehmen wir an, einer iſt leichtſinnig geweſen und hat eine Zahlung geleiſtet, ohne ſich Quittung geben zu laſſen; das kommt ja vor. Der Kaufmann hat's in ſeinem Buch nicht ausgetan. Es folgt Mahnung, Zahlungsbefehl, Klage. Da lege ich vor Gericht einfach mein Ausgabebuch vor, in welchem ſteht:

1903. 19. März für einen Hut Zucker M. 5.30
1 Pfund Kaffee „ 1.—
1 Sack Weizenmehl „ 13.20

Darauf fällt der Kläger hinein.

Unſer Ausgabebuch ſagt uns ſchließlich ganz genau: Sind wir vorwärts gekommen oder iſt es rückwärts gegangen? Du brauchſt nur einmal die Reihe der Ausgaben herunterzugehen und zuſammenzuzählen, wieviel habe ich im vergangenen Jahr an der Schuld abbezahlt, die auf dem Häuschen ſteht, wieviel Neuanſchaffungen ſind im Haushalt gemacht, wieviel iſt im Sparkaſſenbuch eingelegt; und es ſchadet gar nichts,

wenn einmal zusammengerechnet wird: Wieviel ist an Bier und Branntwein im vergangenen Jahr verbraucht worden?

Ist nun der Haushalt größer, so werden zwei Ausgabebücher angeschafft. Eins hat der Hausherr, da trägt er seine Sachen ein; das andre liegt in den Händen der Hausfrau, die ihre besondere Wirtschaftskasse führt.

Landwirte kaufen sich am besten gleich vorgedruckte Bücher für die ländliche Buchführung; die sind nicht teuer, und die Kosten werden durch Ordnung, Übersicht und Klarheit schon im ersten Jahre wieder eingebracht.

Handwerker auf dem Lande brauchen für ihr Geschäft auch eine Buchführung. Dazu folgende Erinnerung aus meiner früheren Gemeinde: Ein Maurermeister bat mich, ich möchte ihm doch Bücher zur rechten Buchführung in sein Geschäft besorgen. Die Landbuchhandlung Berlin SW 11, Dessauerstraße 14, sandte auch prompt für ganze M. 9.— drei Stück, ein Einnahme- und Ausgabebuch, ein Kontobuch, in welchem jeder Kunde seine eigne Seite bekam, links mit alphabetischem Verzeichnis, und schließlich ein Geheimbuch zur Aufstellung der Bilanz, der jährlichen Gewinn- und Verlustrechnung. Abgesehn davon, daß ein Geschäftsmann Ordnung halten und gesetzlich über den Stand seines Geschäfts am Jahresschluß sich Rechenschaft geben muß, hatte das Ding für unsren Maurermeister noch seinen besonderen Vorteil: Er war ein tüchtiger Meister, sein Geschäft ging gut. So kam auch nach Neujahr ein gepfefferter Steuerzettel. Dagegen reklamierte er, und er hatte mit seiner Reklamation Erfolg, weil er buchmäßig seinen Jahresumsatz und den daraus erwachsenen Verdienst nachweisen konnte! Herr Nachbar, Frau Nachbarin, könnt ihr das auch?

Gemeinsamer Einkauf.

„Schämt Euch, Euer Weib so zu prügeln, Schmidt", sagte der Gutsbesitzer zu seinem Knecht. Der sah finster mit versorgtem Gesicht zur Seite. „Warum habt Ihr sie denn geschlagen?" „Herr, ich kann's nicht schaffen!" „Was nicht schaffen?" „Das beim Kaufmann." „Schulden?" fragte der Gutsbesitzer weiter. „Viel! Die Alte hat geborgt und mir

nichts geſagt; weiß alſo nicht, ob's ſtimmt. Nun will er klagen." „Wieviel?" „M. 90.— und die Zinſen." „Seid Ihr der Einzige im Dorf, dem es ſo geht?" „Nein, von achten weiß ich's beſtimmt, es können aber noch ein paar mehr ſein." „Schmidt, holt Euch heut abend das Geld." Damit ritt der Gutsbeſitzer in tiefem Sinnen weiter. Ein Jammer, dieſe elende Pumpwirtſchaft, dachte er, man müßte was dagegen tun! Weil's ein rechter Herr ſeiner Leute war, blieb's nicht beim Vorſatz; es geſchah wirklich etwas. In einfachſter Form wurde eine Lebensbedarfsanſtalt gegründet. Der Rechnungsführer auf dem Gut übernahm die Buchführung und das kleine Warenlager. In der Woche konnten Beſtellungen ſeitens der Gutsarbeiter an ihn abgegeben werden. Am Sonnabend nachmittag werden die beſtellten Waren ausgewogen und dem einzelnen Beſteller ausgeliefert. Das dauerte bei 50 bis 70 Perſonen anderthalb Stunden. Die Beträge wurden gleich vom Lohn gekürzt; nur die notwendigſten Bedarfsartikel für den Haushalt wurden gehandelt, im ganzen ihrer 20, darunter neben Reis, Gries, Kaffee, Zucker, Petroleum auch Brot. Mit einer Mühle und einer Bäckerei konnte abgeſchloſſen werden, ſo daß allein von dieſem einen Artikel an 25 Familien jährlich für 3000 Mark Brot, nebenbei bemerkt 40000 Pfund, umgeſetzt und allein 1200 Mark geſpart werden konnten. Die notwendigen Nebenkoſten, Entſchädigungen, Frachten u. ſ. w. wurden bequem aufgebracht, und den Beziehern, ausſchließlich Gutstagelöhnern, konnte noch ein hübſcher Gewinn als Weihnachtsgeſchenk überreicht werden.

In einem andern Dorfe ſind ſie zur förmlichen Gründung eines Konſum-Vereins mit Vorſtand und Statuten übergegangen. Die Gutsherrſchaft ſtellte den Verkaufsraum und läßt die Buchführung durch ihre Beamten beſorgen. Zweimal in der Woche nimmt die Gutskanzlei die Beſtellungen an, die in einem Büchelchen notiert werden. Nur auf Grund dieſes Belegs darf Ware abgegeben werden. Entweder wird in der Gutskanzlei gleich bezahlt, oder der Betrag am nächſten Lohntag in Abzug gebracht. Der Verein rentiert gut.

Wenn man bedenkt, daß die Preiſe für Kolonialwaren auf dem Lande ſchon höher ſind als in der Stadt, und dazu

noch in Rechnung zieht, daß die Güte nicht entfernt dem Preiſe entſpricht, ſo wird man gerne zugeben, daß durch ſolchen gemeinſamen Einkauf an Brot und Kolonialwaren von der einzelnen Arbeiterfamilie im Jahre hundert Mark bequem geſpart werden können und, wie buchmäßig nachgewieſen iſt, auch geſpart worden ſind.

Und nun noch ein recht einſchneidender Punkt: die Feuerung. Einſt hatten die Landleute das Recht, aus dem Walde ihren Holzbedarf frei zu entnehmen; eine neue Zeit hat mit dieſen alten Rechten aufgeräumt. So muß alſo Holz gekauft werden. Das geſchieht auf der Auktion. Wer ſchon dabei geweſen iſt, weiß, wie's da hergeht; da wird unſinnig geboten, und wenn man den Schaden beſieht, hat man den Meter auf M. 11.— getrieben und bleibt damit ſitzen. Daß auf dieſe Art viel Geld hinausgeworfen wird, iſt leicht einzuſehen; aber wie das Ding beſſern? Da muß ich von Raiffeiſenvereinen erzählen, die im Elſaß den ganzen Holzbedarf im Dorf von Holzhändlern gekauft haben; eine Kaſſe z. B. übernahm allein 10 Doppelwaggons. Die Verteilung, Bezahlung, Einziehung der Beträge von den einzelnen Käufern beſorgte auch der Raiffeiſenverein. So wurde einem ganzen Dorf der Weg zur Auktion geſpart, was für viele ein verbummelter Tag und unnötige Ausgaben bedeutet.

Gemeinſamen Kohleneinkauf im kleinen haben wir hier auch ſchon. Man muß den Anſchaffungspreis und Heizwert in Rückſicht ziehn. Iſt das Holz billig, kaufen wir keine Kohlen; koſtet das Holz viel, iſt die Anſchaffung einer guten Hausbrandkohle einfach Pflicht, namentlich die Feuerung von Torf oder Briketts nebenbei. Holz muß fortgeſetzt nachgelegt werden; haben wir ein Stück Torf zur Hand, ſo können wir auf Stunden Feuer halten und brauchen die Stube nicht zu überheizen.

Auf jeden Fall kann durch gemeinſamen Ein- und Verkauf von Brot, Kolonialwaren und Brennmaterialien geſpart werden. Wer da gedankenlos kauft und borgt, verliert, kann viel verlieren. Wer gewiſſenhaft prüft und bar bezahlt gewinnt auf jeden Fall! Wieviel? Nicht unter hundert Mark in einem Jahre!

Segen der Genoſſenſchaftsarbeit.

Herr Nachbar, eine Frage ganz im Vertraun: Habt ihr eine Darlehnskaſſe im Ort? Da lautet die Antwort verſchieden: „Jawohl, ſeit 10 Jahren haben wir eine, und ſie iſt ein Segen für uns kleine Leute.“ Oder es heißt: „Eine Darlehnkaſſe? Nein, die brauchen wir nicht, wir haben Kaſſen genug in der Stadt: Sparkaſſe, Vorſchußkaſſe, ich weiß nicht, wie die Dinger ſonſt noch heißen.“

An die, welche ſo reden, will ich jetzt heran und für ſie jetzt ganz einfach ein Rechenexempel aufſtellen. Alſo aufgepaßt: „Wie weit habt ihr's bis in die Stadt, zur Sparkaſſe?“ „Eine gute Stunde,“ wird mir zur Antwort. So alſo eine Stunde; ſagen wir: Hin und her mit Aufenthalt in der Stadt drei Stunden. „Wann hat denn die Kaſſe in der Stadt auf?“ „Mittwoch und Sonnabend von zwei bis vier.“ Alſo mit der Nachmittagsarbeit für den Tag hat's geſchnappt, wenn ihr in die Kaſſe wollt. Nun, nehmen wir einmal an, die Wieſe muß bezahlt werden, die ihr auf der letzten Auktion gekauft hattet, Dazu müſſen die Erſparniſſe ran, die auf der Kaſſe liegen; aber das langt nicht, ihr braucht noch ein paar Hundert Mark dazu; die wollt ihr gleich von der Kaſſe mit borgen Da müßt ihr erſt eimal hin und müßt den Antrag ſtellen. Schriftlich macht ſich das nicht gut. Nun, das Geld wird euch zugeſichert; es heißt: „Jawohl, holt's nächſte Woche, bringt den Bürgen mit und unterſchreibt den Schuldſchein.“ Das war der erſte verlorne Nachmittag. Die nächſte Woche geht ihr, wie vorgeſchrieben, mit dem Bürgen in die Stadt, da wird das Geſchäftliche erledigt. Man kann aber nicht verlangen, daß der andre die Reiſe mit uns macht und obendrein noch für ſich bezahlt. So geht's alſo in eine Wirtſchaft: Da wird einmal getrunken, auch etwas gegeſſen. Das koſtet knapp gerechnet eine Mark: dazu zwei verlorne, halbe Arbeitstage, auch zu je einer Mark gerechnet, koſtet alſo der eine Tag ſchon drei Mark. Nun ſind Zinſen zu zahlen. Man überläßt das nicht gern andern, will auch die Quittung gleich wieder mit nehmen; man macht den Weg alſo ſelbſt. So gehn in jedem Jahr an zwei Zinsterminen immer ein halber Tag verloren, und

Unkoſten gibt's noch obendrein. Ebenſo geht's, wenn man den Kindern einmal etwas auf die Sparkaſſe tun will, immer der Weg in die Stadt.

Was iſt nun dagegen zu tun? Sehr einfach: Eine Darlehnskaſſe im Orte gründen! Ja, das iſt aber leichter geſagt als getan, wird mir eingeworfen. Alſo wenn keine Kaſſe in der näheren Umgebung iſt, wo man mal ſich erkundigen kann, ob das Ding recht iſt, und ob die Leute zufrieden ſind, dann ſchreibt man an den Generalverband ländlicher Genoſſenſchaften für Deutſchland in Neuwied (Raiffeiſen-Organiſation) oder dem Reichsverband der deutſchen landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaften in Darmſtadt, welche gern die nächſte Filiale mitteilen, und bittet die Filiale einfach um aufklärende Schriften. Die ſchicken die gern koſtenlos; und man kann da leicht nachleſen, wie ſegensreich ſo eine Kaſſe fürs Dorf iſt, und wie man's machen muß, um eine Genoſſenſchaft zu gründen. Das lieſt man alles hübſch aufmerkſam durch und gibt's weiter an ſolche Leute, die im entſcheidenden Falle mit bei der Partie ſind. Dann kommt die Verſammlung. Am beſten ſchreibt man da an die Filiale eines der Verbände und bittet: Schicket uns einen Redner, der's Herz auf dem rechten Fleck hat und unſern Leuten die Sache noch einmal beſonders klar machen kann. Dann kommt ganz koſtenfrei zur beſtimmten Stunde ſo ein Herr, der gut Beſcheid weiß, auch auf etwaige Einwürfe der Gegner richtig antworten kann, und nun geht die Verſammlung los. Der Redner, den die Filiale geſchickt hat, führt nun folgendes aus:

Früher hatten ſie im Dorf den eignen Wald, die Allmende, das Gemeindeland. Leider haben wir's jetzt nicht mehr; denn eine frühere Zeit hat dieſe ehrwürdige Einrichtung nicht geachtet. Sparbüchſen für Notjahre waren's. Wir müſſen aber wieder Gemeindeland ſchaffen. Solches Neuland iſt die Darlehnskaſſe. Das klingt ſeltſam, iſt aber wahr. Es iſt ein großer Gedanke geweſen, daß jener Bürgermeiſter im Weſterwald Friedrich Raiffeiſen ſich ſagte: Wenn das Dorf und ſeine Bewohner Geſchäfte, namentlich Geldgeſchäfte machen wollen, dann muß der Nutzen von dieſen Geſchäften dem Dorf verbleiben und darf nicht in die Stadt abfließen. Was wir im Dorfe

verdienen, werde der Grundstock für ein neues Gemeindeland. Vom Dorf fließt sowieso genug Geld in die Städte ab; machen wir von jetzt ab wenigstens unsre Geldgeschäfte selbst. Daß dabei verdient wird, merken wir an den Kassen in der Stadt; die haben immer etwas übrig; die bezahlen ihre Beamten gut und rühmen sich ihrer hohen Dividenden. Wir Raiffeisenleute können Ihnen beweisen, daß die viereinhalbtausend Vereine, die bisher den Versuch gemacht haben, die Geschäfte des Dorfes das Dorf selbst besorgen zu lassen, alle gut abgeschnitten haben. Außerdem ist das Geldgeschäft nicht das einzige, was wir Raiffeisenleute treiben. Der deutsche Bauer, der kleine Mann können verlangen, daß sie für ihr gutes Geld auch gute, landwirtschaftliche Maschinen, vollwertigen, künstlichen Dünger und unverfälschte Futtermittel beziehen. Wir haben auch hier gelernt, daß Selbsthülfe das beste Mittel gegen alle die unverantwortlichen Ausbeutereien ist, womit die Stadt sehr oft das Dorf geschädigt hat. „Es dürfte Ihnen, meine Herrn", so fährt der Redner fort, „nicht allgemein bekannt sein, das mit jeder Filiale ein von Jahr zu Jahr sich steigernder Handel in Maschinen, Saatgut und Düngemitteln getrieben wird. Sie werden als neubegründeter Darlehnskassenverein Glied dieser großen, die ganze Provinz umspannenden Organisation. Natürlich können wir nichts verschenken. Aber Sie haben die Garantie, daß alles, was Sie von uns beziehen, gute, preiswürdige Ware ist. Auch auf unsere Kornhäuser weise ich hin. Wir haben jetzt angefangen, die landwirtschaftlichen Produkte, namentlich Getreide, selbst zu verwerten. Auch hierbei würde Ihre Mitarbeit willkommen sein. Im übrigen rate ich: Gründen Sie!"

Nun wird hin- und her geredet, auch der Begriff der unbeschränkten Haftpflicht noch einmal erläutert. Wir müssen uns darüber klar sein, was das ist. Wenn wir im Dorf die Geldgeschäfte selbst machen wollen, dann müssen wir denen, die mit uns arbeiten, auch eine Sicherheit, eine Bürgschaft geben. Jeder, der uns sein Geld auf Spareinlagen gibt, will's auch einmal wieder haben; auf unser schönes Gesicht allein borgt er nicht. Dafür muß sich naturgemäß dann die ganze Genossenschaft verbürgen; aber das ist nicht so schlimm, wie

es aussieht. Wenn richtig gearbeitet wird, kann nichts passieren; denn wir machen keine Geldgeschäfte, die wir nicht übersehn, die wir nicht verstehn. Wir spekulieren nie, wir unterschreiben keine Wechsel, wir wollen nur die Geschäfte des Dorfes im Dorf machen unter genauester Prüfung, ob so eine Sache reinlich ist und ob der Vorstand die Kreditgewährung verantworten kann.

Nun wird gegründet, und die Kassenstunden fangen an. Da merkt dann jeder, der's merken will: So eine Darlehnskasse ist eine glatte Sache: Habe ich Geld übrig, kann ich von meiner Arbeit auf 10 Minuten zur Kassestunde hingehen, kann selbst einzahlen, oder die Frau tut's; brauche ich Geld, so gehe ich zu den Vorständen der Kasse im Dorf und rede mit ihnen ungefähr so: „Ich brauche Geld." „Wieviel?" fragt der Vorsteher. „200 Mark." „Wozu?" „Ziegelsteine für meinen neuen Stall muß ich kaufen." „Auf wie lange?" „Auf zwei Jahr. Jährlich will ich 100 Mark abzahlen." „Wer ist Bürge?" „Kasper Schmidt." Dann stellt der Vorsteher in der nächsten Sitzung oder in vertraulicher Ansprache mit den andern Vorstandsmitgliedern folgendes fest: „Fritz Schneider will 200 Mark zu einem neuen Stall auf zweijährige Raten unter Bürgschaft von Kasper Schmidt haben. Wie denkt Ihr im Vorstande darüber?" Dann heißt's entweder: „Der Schneider ist ein ordentlicher Kerl, der Bürge ist gut. Er soll das Geld haben." Oder „Schneider ist ein Leichtfittig; da fällt der Bürge wahrscheinlich herein, damit wollen wir nichts zu schaffen haben."

So ist die Darlehnskasse gleich ein kleiner Gerichtshof über die wirtschaftliche Tüchtigkeit des einzelnen. Bankerotteuren kann die Darlehnskasse auch nicht helfen, aber wo ein ordentlicher Kerl ehrlich sich plagt, da wird schon einmal Rücksicht genommen und ein Auge zugedrückt und ihm auch einmal ein größerer Kredit eingeräumt, als er eigentlich verdient. — So will die Darlehnskasse die Geldkräfte des Dorfes zusammenfassen, glaubt mir's, ihr wundert euch, wieviel Geld eigentlich noch im Dorfe steckt, was arbeiten kann und bisher nutzlos gelegen hat.

Und wenn beim einzelnen Dorf der Umsatz bald in die

Zehntausende, ja in die Hunderttausende geht, was muß man erst für Respekt vor der Geldkraft des deutschen Bauernstandes bekommen, wenn man die Rechenschaftsberichte der Zentralkassen in Neuwied und Darmstadt durchsieht. Da geht der jährliche Geldumschlag gar in die Hunderte von Millionen Mark! Leider hatte sich das deutsche Genossenschaftswesen bisher in zwei getrennten, großen Verbänden organisiert; die machten sich gegenseitig Konkurrenz und erschwerten sich gegenseitig das Geschäft. Nun sind sie einig geworden, arbeiten miteinander. Will's Gott bedeutet dieser Zusammenschluß eine neue Kräftigung des Genossenschaftsgedankens, der immer weiter aufs Land in jedes deutsche Dorf getragen werden muß.

Schließlich muß ich noch vor einer Enttäuschung warnen: Stellt euch den Gewinn so einer Darlehnskasse nicht zu hoch vor. Anfangs ein paar Mark, aber das kommt bald anders; und wie schön ist's, wenn ein stattlicher Reservefonds bereit liegt, der für Wohlfahrtszwecke im Dorf flüssig gemacht werden kann, daß ihr für die Kinderbewahranstalt, die Wasserleitung oder für besondere Nöte im Dorf einmal etwas übrig habt. Also gründet die Kasse, wagt den Schritt, es wird euch nicht gereuen.

Ein Wort an die Prozeßhansl.

Also die Sache war so gewesen: Frau Meyer hatte es zur Frau Schulze über die Frau Schmidt gesagt. Was sie eigentlich gesagt hatte, mußte etwas ganz Schlimmes sein; denn die Frau Meyer hatte ganz leise gesprochen, und die Frau Schulze hatte verständnisinnig genickt. Natürlich wurde die Sache unter dem Siegel der Verschwiegenheit weitergetragen, und schließlich hatte es die Frau Schmidt glücklich wieder erfahren. So hatte es also einen Klatsch gegeben, die Männer hatten sich hineingemischt, gute Freundinnen hatten noch ein „Scheitchen angelegt", und das Ende vom Liede war eine Beleidigungsklage. So bekamen die Advokaten das Ding in die Hand. Da hagelte es erst einmal Kostenvorschüsse, auch wurde von der andern Partei Gegenklage erhoben, die Schmidten sollte über den Haushalt

von Meyers auch was gesagt haben; kurz das Ding wäre gar nicht abzusehn gewesen, wenn nicht der Herr Amtsgerichtsrat, der recht hitzig sein konnte, nach einer letzten vergeblichen Mahnung zum Vergleich einfach Frau Meyer wegen Beleidigung zu 20 Mark und Frau Schmidt zu 15 Mark Strafe verknackt hätte; die Kosten hatten beide zu teilen, und das von Rechts wegen.

So wanderte ungefähr der Erlös für das verkaufte Schwein von Schmidts zum Advokaten und ins Gericht, und bei Meyers mußte das Stierkälbchen aus dem Haus. Denn der stramme Bote des Gerichts hatte grob, wie solche Leute nun einmal sind, mit Pfändung innerhalb 8 Tagen gedroht. Beide hatten also Haare lassen müssen; aber die Wut und der Ärger aufeinander blieb.

Hütet euch vorm Prozessieren. Der ist am besten dran, der mit dem Gericht gar nichts zu tun hat. Das sage ich aus guter Erfahrung; denn ich habe in meinem Leben schon manches Wörtchen zum Frieden geredet. Was habt ihr denn davon, wenn so ein altes Klatschmaul für eine ungewaschene Äußerung über euch einmal ein paar Mark aufgebrummt kriegt? Im besten Falle ein bißchen Schadenfreude und selbst viel Ärger und Verdruß, weiter nichts. Aber eine Feindschaft fürs Leben werdet ihr nicht wieder los; ihr müßt aneinander vorbeisehn und wohnt doch im selben Dorfe und könnt euch täglich begegnen!

Aber da kann man reden, was man will, die Lust am Prozessieren liegt vielen Leuten im Blut. Sie täten aber viel, viel besser, sie hingen nicht soviel Zeit und Wege dran, sondern kümmerten sich um ihre Hantierung; dann kämen sie besser vorwärts. Wer im Gericht als Prozeßhansel ein- und ausgeht, bei dem wird's daheim ganz gewiß nicht mehr. Der Klügere gibt nach, der Klügere muß auch einmal schweigen können, wenn so ein mächtiger Klatsch das Dorf durchzieht. Der geht bald wieder vorüber, wenn wir uns nichts vorzuwerfen haben. Aber da hängt's oft! Wir sind selbst nicht ohne Tadel, und wir denken, die andern merken's nicht, wenn wir nur recht laut mitschreien und tüchtig über die andern herfallen. Nein, dadurch wird's bei uns nicht besser! Aber besser muß es

werden, wenn wir uns vornehmen: Stille will ich ſein. Stille will ich meinen Weg gehn und mich in Frieden mit meinem Gegner auseinanderſetzen. Vor allem will ich nie prozeſſieren!

Nun gibt's ja Rechtsfragen und beſondere Fälle, wo jeder unter uns einmal den Rat eines ſachkundigen Mannes braucht; ich denke an den Viehhandel, Erbſchaftsfragen, Kauf, Verkauf, Geſindeordnung und andres mehr. Solchen Rat können wir uns ganz billig verſchaffen; wir brauchen nur auf der Poſt für vierteljährlich 60 Pfennige den Deutſchen Dorfboten oder die ganz gleiche Deutſche Dorfzeitung zu beſtellen (ins Haus gebracht 72 Pfg.); in dieſem Blatte, das alles bietet, was wir Landbewohner brauchen, wird unter der Überſchrift „Unſer Rechtsrat" jedem Leſer koſtenfrei Rat in Rechtsfragen erteilt. Man braucht nur einen Briefbogen herzunehmen und auf ihm unter genauer Schilderung des Falles Herrn Oberſekretär Heitz, Bochum-Ehrenfeld, Weſtfäliſche Straße 15 um Auskunft zu bitten. Beigefügt muß ſein eine 10 Pfennigmarke und die Beſcheinigung, daß der Anfragende wirklich Leſer des Deutſchen Dorfboten iſt. Dann wird im Briefkaſten der beiden Blätter koſtenlos geantwortet; will der Frageſteller aber die Antwort ſehr ſchnell direkt im Briefe zugeſandt haben, dann muß er freilich zur Entſchädigung des Rechtsrat 1 Mark mitſenden. — Es braucht nicht weiter betont zu werden, daß dieſe nun ſchon ſeit vielen Jahren bewährte Art, ſich Rechtsrat zu erbitten, viel billiger iſt, als wenn wir eine Reiſe in die Stadt machen und dort den Rechtsanwalt befragen.

Vom Viehhandel und der Gewährſchaft.

Vom Viehhandel müſſen wir auch miteinander reden. Biſt du kein Großbauer, ſo biſt du doch froh, daß du's wenigſtens zu einer Kuh gebracht haſt. Eins möchte ich dir im voraus raten, kaufe keine Kuh, wenn du das Geld nicht bar bei einander haſt; denn ſonſt wirſt du abhängig. Bleib lieber Beſitzer von zwei oder drei ſtolzen Ziegen und rechne dir's aus: Habe ich genug, um nun auch noch eine Kuh ſatt zu bekommen? Wenn nicht, laß die Finger davon! Denn es

ſpringt nicht's heraus, wenn du Heu und Stroh kaufen mußt, um das Tier zu erhalten.

Alſo ſpar erſt auf ein Stück Wieſe oder Land, und wenn du die Gewißheit haſt, am Ende wird's reichen, dann kauf die Kuh. Es wird ein Freudentag fürs ganze Haus, wenn du vom Markte kommſt und bringſt das eigen erworbene Stück in den neu hergerichteten Stall. Wenn du nichts davon verſtehſt, nimm aber ja einen mit, der dir gut rät. Du weißt ſelbſt, im Viehhandel wird zünftig betrogen; darum mach die Augen beſonders auf und laß dir beim Kauf Gewährſchaft geben. Das Wort „Gewährſchaft" wird in Verſammlungen, in Zeitungen und auch ſonſt uns vielfach erklärt, es mag aber nichts ſchaden, wenn hier das Hauptſächliche noch einmal wiederholt wird. Alſo, wir unterſcheiden Hauptmängel, auf Grund deren man den Kauf kraft des Geſetzes rückgängig machen kann, und andre Mängel, bei denen das nicht der Fall iſt.

Man unterſcheidet Hauptmängel bei Nutz- und Zuchttieren und Hauptmängel bei Schlachttieren.

I. Hauptmängel bei Nutz- und Zuchttieren ſind:

1. beim Pferde (ſowie beim Eſel, Mauleſel und Maultier): Rotz (Wurm), Dummkoller, Dämpfigkeit, Kehlkopfpfeifen, Krippenſetzen, periodiſche Augenentzündung;

2. beim Rindvieh: Tuberkulöſe Erkrankung, ſofern dadurch eine allgemeine Beeinträchtigung des Nährzuſtandes des Tieres herbeigeführt iſt, Lungenſeuche;

3. bei Schafen: Räude;

4. bei Schweinen: Rotlauf, Schweineſeuche (Schweinepeſt).

II. Hauptmängel bei Schlachttieren ſind:

1. Bei Pferden (Eſeln, Mauleſeln, Maultieren): Rotz.

2. Beim Rindvieh: tuberkulöſe Erkrankung, wenn dadurch mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts als Nahrungsmittel ungeeignet oder minderwertig iſt.

3. Bei Schafen: allgemeine Waſſerſucht, d. h. waſſerſüchtiger Zuſtand des Fleiſches.

4. Bei Schweinen: tuberkulöſe Erkrankung, wenn dadurch mehr als die Hälfte des Schlachtgewichts als Nahrungsmittel ungeeignet oder minderwertig geworden iſt. Ferner Trichinen, Finnen.

Der Kauf kann aber wegen eines dieſer Hauptmängel nur dann rückgängig gemacht werden, wenn der Mangel innerhalb einer be-

ſtimmten Zeit, der ſog. Gewährfriſt, von dem Tage der Übernahme des Tieres an gerechnet, eintritt.

Dieſe Gewährfriſt umfaßt bei den meiſten Hauptmängeln einen Zeitraum von 14 Tagen; nur drei Hauptmängel machen eine Ausnahme, nämlich: Für die Lungenſeuche des Rindviehs iſt eine Gewährfriſt von 28 Tagen, für den Rotlauf bei Schweinen eine ſolche von nur 3 Tagen und für die Schweineſeuche eine ſolche von 10 Tagen beſtimmt.

Wenn ſich nun einer der oben genannten Hauptmängel bei einem von mir gekauften Tier innerhalb des Zeitraums, der als Gewährfriſt beſtimmt iſt, zeigt — in der Regel alſo innerhalb 14 Tagen nach Übernahme des Tieres — ſo bitte ich den Tierarzt, das feſtzuſtellen. Wird ein derartiger Hauptmangel ſpäter, alſo nach Ablauf von 14 Tagen feſtgeſtellt, ſo kann ich nicht gegen den Verkäufer vorgehen. Alſo, iſt ein Hauptmangel feſtgeſtellt, ſo zeige ich das ſofort, ſpäteſtens aber 2 Tage nach Ablauf der Gewährfriſt, dem Verkäufer an und fordere ihn mittelſt eingeſchriebenen Briefes auf, das Tier zurückzunehmen und mir den gehabten Aufwand für Futter, Pflege, tierärztliche Unterſuchung und Behandlung zu erſetzen. Antwortet er nicht oder macht er Ausflüchte, ſo verklage ich ihn durch den Rechtsanwalt. Dieſe Klage muß 6 Wochen nach Ablauf der Gewährfriſt eingereicht ſein, ſonſt verliere ich den Prozeß. Ich verliere ferner, wenn das Tier innerhalb der Gewährfriſt ſtirbt, und ich nicht ſofort, ſpäteſtens aber drei Tage nach erfolgtem Tode oder einer tierärztlich angeordneten Schlachtung dem Verkäufer Mitteilung gemacht habe. Das geſchieht, wenn der Verkäufer nicht am Orte wohnt, am beſten mittelſt eingeſchriebenen Briefes.

Wegen anderer Mängel, die nicht Hauptmängel ſind, beiſpielsweiſe das Lahmen eines Pferdes, kann ich den Kauf nicht rückgängig machen, es ſei denn, der Verkäufer hat mir beim Verkauf vor Zeugen auf meine Frage hin verſichert: Das Pferd hinkt nicht. Macht der Verkäufer auf meine Frage nach einem beſtimmten Mangel ausweichende Redensarten, ſagt er beiſpielsweiſe: „Ich verkaufe Ihnen ein wunderſchönes, ein tadelloſes Pferd!“ ſo zieht das vor Gericht nicht. Soll der Verkauf rückgängig gemacht werden, ich wiederhole noch-

mals, so muß die bestimmte Zusicherung, daß das Tier einen von mir genannten Fehler nicht besitzt, vom Verkäufer abgegeben sein.

Um einen Prozeß zu vermeiden, der regelmäßig Ärger und Unkosten mit sich bringt, empfiehlt es sich immer, sich außergerichtlich zu vergleichen. Aber aufgepaßt, daß so ein gerissener Händler uns nicht hinhält und hinhält, bis die 6 Wochen herum sind. Man kann ruhig einstweilen die Klage einreichen und sich während des Prozeßes noch vergleichen.

Mach's aber nicht so, wie man's in unsern Dörfern immer wieder erleben muß: Da kommt der freundliche Händler und stellt ein Stück in den Stall des Bauern Schmidt; der Mann ist prügelwert dumm, daß er sich das gefallen läßt, oder er muß. Denn er steht bei dem Händler gehörig in der Kreide. Um Gotteswillen nur das nicht; da kommt selten einer wieder heraus! Da kann's dann passieren, daß das magere Stück bei Schmidt etwas mehr geworden ist; da stellt sich dann recht bald auch der freundliche Händler ein und sagt: „Bezahle mir gleich die ganze Summe, die ich noch zu bekommen habe; ich brauche mein Geld". Der Herr Schmidt ist sonst ein recht stolzer Mann, das Mal aber tut er recht unterwürfig und bittet: „Stunde mir's noch auf ein paar Monate". Darauf meint dann der andere: „Weil du's bist! Aber das Stück in deinem Stall brauche ich wo anders hin; ich will dir ein andres geben". So holt er die bessere Kuh und stellt natürlich eine schlechtere ein. So wird dann weiter getauscht und gehandelt, und der Herr Schmidt, der sonst ein sehr gescheuter Mann ist, merkt nichts oder ballt die Hände in der Tasche und darf nichts merken; denn sonst wär's mit ihm aus.

Also wenn du Vieh kaufst, bezahle bar, sieh dich auch selbst danach um und laß dir's nicht auf den Hof bringen; auch das Geld kannst du sparen. Tritt auch dem Viehversicherungsvereine im Dorfe bei; das sind Abgaben, die machen sich bezahlt. Wenn du verkaufen willst, nur gegen bar. Aber nie tauschen und nicht handeln! Das will gelernt sein, und mancher, der meint, er kann's, wird doch noch übers Ohr gehauen. Das Vieh ist die Sparbüchse des kleinen Mannes. Halte es gut; pfleg's treulich; dann kommst du vorwärts.

Was die Viehwage einbringt.

Um unſer Dorf haben die Fleiſcher eine Zeitlang einen großen Bogen gemacht und nichts da gekauft; der Grund war ſehr einfach: wir hatten nämlich eine Viehwage angeſchafft. Früher, wo „über den Kopf" gehandelt wurde, waren die Herren immer da; und ſo einer, der im Viehkauf alt geworden iſt, verſchätzt ſich ſo leicht nicht zu ſeinem Schaden. Da haben die „dummen Bauern", wie die Städter geſchmackvoll ſich ausdrücken, mächtig Haare laſſen müſſen. Jetzt ſteht im alten Brauhaus neben der Gemeindeſpritze die Zentiſimalwage. 10 Pfennige koſtet die einzelne Wägung, und nur ganz Dumme oder die Übergeſcheiten denken, die 10 Pfennige Wiegegebühr kannſt du dir ſchenken. Die andern verkaufen kein Stück mehr, ohne die Wage zu benutzen. Das hat die Fleiſcher und Händler eine Zeitlang verdroſſen, und ſie ſchnitten das Dorf. Nachdem aber die Nachbargemeinden auch ſo geſcheit geworden waren und ſich eine Wage angeſchafft hatten, haben die Herren den Weg wieder gefunden. Wir halten's hier ſo: Die Viehwage hat 160 M. im Raiffeiſenlager gekoſtet; die Gemeinde verbürgte ſich für dieſe Summe, gibt den Raum umſonſt und ſtellt den Wiegemeiſter an; der iſt für die Wage und das Wiegegeſchäft verantwortlich; er hat den Schlüſſel, wiegt ſelbſt und ſtellt auch Beſcheinigungen über das Wiegeergebnis aus; dafür bekommt er als Entgelt die Hälfte aller Gebühren, worüber er ſorgfältig Buch zu führen hat. Die andre Hälfte der Einnahmen dient zur Verzinſung und Tilgung des aufgenommenen Kapitals. Ich rechne, daß durch eine Gemeindeviehwage einem großen Dorf gegen früher erhalten bleiben jährlich 1000 M.

Natürlich kann die Viehwage allein uns gegen Betrug und Übervorteilung auch nicht ſchützen, ſondern wir müſſen die Augen ſelbſt aufmachen und vor allem über Preis und Preisſchwankungen unterrichtet ſein. Vor allem ſollte die Abteilung im Deutſchen Dorfboten unter dem Briefkaſten, wo die Marktberichte abgedruckt ſind, recht genau ſtudiert werden. Können wir auch Berliner Preiſe nicht auf unſerm Dorfe fordern, ſo gibt ein ſtändiges Vergleichen mit heimiſchen Preiſen uns

doch den Anhalt, aus den amtlichen Notierungen den richtigen Wert für unſer Dorf feſtſtellen zu können. So gerüſtet wollen wir unſre Viehwage nützen zum ehrlichen Handel!

So ein Schwindel!

Frau Schmidt iſt eine ganz geſcheute Frau, ſie hält's zuſammen, wo ſie kann; ſie hat's aber auch nötig, denn er iſt kein großer Bauer, ſondern Arbeiter auf dem Gut. Nun wird bei Schmidts ein Kind krank; zum Arzt wird da nicht gleich geſchickt. Schließlich iſt's aber doch nicht anders zu machen; der kommt, zuckt die Achſeln, ſagt nicht viel, verſchreibt etwas und geht wieder. Die Krankheit aber will nicht weichen. Da kommt die Nachbarin mit einem Zeitungsblatt, jeden Tag mindeſtens 8 Seiten, koſtet vierteljährlich nur 1 Mark; man begreift nicht, wie's die Leute überhaupt ſo billig liefern können. Die Nachbarin zeigt auf eine Anzeige; die lautet folgendermaßen:

> „Von tödlicher Krankheit ſchnell und vollſtändig geheilt, erbiete ich mich aus Dankbarkeit der leidenden Menſchheit koſtenlos Rat zu erteilen." Folgt Unterſchrift und Adreſſe. Darunter ſteht noch: „Tauſende von Anerkennungsſchreiben ſtehen zur Verfügung".

„Koſtenlos", ſagt Frau Schmidt nachdenklich. „Der Doktor nimmt für den Beſuch 3,50 M., die Apotheke koſtet auch Geld; das wird probiert." Nun weiß man ja ſchon, wie's weitergeht: Koſtenlos iſt der Rat, aber die Medizin koſtet natürlich Geld. Himmel, wie werden wir dummen Bauern drangekriegt; aber gutwillig wird da in den Beutel gegriffen, wenn auch die Pulle Medizin, die der Apotheker für 30 Pfennige beſtellt, gut und gerne fünf Mark oder noch mehr koſtet. Na, wir wollen einmal annehmen, der Patient wäre ein bißchen beſſer geworden, ein neuer Brief an den koſtenloſen Wundermann in der Stadt, eine neue Flaſche Medizin; dieſe natürlich nicht koſtenlos! Dazu ſage ich: Der Hausarzt, der den Kranken gründlich unterſucht hat, hätte das ganz gewiß auch gekonnt; aber das Auswärtige, das Geheimnisvolle, das reizt die Leute, und

die Dummen werden nicht alle! Mundus vult decipi, ſagt der Lateiner, die Welt will betrogen ſein und „So ein Schwindel"! ſagt der Kluge. Dazu zwei niedliche Geſchichten:

In unſrer Familie war ein junger Menſch an Tuberkuloſe erkrankt, zu deutſch Lungenſchwindſucht, Auszehrung. Man ſah den Tod vor Augen. Da kamen dann auch die guten Freunde und wußten ein Geheimmittel, das unfehlbar hülfe. Der Vater des Kranken wendet ſich ſchweren Herzens an die angegebene Adreſſe und bekommt als Antwort von dem noblen Herrn Geheimmittelfabrikanten ein Schreiben: „Selbſtverſtändlich können Sie das Mittel haben, aber unter der einen Bedingung: Vorher ſtellen Sie mir ein Atteſt aus, daß das Mittel geholfen hat, dann geht's Ihnen ſofort zu." — Wer noch nicht weiß, wie all die tauſende von Anerkennungsſchreiben zuſtande kommen, hier hat er einen kleinen Einblick in ihre Fabrikation.

Noch ſo etwas: Ein Geheimmittelfabrikant, deſſen Erzeugniſſe auch unter das Wort Schwindel gehören, gibt jährlich, ſagen wir mal, knapp 10000 Mark für Reklame aus, eher mehr als weniger. So ein Volksausſauger kommt auch zum Vetter Klaus nach Berlin und ſagt: „Lieber Herr Redakteur, Eure Deutſche Dorfzeitung wird im Lande in vielen tauſend Exemplaren geleſen, das imponiert mir!" „Mir nicht", denkt Vetter Klaus, „es könnte noch 10 mal ſoviel ſein." „Darum möchte ich gern annoncieren!" Das hört natürlich Vetter Klaus gern; denn keine Zeitung kann heutzutage ohne Anzeigen beſtehn. „Ich möchte annoncieren: Drei kleine Anzeigen 8 Zeilen ſtark." Vetter Klaus freut ſich noch immer und denkt: Koſtet, die Zeile zu 40 Pfennige, 8 mal 40 gleich 3,20 M., gibt ſumma ſummarum 9,60 M. Kleinvieh macht auch Miſt! „Sehr angenehm", ſagt Vetter Klaus, worauf der andere fortfährt: „Für dieſe drei kleinen Anzeigen biete ich 500 M. — wörtlich fünfhundert Mark." Da wird Vetter Klaus doch ſtutzig und ſagt: „Die fünfhundert Mark könnte ich recht gut gebrauchen, aber dürfte ich wohl die Anzeige erſt einmal ſehen? Da ſtand ganz klipp und klar, daß der Univerſalbalſam, deſtilliert aus den edelſten Kräutern aller Zonen, unfehlbar alle Krankheiten heilt, ſo daß ſich Vetter Klaus nur wundern mußte, daß es

überhaupt noch einen Tod auf der Welt gab. Die Anzeige ſehn, den Kerl beim Kragen kriegen und rausſchmeißen war natürlich eins. Denn ſo iſt Vetter Klaus nicht gebaut, daß er aus vollem Halſe ſchreit: „Kampf gegen Schwindel in jeder Form und gegen das Ausſaugen des deutſchen Landvolkes", und andrerſeits denkt, wie jener Kaiſer, der in Rom die Aborte beſteuert hatte und einem, der meinte, die duftigſte Steuer wäre das gerade nicht, ganz gelaſſen ein Geldſtück unter die Naſe hielt und meinte: „Non olet; daran riecht man nichts."

Aber, liebe Leute, wieviele deutſche Zeitungsverleger und Kalenderfabrikanten gibt's, die kein ſo ſtrenges Gewiſſen haben und auch denken: Non olet! Der Hundertmarkſchein für die Anzeige, der riecht nicht. Aber wir Bauern müſſen's bezahlen. Haltet euer Geld zuſammen und fallt doch auf den Schwindel in den Annoncen nicht herein! Da gibt's Heilmittel für die Trunkſucht. Schwindel! Gewohnheitsſäufer werden nur in Anſtalten geheilt. Da gibt's Schönheitsmittel für unſere Mädchen. Schwindel! Das beſte Schönheitsmittel bleibt immer Waſchlappen, gewöhnliche Seife und — friſche Luft. Da gibt's gar Barterzeugungsmittel. Schwindel! Hühnermiſt hilft genau ſowenig oder ſoviel wie dieſe Salben oder Mixturen. Da gibt's das große Heer der Geheimmittel! Schwindel! Die helfen euch ganz gewiß nicht, ſondern nur den Gaunern von Fabrikanten oder Händlern, die noch über euch lachen. In das Kapitel gehören auch die Vieh- und Maſtpulver. Schwindel! Papier iſt geduldig, das Bild von einer dicken Sau oder einem feiſten Rind koſtet nicht viel; euer Vieh macht's ganz gewiß nicht fett, ſondern nur den Händler!

Es gibt ein paar gute Hausmittel: Kamillentee, Lindenblütentee, Choleratropfen u. ſ. w.; die hält man ſtändig im Haus, damit fängt man an, eine etwaige Krankheit zu bekämpfen; wird's ſchlimmer, wartet nicht zu lange mit dem Arzt, und wenn ihr ihn holt, traut dem Manne; dann ſeid ihr ſchon halb geſund. Denn das Vertrauen iſt eine wunderbare Sache. Seht, darin liegt ja mit die Macht der Geheimmittel. Man glaubt, es muß helfen, dann hilft's auch ganz gewiß. Auch ein Gang in die Apotheke lohnt ſich. Die Giftmiſcher darin

wiſſen zumeiſt ganz gut Beſcheid. Es iſt auch viel billiger, wenn's Hausmittel ſein müſſen, dort zu kaufen, als beim Wunderdoktor in der Stadt.

Geſundheit gehört auch zum Glück auf dem Lande. Wenn wir verſtändig leben, können wir ſie uns erhalten; wenn alſo einmal eine Krankheit uns oder die Unſern befällt, dann gehn wir in die rechte Schmiede, — fallen nicht auf ſchöngeſetzte Anzeigen herein, fragen uns: Kann ich wohl durch offenkundigen Schwindel geſund werden?

Feuer-, Hagel- und Lebensverſicherung.

Eine Zeitungsnotiz: „Im Dorfe Wieſenfeld brach durch Spielen von Kindern mit Streichhölzern Großfeuer aus; zerſtört wurden drei Hofraiten mit zugehörigen Ställen und Scheunen. Bedauerlicherweiſe haben die Abgebrannten, zwei kleinere Landwirte und ein Gutsarbeiter, überhaupt nicht verſichert.“ Was umſchließen dieſe dürren Worte nicht für eine Summe von Sorge, Elend und Not. Soweit iſt der Staat ja bereits, daß er den einzelnen Hausbeſitzer zwangsweiſe zur Gebäudeverſicherung heranzieht; von Rechts wegen ſollte er die Leute auch zwingen, daß ſie ihr Vieh, ihre Möbel und die Futtervorräte durch eine kleine Prämie gegen Brandgefahr verſichern. Dieſe Steuer iſt nicht groß, die jährlichen Beiträge wiegen nicht entfernt die Leiſtungen bei einem Brandſchaden auf. Schon vielen habe ich zur Feuerverſicherung geraten, aber was hört man da nicht alles? Schmidt ſagt: „Der Müller iſt nun ſchon ſeit 20 Jahren bei derſelben Geſellſchaft verſichert, jährlich zahlt er M. 3.60, macht bisher M. 3.60 × 20 = M. 72; — die habe ich geſpart!“ Darauf ſage ich erſt einmal: „Aufzählen! Wo ſind die M. 72?“ Und dann ſage ich weiter: „Wieviel mal konnte der Müller denn in den 20 Jahren abbrennen? War's denn ſo ganz ausgeſchloſſen, daß ein Bube aus der Nachbarſchaft ein Sedanfeuerchen in ſeiner Scheune ſchürte und damit einen Hausbrand verurſachte? Und wie beruhigend iſt es, wenn dann der Vater die Mutter tröſten kann: „Alte, ſei ſtill, wir ſchaffen's neu, wir bauen's wieder auf, es iſt ja verſichert!“

Also tragt die Last und versichert bei einer guten Gesellschaft; gegen Rückschlag und Unglücksfall seid ihr dann gedeckt!

Zweitens, die Hagelversicherung. Da sagt Arbeiter Müller: „Ich habe nur 500 Mark jährlich Einkommen; mit der Hagelversicherung wollen wir's lassen, die kann ich nicht erschwingen. Außerdem hat's seit langen Jahren hier nicht gehagelt." Dagegen sage ich: „Hagelsicher ist im deutschen Vaterlande überhaupt keine Gegend; es gibt Striche, namentlich im Nordosten der Gebirge, da prasselt's alle paar Jahre einmal, es gibt namentlich in der Ebene Gegenden, wo seit Jahrzehnten nichts vorgekommen ist. Also . . ." „Versichere ich nicht", unterbricht mich Müller. „Versichere ich doch", sage ich dazu. „Daß es eine ganze Zeit nicht gehagelt hat, ist kein Beweis gegen meine Bitte. Denkt doch einmal, was werden soll, wenn Euer Kartoffelfeld Euch vollständig verhagelt!" „Die stecken in der Erde", sagt Herr Müller. „Ach schwätzt doch nicht, ich weiß ganz genau, daß Hagel im Sommer kommt, wo noch kein Kartoffelansatz stattgefunden hat, und wenn das Kraut vernichtet ist, bleiben die Kartoffeln von selbst aus. 60 Sack sind wohl Eure durchschnittliche Jahresernte. Das wißt Ihr ganz genau, wie die Euch fehlen. Ihr müßt davon leben, und mit dem Aufziehen von ein paar Schweinchen für das Jahr hat's geschnappt. Das gibt also bei einem richtigen Hagelwetter einen Rückschlag von mindestens 150 Mark. Eure Prämie würde jährlich 2 Mark betragen; so könntet Ihr also 75 Jahre zahlen, ehe Ihr den Schaden decktet, den ein Hagelwetter Eurer Landwirtschaft zufügt. Und ob in den letzten 75 Jahren die Flur nicht zwei, auch dreimal verhagelt ist, darüber befragt Euch bei alten Leuten; die werden Euch dann erzählen, wie das Obst von den Bäumen geschlagen, die Ähren in den Acker gestampft, die Kartoffeln im Kraut vernichtet wurden."

Nun denkt gewiß mancher: Gewiß, versichern muß ich; das sehe ich ein, aber wo? Darauf gebe ich eine bestimmte Antwort nicht, bemerke aber, daß die großen deutschen Hagelversicherungen auf Gegenseitigkeit einander an Güte ungefähr gleichstehn. Praktisch erscheint mir, daß beispielsweise von der Norddeutschen Gesellschaft sogenannte Gemeindeversicherungen eingeführt sind; das hat mancherlei Vorzüge: Nicht die einzelne

Polize für den einzelnen Landwirt braucht ausgeſtellt zu werden; für die Geſamtheit der in der Gemeinde anſäſſigen Verſicherungsteilnehmer genügt die eine; die Prämien werden durch den Vertrauensmann im Ort eingezogen, der auch bei der Abſchätzung etwaiger Hagelſchäden ſeine Stimme mit abzugeben hat.

Drittens die Lebensverſicherung: Zwei Nachbarn wurden von einem Agenten zu gleicher Zeit bearbeitet; da wurde es einem ganz unheimlich vor den vielen Zahlen: Verſicherungskapital, Prämien, Zuſatzprämien, Rückvergütung, und was noch mehr ſolcher verſicherungstechniſcher Ausdrücke ſind, die unſereins nur ſchwer verſteht. Der eine Nachbar ſagt: „Ich bin kerngeſund, mir fehlt nichts; alſo ich will nicht!“ Und der andere Nachbar ſagte: „Ich bin kerngeſund, mir fehlt nichts, aber ich will!“ So verſicherte der eine ſein Leben und wurde von dem andern noch aufgezogen: „Siehſt du, nun bezahlſt du jedes Vierteljahr deine 9 Mark 60 Pf.; wenn du die auf die Sparkaſſe tätſt“. . . . „Na, was wäre denn da?“ „Da hätteſt du allein in den 20 Jahren ohne die Zinſen beinahe 800 M.!“ Da ſagte der andre nur „Wenn“ und ging ſeiner Wege. Drei Jahre ſpäter war der Nichtverſicherte an einer Nierenkrankheit geſtorben, und es hätte der zahlreichen Familie des Entſchlafenen recht gut getan, wenn ſie ſofort die Summe von 1000 M. zur freien Verfügung ausbezahlt erhalten hätte. Der andre aber iſt immer noch kerngeſund und zahlt pünktlich jeden Erſten im Vierteljahr ſeine M. 9,60 ein, und er freut ſich, daß die 12 Wartejahre ſchon herum ſind und in 8 Jahren das Kapital von 1000 M. gezahlt wird. Wenn er's nicht erlebt, erhält es ſeine Familie ſchon früher, erlebt er's, dann werden die tauſend Mark zur Ausſtattung der Tochter oder beim Selbſtändigmachen des zweiten Jungen ſehr mithelfen!

Ich weiß nun ſehr genau, daß ich nicht jeden überzeugen kann und überzeugen werde. Zweck dieſer Zeilen iſt die herzliche Bitte: Weiſt doch nicht von vornherein gleich den Gedanken einer Lebensverſicherung weit ab, ſondern überlegt erſt einmal in aller Ruhe den einen Geſichtspunkt: Jede Lebensverſicherung iſt eine Zwangsſparkaſſe! Gewöhnlich ſtellt ſich neben jede Einnahme gleich die Ausgabe und verlangt: Her

mit dem Geld! Wenn aber am Monatserſten die Prämie fällig iſt, dann muß es einfach heißen: Das andre hat alles Zeit; erſt wird die Lebensverſicherung bezahlt! Und wenn man das ſich vornimmt, dann geht es auch! Einen Segen wollen wir darin ſehn, daß der Zwang da iſt: Spar, leg zurück, du mußt!

Verſicherungen ſind noch mancherlei Ausgeſtaltung möglich: Ich kann meine Kinder verſichern, den Sohn, daß er Geld in die Hand bekommt, wenn er 20, 25 Jahre iſt und etwas anfangen will, die Tochter, damit das Geld zur Ausſtattung nicht fehlt. Ich kann mich ſelbſt auf Tod verſichern, ich kann auch die ſogenannte, abgekürzte Verſicherung wählen, daß ich mit 50, 55, 60 Jahren in den Beſitz der Verſicherungsſumme trete. Ich werde auch keiner Verſicherungsgeſellſchaft das Wort reden, ſage aber ſoviel: Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir mit unſren Verſicherungen im Inlande bleiben. Das Prüfen der in unſre Hand gelegten Druckſachen einer beſonderen Geſellſchaft hat wenig Wert. Wollen wir verſichern, und ich wiederhole noch einmal die dringende Mahnung, recht gründlich zu prüfen, ob's nicht möglich iſt, — wollen wir verſichern, dann gehn wir zu einem Agenten, der ein ſolider Mann iſt; der mag uns beraten, und wenn er ſein Geſchäft verſteht, wird er uns die Verſicherungsform empfehlen, die für unſern Zweck die entſprechendſte iſt.

Denn auf den Zweck und Grund, warum wir verſichern, müſſen wir auch Rückſicht nehmen. Haſt du Schulden auf dem Häuschen oder auf dem Grundbeſitz, die Verſicherung auf Zeit, ſagen wir, mit dem 55. Jahre kann uns die Laſt abnehmen. Haſt du eine Verſicherung auf das Lebensende gewählt, auch gut! Dann bekommen deine Erben einen ſtattlichen Betrag in die Hand; und das iſt der ſchlechteſte Gedanke noch nicht, wenn ich jetzt in der Vollkraft vorſorge, daß mit meinem Ableben nicht Sorge und Geldnot in der Familie einkehrt.

„Na, für mich hat das alles keinen Zweck; denn ich beziehe Invalidenrente", ſagt der Vater Schmidt. „Langt denn die vollſtändig?" „Nein das gerade nicht; na aber der Junge iſt gut und die junge Frau, das muß man ſagen, macht's hübſch mit uns Alten." „Wo aber keine Rente da iſt und keine Kinder für den altersſchwachen Vater, die Mutter ſorgen, was

dann?" Da zuckt Vater Schmidt mit den Achseln und sagt: „Armenhaus!" Ich aber sage: „Nein! Kaiser Wilhelms-Spende in Berlin, Mauerstraße 85, allgemeine deutsche Stiftung für Alters-, Renten- und Kapitalversicherung." Wie schon der Name sagt, will sie den Klassen dienen, die von den großen Arbeiterversicherungen keinen Vorteil haben; sie will durch Zuzahlung zu etwaigen Renten ihren Versicherungsnehmern einen sorgenfreien Lebensabend verschaffen und will selbst dabei nichts verdienen. Also wer in dieser Richtung vorsorgen will, wende sich an die angegebene Adresse.

Wer versichern will, der überschlage, ob er die Prämie zahlen kann und denke daran: Die billigste Prämie kann die Gesellschaft mir dann zusichern, wenn ich in jungen Jahren anfange, darum **bald** versichern!

Schweineversicherung.

Das Schwein ist eine von unsern Sparbüchsen, hoffentlich nicht die einzige in euerm Hause, Frau Nachbarin. Manchmal sind's auch zwei Schweine; die sind als Läufer gekauft. So lange die Kartoffeln reichen, wird hineingefüttert; manchmal nimmt der Kartoffelvorrat ganz bedenklich ab, und es heißt vorzeitig aufhören, weil die Ernte nicht auslangte. Manchmal hat's mit dem Abnehmen auch gute Wege; denn eins von den Pfleglingen der Frau Nachbar oder beide legen sich auf die Seite, japsen noch einmal, und ehe man das Messer in ihrer Gurgel umdrehen kann, sind sie schon krepiert. Dann gibt's im Hause dürre Zeit: Die Hausfrau hatte für den Sommer ganz bestimmt auf Wurst und Kochfleisch gerechnet, und dem Hausvater ist die Sache auch sehr wider den Strich. Apothekerrechnung, Steuern, Zinsgeld auf's Haus sollte der Erlös des Zweiten decken helfen. Dafür gibt's noch Schulden dazu. Wie kann man solchem wirtschaftlichen Rückgang begegnen? Durch Schweineversicherung, aber nie bei Privatgesellschaften! Das kommt zu teuer; da kostet die Polize Geld, wir müssen die Beamten besolden helfen, da kostet's Prämien, da hagelt's noch Zusatzprämien und bei etwaigem Eingehn der Tiere noch Ab-

Digitized by Google

züge. Wer A ſagt, muß eben auch B ſagen. Nein, das machen wir durch eine Genoſſenſchaft: Da ſchließen ſich die Schweinebeſitzer im Dorf zuſammen. Die wählen aus ihrer Mitte einen Vorſtand, der die Geſchäfte zu beſorgen hat. Seine Hauptarbeit beſteht im Abſchätzen der Tiere. Da geht's von Haus zu Haus, alle Schweine werden in eine Liſte eingetragen. Die bildet die Unterlage bei Abſchätzung etwaiger Verluſte; ein gewählter Rechner zieht die Beiträge ein und zahlt die Entſchädigungen aus. Die Beiträge richten ſich nach jeweiligen Verluſten und der Höhe des Verſicherungswertes der einzelnen Tiere. Bei dem Rechner iſt auch jede Neuanſchaffung und jeder Verkauf ſofort anzumelden. Die jährlich zweimal zuſammentretende Generalverſammlung iſt die Oberinſtanz; ſie kontrolliert die Geſchäftsführung des Rechners, prüft die Rechnung und beſchließt jährlich über die einzuziehende Beitragsſumme.

In manchen Orten haben ſie die Sache eine Kleinigkeit anders gemacht. Da wird jeder einzelne Verſicherungsnehmer gefragt: Wieviel willſt du bei etwaigem Fallen des Tieres Entſchädigung haben? Danach richtet ſich die Beitragsſumme des einzelnen. Man hat durch umfangreiche Berechnungen feſtgeſtellt, daß die Verſicherung unter folgenden Bedingungen auskommen kann: Will jemand für das Pfund 20 Pf. Entſchädigung haben, zahlt er im Jahre M. 1,60, will er 30 haben, 2,40 M.; auf den Pfundpreis 40 Pf. kommt die Jahresprämie pro Tier auf M. 3,20; bei 50 Pf. auf M. 4,—. Dann wird das tote Schwein gewogen (die 25 % für Blut, Eingeweide u. ſ. w. werden natürlich abgezogen) und dann die Entſchädigung gezahlt.

Wenn nun in einem Dorfe einmal außergewöhnlich viel Schweine eingehn, was ja bei Ausbruch von Schweinepeſt und Rotlauf leicht möglich iſt, ſo müſſen die Kaſſenmitglieder beſonders hoch heran. Deshalb iſt es ſehr zweckmäßig, was im Kreiſe Teltow durchgeführt iſt, daß für den Schweineverſicherungsverein nicht das Dorf die Grenze iſt, ſondern daß der ganze Kreis ſich zu einer großen Verſicherungskaſſe zuſammenſchließt. Das hat einmal, wie ſchon bemerkt, den Vorteil, daß etwaige Verluſte auf breitere Schultern gelegt und verteilt werden. Sodann wird die Verwaltung naturgemäß bei dem großen Geſchäftsumfang eine viel billigere. Die Kaſſageſchäfte

der Schweineverſicherung beſorgt dann die Kreiskommunalkaſſe; an ſie führt der Ortsſteuereinnehmer die monatlichen Verſicherungsbeiträge ab, deren Höhe nach den Bedürfniſſen ſchwankt. Daß es ſich in dieſer Kaſſe ſchon um recht ſtattliche Zahlen handelt, erſehen wir aus dem Geſchäftsbericht vom Jahre 1896/97. Verſichert waren im geſamten Jahre 10992 Tiere, an Beiträgen wurden gezahlt 31 454 M. Für 699 gefallene oder auf behördliche Anordnung getötete Schweine wurden an Entſchädigungen gezahlt 22 634,50 M. Die Geſamteinnahme betrug 39 898,80 M., die Ausgabe 28 200,93 M., der Überſchuß 11 697,93 M., wovon 10 000 M. zur etwaigen Deckung außerordentlicher Verluſte zinsbar angelegt wurden. — Eine ähnlich organiſierte Kaſſe beſteht z. B. auch für die Kreiſe Weſterburg und Tarnowitz.

Hierher gehören auch die Verſicherungen gegen Trichinen und Finnen. Wenn der Fleiſchbeſchauer ſolche Bieſter findet, wird natürlich das ganze Schwein ſofort behördlich eingezogen, mit Petroleum begoſſen und für den Genuß untauglich gemacht. Im Kreiſe Schlüchtern beſteht eine Verſicherung gegen Trichinen und Finnen ſchon länger: Da koſtet die Prämie in Form eines Garantieſcheins 1 % der Verſicherungsſumme, alſo für 100 M. eine Mark. In jedem Dorf ſitzt ein Vertrauensmann; bei dem muß mindeſtens 24 Stunden vor der Schlachtung beſagter Garantieſchein gelöſt werden. Sind nun wirklich Trichinen oder Finnen feſtgeſtellt, ſo wird das Schwein nach dem Marktpreiſe bezahlt.

Ja, aber die vielen Verſicherungen heutzutage! wird mir eingewendet. Ich gebe gerne zu, ſie ſind eine Abgabe, die die frühere Zeit nicht gekannt hat. Sie ſind aber auch ein Fortſchritt, denn ſie verteilen den Schaden, der den einzelnen trifft, auf mehrere, auf breitere Schultern, und das iſt ein großer Segen.

Rindviehverſicherung.

Wir wanderten eine Weile miteinander, ein Bauersmann und ich. Im Geſpräch fing er an zu klagen: „Ein Kind geſtorben, die Frau krank, die Ernte in dieſem Jahre ſpärlich und dann noch die letzte Kuh geſtürzt, viel auf einmal in einem

Sommer und Herbſt!“ „Ja, habt ihr denn keinen Viehverſicherungsverein?“ Den hätten ſie nicht; es wäre ja einmal in der Dorfverſammlung angeregt worden, aber man hätte nicht einig werden können, wie's am beſten zu machen wäre, und da hätten ſie's eben ganz gelaſſen.

Dem Manne habe ich dann erzählt, wie wir's hier haben: Faſt alle Rindviehhalter gehören zum Verein; verſichert wird der ganze Beſtand der über ein Jahr alten Tiere. Die Geſchäfte beſorgt der aus 6 Mitgliedern beſtehende, von der Generalverſammlung gewählte Vorſtand; alle Ämter außer dem des Rechners werden ehrenamtlich verwaltet; letzterer bekommt eine geringe Entſchädigung. Über dem Vorſtand ſteht die jährlich zweimal einzuberufende Generalverſammlung. Im Frühling und Herbſt geht eine Kommiſſion von Stall zu Stall und ſchätzt die einzelnen Tiere auf einen beſtimmten Preis ab; das geſchieht zugleich mit dem leiſen Hintergedanken, auch ein wenig zu kontrollieren, ob Stall und Haltung nicht zu Ausſtellungen Anlaß geben. Das iſt ja ganz klar, Leute, die ihr Vieh verkommen laſſen, gehören nicht in den Verein und müſſen ausgeſchloſſen werden, wie überhaupt der Verein nicht zahlt, wenn nachweisbare Fahrläſſigkeit und Mißhandlung vorliegt, ſowie wenn ein Mitglied die Krankheit eines Stückes dem Vorſtand verſchweigt oder Anordnungen des Tierarztes nicht genau befolgt. Die Kommiſſion trägt alſo in die aufgeſtellte Liſte die einzelnen Schätzungen ein; der Geſamtverſicherungswert wird zuſammengezogen; das ſind meinethalben M. 20000. Wenn nun ein Tier eingeht, wird im Verhältnis zu der Beteiligungsziffer der einzelnen die einzuziehende Prämie feſtgeſtellt. Beiſpielsweiſe die Kaſſe muß für einen Verluſt M. 240 ſchaffen. Der Bauer Schmidt iſt mit 6 Stück Rindvieh verſichert; die ſtellen einen Taxwert von M. 1300 dar. So hat er ſeinen Anteil mit M. 15,60 zu zahlen; das tut natürlich weh, aber wenn in ſeinem Beſtand eins fallen ſollte, da iſt er gedeckt und bekommt ſeine $^4/_5$ auch. Nicht den ganzen Wert! Es ſoll die Viehverſicherung kein Geſchäft ſein, ſondern die Verluſte, die den einzelnen in ſeinem Vorwärtskommen ſchwer ſchädigen könnten, die ſollen auf breitere Schultern verteilt werden. Der Verein zahlt auch den Tierarzt, wenn der

Vorstand die Zuziehung eines solchen für nötig hält. Oft bringen's die Sachverständigen auch so wieder in Ordnung; wenn dann aber der „Doktor der Unvernünftigen" sagt: „Schlachten!" dann wird vom Verein aus die Sache besorgt, d. h.: Der Verein zahlt 4/5 des Taxpreises bar; dafür ist das Tier dann sein. Ist das Fleisch genießbar, wird wieder nach der Versicherungssumme des einzelnen auch die Beteiligungsziffer für Abnahme des Fleisches festgestellt, das Pfund gerechnet zu 5 Pfennigen. So kommt gelegentlich einmal frisches Fleisch ins Haus, und das Unglück des einen wächst zu einem Sonntagsbraten für den andern aus.

Bei großen Privatgesellschaften wollen wir nicht versichern. Dort ist der ganze Beamtenkörper von uns mit zu bezahlen, und die hohen Dividenden werden auch aus unserm Fleisch geschnitten.

Eine Frage muß aber noch bedacht werden: Wie steht's, wenn Seuchen ausbrechen, für die der Staat nicht aufkommt, was er beispielsweise bei Milzbrand tut. Am besten rechnet man mit dieser Möglichkeit, wenn man Gelegenheit zu einer Rückversicherung sucht. Das haben einzelne Vereine in der Form gemacht, daß sie sich im ganzen Kreis zusammengeschlossen haben. An die Kreiskasse wird dann ein bestimmter Betrag abgeführt, wofür dann diese die Verpflichtung übernimmt, bei größeren Schäden helfend einzugreifen.

Was der Obstbaum trägt.

Neulich habe ich einen wunderschönen Obstgarten gesehen: Hochstämme, dazwischen Zwergobst und Beerensträucher, neben langen Gemüsebeeten, alles in feiner Ordnung schnurgerade gepflanzt, sauber beschnitten; es war eine Lust, da zuzusehen. Ja, ob aber was dabei herauskommt? Freilich springt etwas heraus. Schon die Stachel- und Johannisbeersträucher verzinsen nachweislich das Anlagekapital und den Bodenwert zu vier Prozent. Gemüsebeete und sonstige Obsterträge waren Reingewinn. Das gibt zu denken.

Wenn uns selbst Zeit und Kraft und Gelder fehlen, große Flächen zu bepflanzen, unser Dorf könnte es; keiner wird bestreiten, daß bei uns auf dem Lande nicht überall der Obstbau erweiterungs- und verbesserungsfähig ist. Steuern und

Gemeindeabgaben müſſen wir alle bezahlen; ich will einmal niedrig ſchätzen, aber ich behaupte, die Hälfte ſämtlicher Gemeindeabgaben könnte durch Erträgniſſe aus Obſtplantagen gewonnen werden, die auf Gemeindeland, an Wegen, auf Feldrainen angelegt werden müßten. Aber leider iſt dieſe reiche Geldquelle früher nicht geachtet worden. Da rächt ſich alter Schlendrian. Hätten unſre Vorväter gewußt, was wir jetzt wiſſen, daß jeder Obſtbaum ein Kapital iſt und daß der Anſchaffungswert von 1 Mark, denn mehr koſtet ein gutes Apfel- oder Birnenſtämmchen nicht, ſich in günſtigen Jahren mit 100 und mehr Prozent verzinſt, ſie hätten mehr für die Zukunft geſorgt!

Gleich noch ein paar Beiſpiele, was dabei herausſchaut:

Die kleine Gemeinde Herrburg in Baden erzielt jährlich aus ihren Kirſchenpflanzungen die anſehnliche Summe von 23 000 M. In der Gemarkung Göppingen in Württemberg geben die Obſtbäume in guten Jahren einen Ertrag von 154 000 M., ſogar in Loffenau, 750 m über dem Meere gelegen, wurde vor einigen Jahren aus dem Gemeindeobſt 178 500 Liter Obſtwein im Werte von 34 700 M. gekeltert, ein Beweis, daß auch in hohen und rauhen Lagen der Obſtbau was einbringen kann, wenn die paſſenden Obſtſorten gewählt und angepflanzt werden.

Und noch einige Aufzeichnungen aus der heſſen-naſſauiſchen Gemarkung Mensfelden von der Obſternte im Jahre 1902:

1. Ein 12—15jähr. Apfelbaum (Kaſſeler Reinette) trug 4 Ztr. Davon wurden: 2 Ztr. I. Qualität zu 20 Mk.
1 „ II. „ „ 6 „
2 „ als Kelterobſt „ 4 Mk. 50 Pfg.
verkauft, ſo daß der Geſamterlös 30 Mk. 50 Pfg. betrug.

2. Ein 20—25jähr. Apfelbaum (Winter-Goldparmäne) trug 3½ Ztr. Davon wurden: 2 Ztr. I. Qualität zu 30 Mk.
1 „ II. „ „ 10 „
½ „ als Kelterobſt „ 2 Mk. 25 Pfg.
verkauft. Geſamterlös 42 Mk. 25 Pfg.

3. Ein 40jähr. Birnbaum (Aarer Pfundbirne) trug 8 Ztr. Davon wurden: 6 Ztr. I. Qualität zu 54 Mk.
2 „ II. „ „ 12 „
verkauft. Geſamterlös 66 Mk.

4. Ein 60jähr. Bohnapfelbaum trug 10 Ztr., davon wurden:
6 Ztr. I. Qualität zu 48 Mk.
2 „ II. „ „ 12 „
2 „ als Kelterobſt „ 9 „ verkauft. Geſamterlös 69 Mk.

5 Ein 80—90jähr. Apfelbaum (Orleans Reinette) trug 6 Ztr. Davon wurden: 3 Ztr. I. Qualität zu 36 Mk.
2 „ II. „ „ 16 „
1 „ als Kelterobſt „ 4 Mk. 50 Pfg.
verkauft. Geſamterlös 56 Mk. 50 Pfg.

6. Ein 90—100jähr. Apfelbaum (Lokalſorte) trug 12 Ztr., davon wurden
die 12 Ztr. als Kelterobſt à 4 Mk. 50 Pfg. zu
54 Mk. verkauft.

Darum ein guter Hausvater pflanzt jedes Jahr mindeſtens einen Obſtbaum „und pfleget ſein, er bringt ihm's ein." Doch wie anfangen? Geh zu einem tüchtigen Praktiker in deinem Dorf und hör ſeinen Rat. Da gibt's in jedem Orte einen oder ein paar, die was davon verſtehn. Mancherlei muß ja bei der Obſtbaumpflege in Rückſicht gezogen werden. Klima, Bodenbeſchaffenheit, Sortenwahl. Winteräpfel ſind natürlich wertvoller, als die leicht verderbenden Sommerſorten. Da muß jeder auch darüber klar ſein, was er im Haushalt braucht, und ob er auf den Obſtverkauf mit rechnen will. Neue Sorten ſind nicht immer die beſten. Alte, gute Landſorten, für die die Ortserfahrung ſpricht, ſind beſſer als marktſchreieriſch angeprieſene Neuheiten.

Dann gehſt du zu einem erfahrenen Öbſter im Dorf; ihm macht's Freude, wenn er dir ſeine Zuchterfolge weiſen kann, und du wirſt manches lernen. Laß dir zeigen, wie man propft, und was der Anfänger für Fehler macht. Dann probier's ſelber. Es iſt etwas Großes, wenn der Sohn dem Enkel einen mächtigen Apfelbaum zeigen kann und zu ihm ſagt: „Junge, den hat mein Vater ſelig aus einem Kern gezogen". Wenn du ſchon längſt im Grabe ſchläfſt, dankt dir ein nachfolgendes Geſchlecht das bißchen Sorge und Liebe, das du an einen Obſtbaum verwandteſt. — Wenn dann die Pfropfreiſer angegangen ſind, und das junge Bäumchen wächſt, laß dir von einem, der's verſteht, auch das Beſchneiden weiſen. Es ſtehen viele Bäume verſchimpfiert im deutſchen Vaterlande umher; die Leute haben mit ihnen das Beſte vorgehabt, haben's aber nicht beſſer verſtanden.

Ich kann in dieſen kurzen Zeilen euch keinen vollſtändigen Lehrgang über Schnitt und Pflege unſrer Obſtbäume geben. Einige ganze kurze Winke nur:

1. Willſt du einen Baum pflanzen, ſorg erſt für eine ordentliche Baumgrube: Einen Meter tief heb den Boden aus und wenn du auf ſteinigen, kieſigen Boden triffſt, geh noch etwas tiefer. Dann fährſt du mit der Schubkarre beſte Gartenerde herzu und füllſt die Grube damit aus. Damit aber der Baum nicht geil wird, packe unten in die Baumgrube eine Miſchung von Mutterboden und guter Erde; die Wurzeln bette in beſter Gartenerde. Ein alter Praktikus hat mir geſagt: Bäume werden nie zu flach, aber ſehr häufig zu tief gepflanzt.

2. Wegen der Pflanzweite von Baum zu Baum merke: Einen Abſtand voneinander ſollen haben

Apfelhochſtämme	von	10—12 m
Birnen	„	8—10 „
Steinobſt (Kirſchen, Pflaumen)	„	6— 8 „
Wallnüſſe	„	15—20 m.

3. Wichtig iſt die Freihaltung der Baumſcheibe, mindeſtens 1 Meter rings um den Baum.

4. Wegen des Schnitts merke: Nie ſollen ſich große Zweige im Obſtbaume kreuzen; der ſchwächere muß weg. Laß auch Luft und Licht ins Kroneninnere.

5. Sorge für einen glatten Schnitt. Nie ſchneide einen Aſt ſo ab, daß die Schnittfläche nach oben offen iſt. Das gibt Regenpfännchen und Faulſtellen im Baum. Laß auch nie einen Aſtſtumpf ſtehen. Kleiderhaken haben keinen Zweck, und die Schnittfläche kann nicht vernarben. Glatt am Stamm oder Zweig ſäge den Schnitt. Dann wird die Stelle ſchnell zuwachſen.

6. Trägt ein Baum nicht oder iſt die Sorte ſchlecht, hacke ihn nicht kurzerhand ab. Probier's erſt mit Umpfropfen: Iſt's ein ganz alter, tragemüder Geſell, mach kurzen Prozeß und gib ihm mit dem Beil die Ruhe.

7. Der Obſtbaum iſt auch eine Kulturpflanze und für Dünger ſehr dankbar. Dabei iſt zu merken: Verwende nie künſtlichen Dünger, Thomasmehl, Kainit u. ſ. w. allein, ſondern immer mit verrottetem, nicht friſchem Stallmiſt zuſammen. Den Dünger zu ſtreuen wäre ein Fehler; grab ihn vielmehr mit dem Spaten unter. Das machen wir ſo, daß wir Furchen von 50 cm Tiefe ausheben und darin den Dünger eingraben, mit den Furchen iſt jedes zweite Jahr zu wechſeln.

8. Haſt du eine Hauswand, die nicht mit Wein berankt iſt, mach ein Obſtſpalier. Neulich bin ich durch ein Dorf gewandert, da waren faſt Haus für Haus Birnbäume in Palmettenform bis an den Giebel gezogen, und köſtliche Früchte lohnten die Mühe der Pflege. Wieviel Häuſer auf dem Lande ſtehen kahl und kalt. Wie heimlich würde es ſein, wenn mehr Reben ſich um die Fenſter rankten, und mehr Obſt an den Häuſern und in allen Gärten gezogen würde.

9. Nimm deine Kinder mit, wenn du an deinen Obſtbäumen arbeiteſt. Nicht früh genug kannſt du in jugendliche Herzen die Liebe zur Natur legen. Wer ſelbſt ſchon Bäume gepflanzt und gepflegt hat, wird nie ein Baumſchänder. Laß ſie fleißig mitarbeiten und erkläre ihnen, warum du's ſo machſt und nicht anders. Auch dadurch findeſt du den Weg zum Herzen deines Kindes.

Zum Berge ſteige ich manchmal auf und ſehe hernieder auf mein Dorf. Nie aber ſeh ich es ſchöner, als wenn die Bäume blühen. Mein Dorf im Brautgewand, im Blütenſchnee!

Obſt- und Gemüſeverwertung.

Da habe ich jetzt ein Büchlein in der Hand gehabt, das hat mir prächtig gefallen; das führt den Titel: Dörrbüchlein für den Kleinbetrieb von Mertens und Junge, Lehrer an der Lehranſtalt für Gartenbau in Geiſenheim. Das Schriftchen hat mir neue Wege gewieſen, wie man die reichen Schätze, die uns an Obſtbäumen und im Hausgarten zuwachſen, vollſtändig verwerten und für den Haushalt nutzbar machen kann. Eins weiß ich: Wenn das Frühjahr kommt, beſtelle ich mir aus der Maſchinenfabrik von Val. Waas in Geiſenheim eine Herddörre; die iſt in dem Buch beſchrieben.

Ich will mal verſuchen, ob ich ſo ein Ding ſchildern kann. Das iſt ein Kaſten aus Eiſenblech 32 : 32 cm, zwei Handbreit hoch, hohl und nach unten zu offen, daß ſich die Hitze drin fangen kann; darüber bauen ſich die einzelnen Horden auf. Das ſind Holzrahmen mit feinmaſchigem Zink-

geflecht überzogen, so daß man auch Heidelbeeren noch bequem trocknen kann. Ein Hebewerk zum Auswechseln der einzelnen Horden ist auch dabei; na das können wir am Ende entbehren; die Hauptsache ist, daß die Horden sich übereinander aufbauen, und daß die Darre auf den Herd gestellt, unten die heiße Luft fängt. Die steigt dann noch oben und nimmt gleich viel von den im Obst enthaltenen Wasserteilchen mit. Der ganze Gedanke der Obstdarre erscheint mir so praktisch, daß bei uns sicher mit der alten Art zu trocknen gebrochen wird.

Natürlich wurde auch bei uns bisher schon getrocknet. Da wurde der Bratofen voll Apfelschnitze gesteckt. War einmal das Feuer zu arg, gingen sie auf wie warme Semmeln und verbrannten; war das Feuer nicht stark genug, lagen sie wie tot im Ofen. Das wird bei der Geisenheimer Herddarre vermieden. Da kann man in der untersten Darre antrocknen, wenn's Feuer etwas stark ist, schiebt man die unterste Horde weiter nach oben und setzt unten neue ein. So wird dann unter größtmöglicher Ersparung von Feuerungsmaterial eine ganze Masse weggeschafft. Wir haben's erlebt, die Sommerbirnen wurden alle mit einem Male reif. Man konnte sich vor den Segen gar nicht retten, und viel verdarb. Da muß dann eben getrocknet werden. Neben der Kocherei kann die Darre noch auf der Herdplatte stehn; in 8 bis 10 Stunden sind geschälte Äpfel und Birnen rappeldürr. Die Frau Gevatter sagt nun dagegen: „Ach mein großer Backofen macht das auch, dazu braucht's keinen solchen neumodischen Krimskrams." Einmal muß erst so ein großer Backofen zur Verfügung stehn; was fängt der an, der keinen hat? Dann habe ich auch schon in manchen Backofen voll Dörrobst hineingesehen, die Arbeit ist keine schöne, zumal wenn gleich auf den heißen Steinen gedörrt wird; da verlieren die Früchte viel von ihrem Aroma.

Wenn's unsre Zeit irgend erlaubte, sollten wir auf das Dörren der geschälten, ich betone der geschälten Äpfel und Birnen, ferner auch der Kirschen und Pflaumen besonderen Wert legen; denn in der Zeit, wo das Gemüse knapp und die Auswahl der Gerichte eine sehr beschränkte ist, tut es recht gut, wenn auf dem Boden am Deckenbalken, wo die Mäuse nicht ankommen können, noch ein paar Beutel mit Dörrobst hängen.

Obſt in jeder Form iſt geſund und namentlich für die Ernährung unſrer Kinder von beſonderer Bedeutung.

Aber damit iſt der Nutzen der Herddarre noch nicht erſchöpft. Wir können auch Gemüſe damit konſervieren, vor allem die grünen Bohnen. Ich kenne das Einſalzen der Bohnen auch, aber gedörrt ſchmecken ſie beſſer; die werden geſchnitten und zur beſſeren Aufſchließung des Eiweißes höchſtens auf fünf Minuten in kochendes Waſſer geworfen; innerhalb 3 bis 4 Stunden ſind ſie gut. Ebenſo kann man's mit grünen Erbſen, Kohlrabi, Karotten, Möhren und ſelbſt mit Spinat machen; die werden erſt 5 Minuten vorgekocht, dann in die Darre getan und vor dem Wegpacken in Beuteln noch ein paar Tage der Luft zum Nachtrocknen ausgeſetzt. So halten ſie ſich jahrelang. Vor dem Kochen weicht man das Dörrgemüſe am Abend vorher ein; das iſt deshalb notwendig, weil die zuſammengeſchnurrten Trockengemüſe erſt ihren alten Waſſergehalt wieder bekommen müſſen, um genußfertig zu werden. Wer im übrigen noch näher nachleſen will, kaufe ſich für eine Reichsmark das oben genannte ſehr nette Buch; es wird die Anſchaffungskoſten im erſten Jahre wieder herausholen.

Das iſt natürlich nicht die einzige Art der Obſtverwertung, die für uns Landbewohner in Betracht kommt; ich rede nicht vom Einmachen der Früchte, ich will nur reden vom Apfelgelee. Das kann im einfachſten Landhaushalt gekocht werden und iſt gerade dann ſo ſehr willkommen, wenn's kein friſches Obſt mehr gibt. Hier das Rezept:

Am beſten unreife Falläpfel werden mit der Schale zerſchnitten, wurmſtichige Stellen ſind zu entfernen. Nachdem man ſie gewaſchen hat, werden ſie mit etwas Waſſer gargekocht, dann läßt man ſie 24 Stunden ſtehen und über einem Tuche abtropfen. Man darf das Tuch oder den Beutel *nicht* preſſen, ſonſt wird das Gelee trübe. Hierauf nimmt man den abgetropften Saft und gibt Pfund auf Pfund Zucker dazu. Das wird eingekocht, bis auf dem Teller eine Probe als Gallerte erſcheint. Dann gießt man's in Gläſer oder ſaubere Töpfe und genießt's in Geſundheit. Der Zucker koſtet ja auch Geld, aber der Zucker iſt ein vorzügliches Genußmittel;

drum ſoll man den Groſchen nicht anſehen; man hat immer etwas für die Kinder zum Aufſchmieren und für einen ſelbſt mit. Denn ſo eine Schnitte Brot mit Apfelgelee iſt etwas Gutes, ich hab's heute ſelbſt gemerkt. Ebenſo wie Äpfel kann man auch die reifen Johannisbeeren behandeln. Das iſt beſſer, als wenn man Wein daraus macht. Der ſtürmt ſchrecklich und iſt uns nichts nütze; denn er nährt nicht. Aber Johannisbeergelee iſt etwas Nahrhaftes; das ſollte in keinem Landhaushalte fehlen.

Nicht zu vergeſſen iſt noch die Obſtmarmelade, das Obſtmus: Eine geſchulte Hausfrau denkt nicht nur an Pflaumenmus; auch Äpfel, Birnen, Kirſchen laſſen ſich zu Mus einkochen; und es fehlt nicht an Stimmen, die wegen ihres größeren Nährwertes der Marmelade den Vorzug vor dem Gelee geben: Die gereinigten und entkernten Früchte werden in Topf oder Keſſel unter beſtändigem Rühren eingekocht, bis der Holzlöffel drin ſteht. Am beſten wird das Mus in Steintöpfen aufbewahrt; man gießt oben auf eine dünne Schicht Talg oder Fett und bindet die Töpfe mit Pergamentpapier oder Blaſe zu.

In das Kapitel gehören auch die Fruchtſäfte: Himbeeren wachſen im Walde reichlich, nehmt euch die Mühe und macht ein paar Flaſchen Saft; das iſt keine Kunſt. Man zerdrückt die ausgeſuchten Früchte mit einem Holzlöffel und läßt ſie ſtehn, bis ſie anfangen zu gären. Dann preßt man ſie in einem Beutel aus und kocht den Saft mit Zucker, auf das Liter Saft zwei Pfund, ein. Wenn einmal einer krank wird, iſt Himbeerſaft eine beſondere Erfriſchung, und euch und euren Kindern ſchmeckt's auch, wenn ihr in der Hitze und Ernte einmal Himbeerlimonade aus dem Eignen trinken könnt, das iſt erfriſchender und geſünder als Schnaps.

Natürlich iſt alles Einmachen und Trocknen nur Notbehelf. Das Beſte und das Geſündeſte bleibt ein friſcher Apfel, eine ſaftige Birne. Will man Obſt für den Winter aufbewahren, darf man die Bäume nicht ſchütteln, ſondern muß brechen. Beim Pflücken denke daran, daß jeder Fruchtſpies im folgenden Jahre neuen Blütenanſatz trägt; verfahre alſo fein ſäuberlich mit den Tragzweiglein. Ebenſo vor-

ſichtig ſei beim Lagern. Am beſten zimmern wir uns ein paar Holzhorden; darauf legen wir die Äpfel ſo, daß ſie ſich nicht berühren. Obſt will auch im Winter von Zeit zu Zeit einmal Luft haben, ſonſt ſtellt ſich der Kellergeſchmack ein. Alle Woche muß man das Obſt einmal durchſehen, damit wurmſtichige und angefaulte Früchte möglichſt bald ausgeſchieden werden.

Schließlich noch ein Wort über das Verſenden: Tafelfrüchte müſſen in Holzwolle oder Watte verpackt werden; ſonſt kommen ſie mit Druckſtellen an und werden unanſehnlich. Soll ich im übrigen einen Rat geben, ſo ſage ich: Laßt euch auf weite Transporte überhaupt nicht ein, ſondern verkauft am Orte oder in der nächſten Marktſtadt, wenn ihr verkaufen wollt oder müßt. Aber wenn wir trocknen und einmachen, dann müſſen wir nicht verkaufen; es wird mir jeder zugeben, daß es wirtſchaftlich falſch iſt, wenn ich meinetwegen Äpfel für zwei Mark den Zentner losſchlage und Butter und Fett in den Haushalt für teures Geld kaufe. Bei ſolch niedrigen Preiſen iſt die Verwendung im eignen Haushalt einfach Pflicht. Der Verkauf komme erſt an zweiter Stelle. Denn ſo ein Winter und ein Frühjahr ſind lang, und gekochte Apfelſchnitte oder Pflaumen paſſen zu jeder Mahlzeit und werden namentlich von unſern Kindern vorzüglich vertragen. Alſo auch an die Geſundheit unſrer Kinder wollen wir denken, wenn wir fleißig Obſt einmachen und trocknen.

Endlich ſei noch mitgeteilt, daß der „Volkswirtſchaftliche Verein für Obſt- und Gemüſeverwertung in Deutſchland" (Vorſitzender: Echtermeyer, Königl. Gartenbaudirektor und Direktor der Königl. Gärtnerlehranſtalt Dahlem b. Berlin) ein für die Obſt- und Gemüſebauer ſehr wichtiges Blatt herausgibt, betitelt: **„Die Obſt- und Gemüſeverwertung"**. Für den Jahrespreis von 3 Mark poſtfrei zu beziehen von der Deutſchen Landbuchhandlung, Berlin SW 11.

Vom goldenen Ei.

„Geht mir weg mit den kleinen Mitteln, die der Landwirtſchaft helfen ſollen und doch nicht helfen," ſo brummt mancher Unzufriedene; wenn man aber recht hinſieht, dann haben die Schreier, die Klageweiber es gar nicht richtig probiert, daß Selbſthülfe ein gut Stück Gotteshülfe bedeutet. Hühnerzucht, Geflügelzucht iſt auch eins von den vielgeſchmähten, kleinen Mitteln, wo auch der Ärmſte etwas verdienen kann, wenn er's nur richtig anfängt.

Erſt einmal ein paar Zahlen, die uns von der Wichtigkeit dieſes Erwerbszweiges einen Begriff verſchaffen ſollen. Im Jahre 1898 wurden Eier, Geflügel und Bettfedern im Deutſchen Reiche für 132 Millionen Mark eingeführt; das will beſagen: Deutſchland hat dieſe Summe an das Ausland zahlen müſſen, weil es nicht in der Lage war, ſeinen Bedarf an Gänſen, Hühnern, Enten ſelbſt zu züchten. Die Zahl gibt zu denken. Sagt nicht, meine paar Gänſe und mein Dutzend Hühner machen den Kohl auch nicht fett. Gewiß, das iſt ein verſchwindendes Wenig gegenüber der großen Geſamtheit; aber wenn jeder deutſche Landbewohner, der Hühner halten kann, ſo dächte und namentlich ſeine Hühnerzucht ſorgfältig und geſcheit betriebe, dann brauchten nicht jedes Jahr Millionen ins Ausland zu gehen. Dann blieben die goldenen Eier hübſch bei uns im deutſchen Vaterlande.

Jetzt wollen wir uns einmal vom Tierarzt der Deutſchen Dorfboten-Gemeinde, der allwöchentlich im genannten Blatt zu Worte kommt, einen Vortrag halten laſſen, wie er ihn überſichtlich und erſchöpfend über die Hühnerraſſen in Sohnrey's Dorfkalender für 1906 gehalten hat. Doktor Helfrich ſagt:

„Alſo von den verſchiedenen Hühnerraſſen, deren es eine ganze Anzahl gibt, wollen wir uns zuerſt mal das gewöhnliche L a n d h u h n und deſſen Kreuzungen merken. Von erſterem exiſtieren viele Sorten, wie die ſog. oſtfrieſiſchen Möven, die weſtfäliſchen Totleger mit ſchwarz quergeſprenkeltem Gefieder, das belgiſche Brakelhuhn, das große Eier legt, aber nicht brütet. Erwähnenswert iſt auch das weiße Lakenfelder Landhuhn mit ſchwarzen Kopf-, Hals- und Schwanzfedern, ſowie das ebenfalls weiße Böhmiſche Landhuhn, das wegen der grau quergeſtrichelten Federn auch Mohnſperber genannt wird.

Aus dieſen urſprünglichen Landhühnern, welche ſich in reiner Form bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ſind beſondere Landhuhnſchläge hervorgegangen, z. B. das Ramelsloher Huhn. Es gibt weiße und gelbe Ramelsloher. Jene ſind aus einer Kreuzung des gängigen Landhuhns mit ſpaniſchem Huhn, dieſes aus einer ſolchen mit dem Cochinchinahuhn hervorgegangen. Die weißen Ramelsloher wollen nicht ſo gern brüten als die gelben. Eine großartige Hausinduſtrie bilden die Kücken, die gemäſtet auf den Hamburger Markt kommen und als „Hamburger Kücken" weit und breit bekannt ſind. Wer ſich dafür intereſſiert, beſuche im Winter mal die kleinen Pächter und Bauern bei Ramelsloh herum. Da wird er ſeine helle Freude haben, wie die Kücken in der warmen Stube in Vogelbauern künſtlich gemäſtet werden. Ferner iſt aus dem Landhuhn das Hamburger Huhn hervorgegangen, deſſen bekannteſte Farbenſchläge die ſilber- und goldgetupften, die ſilber- und goldgeſprenkelten und die ſchwarzen Hamburger ſind. Hervorgegangen ſind ſie aus dem weſtfäliſchen Totlegerhuhn, ſind alſo urſprünglich nicht in oder bei Hamburg gezüchtet. Mehr wie das bei uns kaum bekannte Schottiſche Huhn iſt das Dorkinghuhn erwähnenswert, beſonders als Fleiſchhuhn, in welcher Eigenſchaft es die reinen Italiener bedeutend übertrifft. Eine andere Kreuzung aus dem Landhuhn ſehen wir in dem aus Amerika ſtammenden Dominikanerhuhn. Es iſt als Fleiſchhuhn nicht zu empfehlen. Etwas anderes iſt es mit dem bekannten italieniſchen Huhn mit gelbem Schnabel, gelber Haut und gelben Läufen. Es gibt aber auch Italiener mit graublauen, ja grünen Läufen, die wegen ihrer weißen Haut, zarten Fleiſches und fleißigen Eierlegens den gelben ebenbürtig ſind. Als Schlachthuhn eignen ſich das italieniſche Huhn und ſeine Kreuzung nicht, dagegen als Eierlegerinnen vorzüglich, da ſie nicht brüten. Wenn die jungen Hennen 7 Monate alt ſind und aus Frühbruten ſtammen, legen ſie die erſten Eier. Das bei uns leider noch wenig bekannte franzöſiſche Landhuhn, namentlich von dem Barbécieux- und dem Breſſéſchlage, ſind in der Eiererzeugung wie im Fleiſchanſatze ausgezeichnet. Die franzöſiſchen Hühner ſind größer als die italieniſchen, ſchwarz und mit hohem Stehkamm verſehen, d. h. bei den Hähnen. Nebenbei erwähne ich das Siebenbürgener Nackthalshuhn. Es ſieht durch das Fehlen der Kopf- und Halsfedern gerade nicht ſchön, aber doch intereſſant aus und iſt ſehr abgehärtet, weshalb eine Einführung nach Deutſchland ſich wohl lohnen würde, da dieſes Huhn eine fleißige Eierlegerin iſt.

Jetzt wollen wir uns mal die Spaniſche Hühnerraſſe vor Augen führen. Wer kennt nicht das Minorkahuhn, die Bergiſchen

Kräher und die Schlotterkämme. Letztere beiden Schläge ſind aus dem Spaniſchen Huhn gezüchtet, während die Minorkas reine Spanier ſind. Man unterſcheidet ſolche mit weißem und ſolche mit rotem Geſicht. Erſtere ſind als Nutzgeflügel nicht zu empfehlen, da die Küken wegen der langſamen Befiederung ſchwer aufzuziehen ſind. Als Eierlegerin und Maſthuhn iſt dieſe Sorte allerdings nicht zu verachten, aber brüten tun die Hennen nicht. Anders iſt es mit den rotgeſichtigen Spaniern, den Minorka-, Andaluſier- und Ankonahühnern, welche ausgezeichnete Eierlegerinnen ſind und ſich auch ſehr gut zur Fleiſcherzeugung eignen, beſſer als die italieniſchen Hühner. Deshalb möchte ich ſehr zur Einführung namentlich der Minorkahühner raten. Die Bergiſchen Kräher und Schlotterkämme ſind ja in Deutſchland ſchon ſehr verbreitet und auch recht zu empfehlen. Eine neue große Gruppe bilden die ſog. Rieſenhühner in vielen verſchiedenen Schlägen, als Cochinchina-, Brahmaputra-, Langſchan-, Plymouth-, Wyandotte-, Mechelner-, Kuckucks-Huhn uſw. Die ganze Geſellſchaft eignet ſich nicht zur Eierproduktion, da ſie viel frißt, leicht brütet und die Eier nicht die entſprechende Schwere haben. Will man gute Brüterinnen haben, ſo ſchaffe man ſich Rieſenhühner an. Zu Maſthühnern eignen ſich nur die Mechelner-, Orpington- und Fanerolleshühner.

Nützlich iſt es auch, ſich mit den Haubenhühnern zu beſchäftigen. Da gibt es wieder eine lange Reihe, als das Laflèche- und Bredahuhn, die als Schopfhühner bezeichnet werden und das Houdan- und Crève-coeurhuhn, das Paduaner-, Brabanter- und Sultanshuhn und ſchließlich das Holländerhuhn ohne Federbart, während die drei davorſtehenden Hühnerſorten ſchöne Federbärte tragen. Alle vier haben aber eine ſtarke Schädelerhöhung mit einer hübſchen Haube darauf. Federbart und Haube ſchmücken auch das Houdan- und Crève-coeurhuhn, aber eine Schädelerhöhung beſitzen ſie nicht. Die Schopfhühner haben einen zweiteiligen Kamm, ſo daß es ausſieht, als hätten ſie zwei Hörner auf dem Kopf. Das Laflèchehuhn iſt ein recht brauchbares Lege- und Fleiſchhuhn, brütet aber nicht. Da die jungen Hähne erſt mit 10 Monaten auswachſen, ſind ſie ſchon mit 7—9 Monaten mäſtbar, beſonders, wenn ſie von den Hennen getrennt werden. Deshalb werden ſie gegen das Frühjahr hin, wo anderes gutes Maſtgeflügel ſeltener zu haben iſt, zu hohen Preiſen als ſchwere Ware gern geſucht und bezahlt. Das Bredahuhn ſtammt aus Belgien, legt ſehr große Eier, brütet auch, aber nicht ſehr fleißig, liefert jedoch gutes Fleiſch. Es iſt ſehr abgehärtet und leicht zu mäſten. Vom Houdanhuhn läßt ſich rühmend erwähnen, daß die Küken ſehr raſch aufwachſen und die jungen Hennen ſchon mit

4½ Monaten anfangen, Eier zu legen. Es übertrifft also das als fleißige und frühe Eierlegerin gerühmte italienische Huhn, das sechs Monate alt sein muß, bevor es die ersten Eier legt. Das Crève-coeurhuhn zeichnet sich durch sehr leichte Mästung aus und wird teuer bezahlt; im Alter von zwei Jahre wiegt die Henne acht Pfund. Es ist von allen Rassen das beste Eier- und Fleischhuhn und hat nur den Übelstand, daß es sich bei naßkaltem Wetter wegen der großen Haube leicht erkältet. Hühnerzüchtern ist die Einführung von Crève-coeurhähnen, um Landhühner damit zu kreuzen, sehr zu empfehlen, wenn sie auf Fleischproduktion Gewicht legen. Das durch die größte Haube hervorragende Paduanerhuhn ist der Haube wegen als Wirtschaftshuhn untauglich, obwohl es ein gutes Lege- und Fleischhuhn ist. Bei nassem Wetter hängt die Haube in langen Strähnen ihnen wie eine undurchsichtige Maske vor den Augen und erzeugt Erkältungs- und Augenkrankheiten. Es gibt Gold- und Silberlack-, sowie Hermelin-Paduaner. Das Brabanter-Huhn hat eine kleinere Haube und ist deshalb als Wirtschaftshuhn nützlicher."

Auch was Doktor Helfrich über den Stall sagt, müßte mehr von den Hühnerzüchtern und denen, die es werden wollen, berücksichtigt werden: Hühner haben auch Lungen, brauchen also auch Luft und Licht. Oben auf einer Stange im Kuh- oder Pferdestalle sie unterzubringen, wo stickige Luft herrscht, ist verkehrt. Ein ander Ding ist es natürlich, wenn wir unsern Hühnerstall so legen können, daß er die gleichmäßig verschlagene Temperatur des Viehstalles genießt, was man leicht durch einen besondern Verschlag im Stalle bewirken kann, wo aber dann die Hühner niedrig sitzen sollen. Öfteres Weißen des Stalles werde wegen der Insektenplage nicht vergessen. Wo man kein Räumchen für den Hühnerstall zur Verfügung hat, baue man ein Hühnerhaus, das frostfrei sein muß, woran zugleich der Laufraum für den Sommer angeschlossen sein kann. Wo die Hühner freien Auslauf in Hof und Feld haben, ist ein besondrer Laufraum nicht nötig; den braucht das „liebe Federvieh", um zu scharren, Würmer zu suchen und besonders Steinchen zu picken, welche es zu seiner Verdauung braucht. Hühner haben ja keine Zähne; der Magen kann also nur vermittelst kleiner Steinchen die Körner zermalmen. Wo solch freier Auslauf nicht zur Verfügung steht, müssen wir mit Drahtgeflecht ein Stück Garten oder Hof ungefähr 3 Meter

hoch umzäunen und nicht vergeſſen, daß die Hühner in ihm Schutz gegen Sonne und Regen haben müſſen.

Für die Ernährung der Hühner gibt Doktor Helfrich auch umfaſſende Vorſchriften: Wir merken, daß zur Fütterung Körner und etwas tieriſche Subſtanz, Fleiſchreſte, Fleiſchmehl, Würmer u. ſ. w. gehören. Von den Körnerfrüchten füttere man nicht zu viel Weizen und Mais, ſorge aber, daß unter den Abfällen, die aus der Küche den Tieren geboten werden, recht viel Grünes mit gereicht wird. Wo freier Auslauf iſt, da picken ja die Hühner überall an Grasſpitzen und Kraut umher; Hühner im Laufraum verſehe man mit viel Salat, der ihnen beſonders zuträglich iſt. Dreimalige Fütterung immer zur ſelben Stunde und am ſelben Ort iſt zweckmäßig; abends reiche man Körner.

Auf Eierleger wird es uns mehr ankommen, wie auf Fleiſchhühner. Doktor Helfrich ſchlägt daher vor, das italieniſche Minorka- und das Andaluſierhuhn ſich zuzulegen, wo man's haben kann, beide Sorten, die ungefähr 100 Stück für's Jahr durchſchnittlich zu je 60 Gramm legen; ſie ſind übrigens ſo ſchnellwüchſig, daß ſie ſchon im Alter von 6 bis 7 Monaten mit Legen beginnen.

Wichtig iſt ferner, die Hühner nicht zu alt werden zu laſſen. Durchſchnittlich trägt das Huhn an ſeinem Eierſtock 500 bis 600 Eierchen, die in reichlich vier bis fünf Jahren gelegt ſind. Es empfiehlt ſich natürlich, den älteren Hennen ſchon vor dieſer Zeit den Hals abzuhacken, — das iſt die barmherzigſte Art, die Tiere zu töten, — oder ſie zu verkaufen, da ſich das Eierlegen in dem vierten, auch fünften Jahr immer mehr verlangſamt und endlich ganz aufhört. Wer im übrigen noch mehr, auch über Küchenzucht und Hühnermaſt wiſſen will, leſe ſelbſt, was Doktor Helfrich ſagt. (Sohnreys Dorfkalender S. 74.)

Wenn wir Hühner halten, ſo wollen wir auch Eier verkaufen; es iſt bekannt, daß jeder ordentliche Züchter täglich die friſch gelegten Eier ſtempelt. So ein Datumſtempel iſt billig, und jeder weiß ſofort, wie alt das Hühnerei iſt, das er kauft; und wenn jemand die Gewähr hat, friſche Eier zu bekommen, dann zahlt er ſchon für die Mandel ein paar Groſchen

mehr, und er tut's gern. Das haben die Gauner ſchnell weg gehabt. Ein Stempel koſtet nicht viel; nun wurden Kiſteneier ungariſcher, italieniſcher Herkunft feſte geſtempelt. So ward die ſchöne Einrichtung vollſtändig in Verruf gebracht. Das mag uns aber nicht irre machen. Immer ſoll auf dem Eierregal, das in ein paar Abendſtunden ſchnell zuſammengenagelt werden kann, ein Bleiſtift liegen. Gleichgültig, ob wir nun verkaufen wollen oder nicht, wir geben jedem Ei, das wir vom Neſt genommen haben, ein Datum. Das geht ganz geſchwind: 2. 4. oder 3. 5. oder 7. 8. Dann wiſſen wir es ſelbſt, oder der Käufer weiß, das Ei iſt am 2. April oder 3. Mai oder 7. Auguſt gelegt. Dann kann's nie einen Irrtum geben. Wenn wir in der Weiſe ſolid und ordnungsgemäß aufſchreiben, dann haben wir bald feſte Kundſchaft, und es kommt auch durch die Hühnerzucht Geld ins Haus.

Daß damit was verdient wird, iſt ſchon von den verſchiedenſten Leuten berechnet und bewieſen worden. Beiſpielsweiſe hat ein Züchter im Jahre 1897 nach Abzug der Futterkoſten mit 30 Hühnern M. 140,60 verdient; eine Hausfrau hat von 21 Hühnern im Jahre 1904 genau 2019 Eier gewonnen. Rechnen wir das Ei nur zu 5 Pfennig, ſo ergibt das ſchon 100 M. 95 Pf. allein für Eier. Vorausſetzung iſt dabei natürlich, daß man nicht den alten Schlendrian mitmacht. Da läßt man oft Eier ausbrüten, die alle von einer Glucke ſtammen; iſt ein hübſches Hähnchen dabei, wird's der Hofhahn für den neuen Stamm; und das geht fröhlich ſo weiter, bis die Nachzucht immer jämmerlicher und die Hühner immer kleiner werden. Vor allem halte man darum auf Blutauffriſchung.

Bei der Truthühnerzucht kommt im Kleinbetrieb nichts heraus; die Tiere ſind gegen Witterungseinflüſſe in erſter Lebenszeit ſehr empfindlich; ich habe es bei andern ſchon erlebt, daß ganze Gelege wieder eingingen, wenn das Wetter rauh war. Praktiſch iſt das Halten eines Truthuhnes zum Ausbrüten von Kükelchen, was ſie ganz vorzüglich beſorgen.

Schließlich noch etwas über Gänſe und Enten. Ich glaube nicht, daß mit der Mäſterei von dem Viehzeug viel in kleinem Betriebe verdient wird. Halten wir uns ein paar Gänſe der

Federn wegen und brauchen ſie dann im eigenen Haushalt, ſo mag's angehn, aber wer einmal Enten hat freſſen ſehn und Gänſe gehalten hat, ohne das grauſame Nudeln der Tiere mitzumachen, der weiß, er hat reichlich ſoviel verfüttert, als er durch den Verkauf der Tiere gelöſt hat. — Doch das iſt meine Privatanſicht, und ich will mich gern belehren laſſen, wenn die Frau Nachbar mir ihr Wirtſchaftsbuch vorlegt, worin genau die Ausgaben und Einnahmen aufgeſchrieben ſind.

Am Immenſtand.

In ganz Deutſchland ſind vor ein paar Jahren die Bienenſtöcke gezählt worden. Da kam die reſpektable Summe von 1910000 Stöcken heraus, alſo beinahe zwei Millionen Stück. Dieſe Stöcke erzeugten 400000 Zentner Honig in einem Jahr; den Zentner zu 100 Mark gerechnet, — ein richtiger Bienenvater, der etwas auf ſeine Ware hält, verkauft nicht unter einer Mark das Pfund, — alſo dieſe 400000 Zentner à 100 Mark ergeben den ſtattlichen Betrag von 40 Millionen Mark. Das iſt eine Rieſenzahl, für die uns vollſtändig die Vorſtellung fehlt. Und doch hat dieſe Honiggewinnung noch nicht unſern Bedarf im Inlande gedeckt; denn allein für 1654000 Mark an Honig wurde in einem Jahr aus fremden Ländern eingeführt. Das brauchte nicht zu ſein, wenn mancher, der den Platz und ein wenig Zeit hat, ſich für ſeine Perſon der Sache annähme und ſeinen Hausbedarf ſelbſt deckte. Wenn's vorderhand nur der Hausbedarf iſt, über dem Eſſen kommt ſchon der Appetit; er wird zu dem einen oder den zwei Stöcken im Anfang ſchon bald noch ein paar hinzunehmen und bald auch finden, daß einmal ſo ein Bienenvater viel Freude an ſeiner Arbeit hat und dann, daß dieſe Arbeit durch einen ſchönen Gewinn ſich recht wohl bezahlt macht.

Da bin ich beim Berthold geweſen und habe mir ſeine Bienenzucht einmal angeſehen. Ganz närriſch iſt es übrigens zugegangen, wie der ein Bienenzüchter geworden iſt. Sein Vater hatte wohl auch Bienen gehabt, aber wie das ſo zu gehn pflegt: ſchlechte Zeiten, für die Imkerei ungünſtige Jahre und

wahrſcheinlich auch ein bißchen Schlendrian hatten die Bienenzucht einſchlafen laſſen. Kommt an des Bertholds Haus eines Abends der Schäfer vorbei und ruft herüber: „Jung, oben auf der Hut an der dritten Buche hängt ein mächtiger Schwarm! Hol dir ihn!“ Das ließ ſich der Berthold nicht zweimal ſagen, und ganz früh ging's mit einem alten Strohkorb, der ſich im verfallenen Bienenhäuschen noch fand, an die näher bezeichnete Stelle. Richtig, da hing der Schwarm noch, wohl ſchon etwas erſtarrt, aber es gab doch noch ein kleines Volk, das der Berthold mit heim nehmen konnte. Nun war das Jahr gut, die Rapsblüte ſelten ſchön, auch die Linden hatten gut gehonigt. So wurden ſchon aus dem einen ſchwachen Stock im erſten Jahre ihrer zwei. Eines Tages war auch der Lehrer aus dem Nachbardorf an Bertholds Hauſe vorbeigekommen, und als er ihn an ſeinen Bienenſtöcken hantieren ſah, hatte er fröhlich über den Zaun herübergerufen: „Na endlich wird wenigſtens einer bei euch verſtändig. In euerm Dorfe müßte es mindeſtens ein Dutzend Bienenväter geben!“ Daran knüpfte ſich gleich ein richtiges Imkergeſpräch über den Zaun weg; denn der Herr Lehrer war ein großer Bienenvater vor dem Herrn, der die Sache aus dem Grunde verſtand. An das Geſpräch ſchloß ſich ſofort eine Beſichtigung des Bienenſtandes: Was verfehlt war, und es war manches verfehlt, was Berthold einfach nicht gewußt hatte und nicht hatte wiſſen können, wurde gezeigt und Verbeſſerung angeraten; was gut war, wurde gelobt. Schließlich meinte der Herr Lehrer: „Berthold, Ihr habt Verſtändnis für unſere Sache. Nun müßt Ihr auch nächſten Sonntag in unſern Bienenverein mit kommen.“

Das verſprach der gern. Und als er am nächſten Sonntag unter den andern Bienenvätern ſaß und den Vortrag mit anhörte, da war ihm noch vieles fremd, worüber die andern ihre Erfahrungen austauſchten. Aber nach ein paar Verſammlungen war er ganz drin und merkte bald: Mit dem alten Strohkorb, das Ding hat ſich überlebt, die bewegliche Wabe in der Normalbeute —, das ſind die kaſtenartigen Stöcke, — die iſt das richtige für unſere Gegend. So kaufte er ſich eine ſogenannte Doppelbeute, wie ſie der Tiſchlermeiſter, der ſelbſt Bienenvater war, für die Vereinsgenoſſen zum Selbſtkoſten-

preis von M. 20,— angefertigt hatte. Das war die erſte Ausgabe; er hat auch noch zwei Stöcke billig für je M. 6,— aus Nachbardörfern dazu erſtanden. Als dann das Schwärmen losging, und er Glück mit dem Einfangen hatte, war bald das ganze, neue Bienenhäuschen beſetzt. Ja ſo, das Bienenhaus war ja auch neu; aber viel gekoſtet hatte es nicht. Balken und Bretter hatte Berthold noch liegen; daraus ſchlug der Nachbar Zimmermann eine gefällige Hütte zuſammen. Für M. 10,— war der Bau gerichtet und auch noch freundlich grün angeſtrichen mit beſonderer bunter Markierung der einzelnen Fluglöcher.

Geerntet hat Berthold im zweiten Jahre zum erſten Mal aus zwei Stöcken 40 Pfund. Das ſprach auch ſchon mit und deckte die Ausgaben für die beiden andern Normaldoppelbeuten, worin vier weitere Stöcke bequem ihren Platz finden konnten. Der Berthold blieb aber bald nicht der einzige Imker im Dorf. 40 Pfund Honig aus zwei Stöcken, ſo etwas ſpricht ſich ſchnell herum; ſo kam's, daß andere dachten: „Was der Berthold kann, das kann ich auch!" So ſind es ſchon vier Bienenväter im Dorf, und wenn mich's recht dünkt, wird am Ende in nächſter Zeit noch ein fünfter ſich dazugeſellen, und das bin ich ſelbſt; denn ich bin überzeugt, daß bei einigem Intereſſe für die edle Imkerei und mit Luſt und Liebe immer etwas in der Bienenzucht zu verdienen iſt. Namentlich der billige Honig für den eigenen Haushalt ſpricht ſehr wohl mit.

Wenn ich die Imkerei recht überblicke, ſo iſt Hauptſache für einen beginnenden Bienenvater:

1. Klein anfangen! Jeder muß erſt lernen, ehe er Meiſter wird; in der Bienenzucht werden manche Fehler im Anfang gemacht.
2. Über der Praxis die Theorie nicht vergeſſen! Es muß ſich dem Imker das Gewühl und das Gewirr im Stocke zur Einheit auflöſen; er muß das Wie verſtehen und auch das Warum.
3. Darum bei bewährten Fachleuten in die Schule gehen! Der Anſchluß an einen bienenwirtſchaftlichen Verein und die Anſchaffung eines Lehrbuches machen ſich immer bezahlt.
4. Auch für die Bienenzucht gilt die Mahnung: Nicht zu viel und nicht zu groß! Lieber wenige Stöcke, aber dieſe ordentlich beſorgen.

5. Die Gewinnberechnung nicht vergeſſen! Schreibt Ausgabe und Einnahme auf, nicht nur das, was ihr bar einnehmt, ſondern auch das, was ihr im eignen Haushalt verbraucht, ſtellt mit in Rechnung.

Wenn ich eben von Gewinnberechnung geſprochen habe, ſo iſt es klar, daß ſolche Berechnungen ſchon ungezählt aufgeſtellt ſind. Hier einige Beiſpiele: 11 Imker im Dorfe Fintel in der Lüneburger Heide hatten im Jahre 1891 einen Ertrag von 11500 M. Imker Müller in Kaiſerseſch-Eifel ſchleuderte aus einem Lagerſtockbau im Jahre 1893 genau 183 Pfund Honig. Bienenmeiſter Garnreiter in Roſenheim erzielte in den Jahren 1883 bis 1893 einen Reingewinn von 2503,13 M. von 20 bis 30 Völkern. Imker Weltzin in Darze bei Parchim verdiente von 1895 bis 1897 aus 27 bis 43 Völkern 1332,21 M.

Das ſind Zahlen, die für ſich ſelbſt ſprechen und die aus Euch, Herr Nachbar, auch einen Imker machen ſollten. Wer an ſeinen Bienenſtöcken arbeitet, geht in der Zeit wenigſtens nicht ins Wirtshaus, das für Euch, Frau Nachbarin, daß Ihr nicht dagegen ſeid. Wer Bienen hält, nützt außerdem ſeinen Obſtbäumen und denen des ganzen Dorfes; denn die Bienen ſind die beſten Freunde der Blüte und helfen zur Befruchtung, die ohne ihre Mitarbeit nicht möglich wäre.

Alſo überlegt's! Und viel Glück zur edlen Imkerei!

Was die Karnickel einbringen.

Wer in Frankreich oder Belgien reiſt und im Wirtshauſe die Speiſekarte ſtudiert, lieſt regelmäßig unter den Braten aufgeführt „lapin“. Wenn er nun nicht wüßte, was das iſt und ſich's beim Kellner beſtellte, würde er bald vor einer feinen Schüſſel ſitzen, und es würde ihm prächtig ſchmecken. Aber ich wette, wenn dann mitten während des Eſſens ihn einer fragte: „Na, wie ſchmeckt denn das Karnickel?“ er machte entweder ein dummes Geſicht, legte Meſſer und Gabel hin und hörte mit Eſſen auf, oder er würde Stein und Bein ſchwören, das wäre kein Kaninchen.

So ſind wir Deutſchen in dummem Vorurteil befangen. Deshalb iſt bei uns die Kaninchenzucht auch lange nicht ſo in Blüte wie in Belgien und Frankreich, und das iſt jammerſchade!

Der Kaspar iſt ein tüchtiger Gärtner; davon habe ich an andrer Stelle ſchon erzählt. Er iſt auch ein guter Haushaltungsvorſtand, der rechnen kann und rechnen muß. Als ſolcher hatte er bald herausgefunden, daß das billigſte Fleiſch für den Haushalt das Kaninchen iſt. Heute habe ich ihn beſucht und mir ſeinen Viehſtand an Haſen vorführen laſſen. In der Sommervilla ſah's ſchon recht öde aus; die Kaninchen leiden genau ſo wie wir Menſchen an Huſten und Katarrh, wenn man ſie jetzt im Herbſt nicht warm hält. Darum hatte ſie Kaspar ſchon in die Winterquartiere im Viehſtall eingeführt. So eine Sommervilla für die Haſen iſt eigentlich ein recht billiges Ding. 2 Kiſten übereinandergeſetzt, zwei Seitenwände herausgenommen und mit Maſchendraht verſchloſſen, oben ein Dach aus Teerpappe drauf, das iſt das Ganze. Nebenbei bemerkt rechnet man als notwendige Bodenfläche für ein Kaninchenweibchen einen Quadratmeter, für ein Männchen und für Junge $1^1/_2$ bis 2 qm. Man kann ſich Kaninchenſtälle auch aus Fäſſern zurechtzimmern. Die werden, wie die Weinfäſſer im Keller, reihenweiſe übereinandergeſchichtet, doch ſo, daß der Spund immer nach unten zeigt; darauf müſſen wir achten, weil ſo ein Ablaufen der Jauche allein möglich iſt. In jedes Faß kommt dann eine Kaninchenfrau und ihr Nachwuchs. Vor- und Rückſeite der Fäſſer können mit Deckel oder Drahtgeflecht gleichfalls abgeſchloſſen werden. — Alſo der Kaspar hatte ſchon eingewintert und zeigte mir ſtolz ſeine neueſte Eroberung, ein Lothringer Rieſenkaninchen, das er im Nachbardorf für fünf Mark erſtanden hatte. Das war allerdings ein koloſſaler Kerl, größer wie ein jähriger Feldhaſe; er hatte den hohen Preis deshalb angelegt, weil gelegentliche Erneuerung des Bluts für die Zucht von entſcheidender Bedeutung iſt. Nachbar Kaspar hatte auch eine Rentabilitätsberechnung, zu deutſch eine Gewinnrechnung aufgeſtellt, die etwa ſo ausſah:

Zwei Stammtiere, belgiſche Kaninchen, hatten gekoſtet

6 M. Das war im Februar gewesen; nach 30 Tagen gab's die erste Wochenstube, 8 Tiere, im Mai 7, im Juli 10 und im September 6, macht zusammen 31 Stück „Jungvieh". Nach 6 Monaten ist jedes junge Karnickel schlachtreif und wird dann mit 2 M. bezahlt, so daß also innerhalb des ersten Geschäftsjahres alle verkaufsfähig werden; also für 31 Stück 62 M. Für Zuchtzwecke hat Kaspar auch höher verkauft, aber nehmem wir M. 2.— als niederſten Durchschnitt an. Also 62 M., weniger M. 6.— Anschaffungskosten bleibt 56 M. — Ein ganz netter Posten. Wenn auch die Mehrzahl der Braten im eigenen Hause verzehrt werden, sie hätten doch gekauft werden müssen, wenn die Familie frisches Fleisch essen wollte. Ein richtiges Kaninchen wiegt lebend 8 bis 10 Pfund, bratfertig ausgenommen muß es reichlich 4, auch 5 Pfund wiegen. Und so ein Hase im Topf ist etwas ganz besonders Feines. Mancher behauptet, das Fleisch sei weichlich und hätte Stallgeruch, man kann jedoch durch Einlegen in Essig oder durch eine ganz schwache Beigabe von Knoblauch einen etwa vorhandenen Geschmack leicht verdecken.

Ja so, unsere Rentabilitätsberechnung! „Und das Futter?" Da lacht Kaspar und zeigt wie ein kommandierender General auf seinen Garten: „Was da abfällt, schaffen die Hasen nicht. Die fressen aber auch, was ihnen vor den Schnabel kommt, alles Unkraut, was ausgejätet wird, jeden Krautstengel, an jedem Zweig knabbern sie, kurz, meine Hasen sind das genügsamste Viehzeug, das wir in Deutschland haben!"

„Aber das Überwintern", werfe ich ein. Da lacht der Kaspar wieder und sagt: „Ach die fressen im Winter meistenteils nichts!" Da wende ich ein, daß mir ein Winterschlaf der Karnickel neu sei, worauf er sich freut, mich auf's Eis geführt zu haben: „Geschlachtet werden sie bis auf drei, ein Männchen und zwei Weibchen. Es fällt mir nicht ein, alle zusammen durch den Winter zu bringen; die marschieren alle in die Bratpfanne, jeden Sonntag eins. Und die durch den Winter zu bringen, ist nicht schwer: Ein paar Runkeln oder Rüben sind immer noch übrig, und im nächsten Frühjahr, wenn's Grünes gibt, stellt sich der neue Nachwuchs zur rechten Zeit schon ein!"

Wo jetzt das Fleiſch immer teurer wird, iſt die Kaninchenzucht keine Spielerei für Kinder mehr; unſre Jugend mag ſich ruhig weiter mit dran freuen, aber ſie gewinnt die größte Bedeutung für jeden Haushalt. Denn wo ſonſt in Landwirtſchaft, Haushalt oder Beruf iſt es möglich, ſo nebenbei aus einem Anlagekapital von ſechs Mark einen Gewinn von 56 Mark gut und gerne in einem Jahr herauszuwirtſchaften? Für das Futter ſorgt in guter Jahreszeit die liebe Jugend. So ein Kaninchen knabbert an allem herum, was ihm geboten wird, und für den Winter iſt das bischen Grummet oder die paar Reihen Rüben auch kein Kapital, das ernſthaft in Anrechnung kommen muß, gegenüber der Annehmlichkeit, friſches Fleiſch ſo vorzüglich und ſo billig aus dem Eignen herauszuwirtſchaften.

So wollen wir alſo ganz geſchwind uns eine Kaninchenbucht zimmern. Den Sommerpalaſt habe ich ſchon geſchildert. Wo es der Raum zuläßt, machen wir die Winterwohnung ſo, daß Männchen und Weibchen getrennt gehalten werden. Das Futter wollen wir ihnen nicht in den Stall ſchütten, ſondern weil die Kaninchen zuviel verſtreuen und vertreten, wollen wir eine Raufe zimmern, die ſo hoch angebracht ſein muß, daß die Haſen Männchen machen müſſen, um zum Futter zu kommen. Dann gilt's für die Wochenſtube zu ſorgen. So ein Niſtkaſten von ungefähr 35 cm Quadratfläche, ein Kiſtchen oder ein Fäßchen, muß ſo eingerichtet ſein, daß am Boden ein Loch zum Einſchlüpfen iſt und der obere Deckel ſich abheben oder aufklappen läßt. Das Weibchen, das am beſten zum erſtenmale mit 6 Monaten, dann nach erfolgtem Wurf alle 6 bis 8 Wochen durch eintägiges Beiſammenſein belegt wird, rauft ſich die Haare am Bauche aus und polſtert damit im Niſtkaſten ihr Lager.

Wenn man Männchen und Weibchen getrennt hält, kann man immer für den nötigen Nachwuchs ſorgen, hat es aber anderſeits auch in der Hand, nicht zuviel zum Überwintern kommen zu laſſen, wenn mal das Futter knapp werden ſollte.

„Und die Felle werden gegerbt", ſo ſchloß Kaspar ſeinen Bericht. Das iſt ganz einfach: Alaun, wie man's in der Apotheke kauft, und Kochſalz zu gleichen Teilen werden gleich

nach dem Abziehen der Kaninchen in die blutige Haut eingerieben, dann wird die blutige Seite aufeinandergeklappt, das Fell zuſammengewickelt und acht Tage hingelegt. Schließlich reibt man die Beize mit etwas Kleie ab und hat ein ſchön weich gegerbtes Fell. Kaspar hatte durch ſeine alte Mutter ſchon zwei große Decken zuſammennähen laſſen. Für das Krankenbett, oder als Decke auf dem Sopha zum Sonntagnachmittagſchläfchen wäre ſie ſehr ſchön, meinte er.

Alſo Kaninchenzucht iſt entſchieden ein Mittel, den Küchenzettel zu verbeſſern. Selbſtverſtändlich braucht man nicht immer zu braten, man kann das Fleiſch auch als ſaures Ragout eſſen.

Will nun einer ſeine deutſchen Kaninchen abſchaffen, die wegen ihrer mangelhaften Fleiſchqualität wirklich abkömmlich ſind, ſo wende er ſich, um hier ein paar gute Adreſſen zu nennen, an die Kaninchenzuchtſtation von M. Grünhaldt in Ban St. Martin 54, Kreis Metz, oder an Lehrer Marpmann in Wiſchershöfer bei Hamm i. Weſtf. oder an die Lehmannſche Kaninchen-Zuchtanſtalt in Wilpark-Potsdam; in letzter Anſtalt ergaben 15 Stück zu 5 Pfund Schlachtgewicht einen Ertrag von 75 bis 100 M. bei 18 M. Unkoſten.

Bei der Frau Geiß.

Jetzt kommt etwas, was die Frau Gevatter im beſonderen angeht. Wir wollen von der Kuh des kleinen Mannes reden, wie man die Ziege ſchon oft genannt hat. Alſo was macht die Frau Geiß? Gibt ſie brav Milch? Wieviel? „Zwei Liter für den Tag in der beſten Zeit.“ Zu der Antwort mache ich ein ganz bedenkliches Geſicht: „Frau Gevatter, Ihr Wort in Ehren, aber da ſtimmt etwas nicht!“ Nun macht ſie ein bedenkliches Geſicht, ich aber forſche weiter: „Was bekommt denn die Ziege?“ „Kleie und Abfälle und ein bißchen Heu.“ „So, ein bißchen Heu auch und weiter nichts?“ „Und im Sommer da hüten ſie die Kinder.“ „Und im Winter?“ frage ich ſtreng weiter. Da lacht die Frau Gevatter und meint: „Na im Winter, da bleibt ſie eben daheim.“ „Und was wird im Winter zu-

gefüttert? Nichts? So, dann muß die Frau Gevatter eben beſſer füttern." Ich verordne Hafer. Jawohl, reinen, blanken Hafer, täglich mindeſtens einen Liter. Das macht im Jahre ungefähr 4 Zentner; zum Tagespreis berechnet ſind das 25 Mark. Aber ich wette, die 25 Mark kommen reichlich in einer bedeutend geſteigerten Milcherzeugung wieder heraus. Es iſt nämlich wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt, daß eine tägliche Hafergabe, die von den Ziegen ſehr gern genommen wird, das beſte für Milch und Maſt iſt. Alſo allererſt ein Haferſack auf den Boden.

Nun wollen wir auch einmal in den Stall, Frau Nachbar. Dort in der dunklen Ecke, das iſt alſo die Geiß? „Warum habt Ihr's denn ſo dunkel? Geht denn da kein Fenſter hineinzubrechen?" Alſo ich verordne weiter: Frau Geiß hat auch ein Recht auf Licht und Luft. Über der Krippe machen wir ein Fenſter. Und wie alt iſt denn das Tier? Kaum zwei Jahr?" Da ſchüttle ich wieder mein Haupt und ſage: „Viel zu jung! Unter zwei Jahren ſoll man keine verheiraten. Und ein Raſſetier ſcheint's auch nicht zu ſein. Gibt's denn hier nichts Beſſeres?" „Aber zu teuer!" erhalte ich zur Antwort. „Frau Nachbar, Ihr ſeid eine geſcheite Frau; das Teuerſte iſt hier meiſtens das Billigſte."

Da muß ich doch einmal von einem Ziegenzuchtverein erzählen. Da hielten die Mitglieder auf das beſte Zuchtmaterial, ſparten den Hafer nicht und ließen namentlich für gute Böcke ein paar Goldfüchſe mehr ſpringen. Früher koſtete die Ziege 15 bis 20 Mark, das Zicklein durchſchnittlich 2 Mark. Aber jetzt ſind die Preiſe für gute Ziegen auf 50 Mark im Durchſchnitt hinaufgeſchnellt. Bei einem Probemelken ergaben vierjährige Tiere nicht unter 3 Liter, einige über 6 Liter für den Tag. Frau Nachbar, gelt, das machten wir auch mit; drei Liter mehr, das hilft ſchon haushalten. Wer's ſo weit bringen will, muß natürlich auf beſtes Material, tägliche Hafergabe und guten Stall halten.

Euren Stall könnt Ihr übrigens auch einmal weißen laſſen. Wie ihr euch in ſchmuddeliger Stube nicht wohl fühlt, ſo geht's der Frau Geiß auch; ſie kann's nur nicht ſagen. Wenn alſo heute abend der Herr Gemahl von der Arbeit kommt, macht Ihr ein recht freundliches Geſicht, und dann wird er ſchnell nach Eimer

Digitized by Google

und Pinſel greifen und der Ziege die Wohltat erweiſen. Auch gegen das Ungeziefer iſt das gut. Und dann ſchlachten wir bald die alte, minderwertige und greifen einmal tief in den Geldbeutel und kaufen eine Langenſalzaer Ziege für 40, auch 50 Mark. Das Kapital verzinſt ſich gewiß ſchon durch den Verkauf erſtklaſſiger Zicklein. So kann Ziegenzucht auch die Sparbüchſe füllen; und Milch und Käſe gibt's obendrein. Ein guter Ziegenkäſe iſt was beſonders Feines; wenn ich daran denke, läuft mir ein Pfützchen auf die Zunge . . .

Halt, da habe ich wirklich was ganz Wichtiges vergeſſen! Den Ziegenbraten! Neulich las ich in der Zeitung, daß es im lieben, deutſchen Vaterland noch Dörfer gibt, wo Ziegenfleiſch überhaupt nicht gegeſſen wird! Man denke ſich, da werden die Geißlein geſchlachtet, das Fell zum Verkauf abgezogen, und das Fleiſch, — kommt in die Bratpfanne, denkt jeder vernünftige Menſch — falſch geraten, nein, das Fleiſch wird als wertlos vergraben, weil ſich die Leute davor ekeln! Als das ein paar biedere Schwarzwäldler hörten, haben ſie grad 'naus gelacht über ſolche Dummheit. Drunten im Schwarzwald wiſſen ſie nämlich ganz genau, was gut ſchmeckt. Da freut ſich groß und klein auf die „Gitzi", die jungen Geißlein im zeitigen Frühjahr; Gitzi iſt dann der geſuchteſte Braten, der fein knuſprig zubereitet in keinem Hauſe fehlt. Auch aus dem Fränkiſchen weiß ich, daß junge Geiß eine ſehr beliebte Delikateſſe iſt, und daß „f. f. Bockbraten" als Kirchweihgericht beſonders geſchätzt wird. Und ich meine, ein guter Zickleinsbraten ſpricht für unſern Haushalt immer mit, zumal in der Gegenwart, wo die Fleiſchpreiſe ſtändig ſteigen. Darum ſollten wir billig der Ziegenzucht und Ziegenhaltung etwas mehr Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zuwenden.

Echte, aus der Schweiz eingeführte Ziegen zu kaufen, iſt wegen des hohen Preiſes nicht mehr praktiſch. Wir brauchen's auch nicht mehr, denn in Deutſchland ſind jetzt ſchon vorzügliche Nachzüchtungen und namentlich in der Milchergiebigkeit hervorragende Kreuzungen gemacht worden. Wir merken uns als Schweizerſorten die weiße Saanenziege, die am meiſten eingeführt wird. Die Farbe tut's aber nicht, auch braune und ſchwarze Saanenziegen ſind empfehlenswert. Weiter die Appen-

zeller Ziege, die ebenſo hornlos wie die Saanenziege nur gedrungener im Körperbau iſt und einen dickeren Kopf hat. An Milcherzeugung ſteht ſie der Buggisberger Ziege, rehbraun oder braunweiß gefleckt, ungefähr gleich. Sehr viel Milch gibt auch die Toggenburger Ziege, die im Badiſchen auf Schloß Eberſtein nachgezüchtet wird und von dort bezogen werden kann. Mit dieſen Schweizerſorten halten heutzutage die deutſchen Raſſen einen Vergleich ganz gut aus. Da nenne ich vor allem die Langenſalzaer Ziege, die der Gutspächter Engelbrecht zu Sonneborn (Gotha) in einer Herde von 200 Stück züchtet und auch verkauft. Da ſind weiter die Schwarzwaldziege, die Harzer Ziege und der Thüringer Landſchlag.

Wenn ich mir nun eins von den obengenannten Raſſetieren oder eine wertvolle Kreuzung beziehe und meinetwegen dafür 40, auch 50 Mark ausgebe, dann bin ich damit noch nicht über den Berg. Denn was nützt mir die eine gute Ziege, wenn ich den dazu paſſenden, raſſenreinen Bock nicht habe, um mein Tier weiter belegen zu laſſen. Daher iſt es Notwendigkeit, wenn Ziegenhalter im Dorf vorhanden ſind, daß dieſe ſich zuſammentun und einen Ziegenzuchtverein gründen. Die Gemeinde muß auch etwas tun; man legt zuſammen und ſorgt vor allem für einen guten Bock. Da ſoll's Geld nicht angeſehn werden, wenn man etwas Gutes bekommt, und glaubt mir's, die Koſten für einen edlen Bock kommen vielfältig wieder heraus; denn einmal muß die Nachzucht dadurch beſſer werden. Ihr merkt's ferner an den Preiſen, die ihr beim Verkauf von Ziegen erzielt, ihr merkt's vor allem an der geſteigerten Milchergiebigkeit. Während früher die Jahresmenge von 300 Litern ſchon viel für eine Ziege war, kann jetzt bei richtiger Zucht die Milchmenge auf 700 Liter fürs Jahr geſteigert werden, und das hilft haushalten!

Wer noch weiter etwas über die Ziegenhaltung und Ziegenzucht wiſſen will, kaufe ſich für 50 Pfennige geſchwind Sohnreys Dorfkalender für 1905. Da drin ſteht ein ganz vorzüglicher Vortrag, den der Tierarzt Dr. Helfrich, der berühmte Mitarbeiter unſeres „Deutſchen Dorfboten" und unſerer „Deutſchen Dorfzeitung" über die Frau Geiß und ihre Pflege gehalten hat.

Wie der Teich verdienen hilft.

Ein guter Freund von mir hat als Landwirt eine ſtattliche Schafherde; als Nebenbeſchäftigung treibt er Forellenfiſcherei in dem Bach, der durch ſeine Felder fließt. Wir kamen einmal ins Geſpräch, was eigentlich ſo in der Landwirtſchaft verdient würde. Da hat er mir auf Ehre und Gewiſſen verſichert, daß er mit ſeinen 300 Schafen nicht ſoviel einnimmt als mit den 4 Kilometer Fiſchwaſſer, die er im Tale gepachtet hat.

Mein Freund hat recht, die Fiſcherei iſt auch noch ſo ein Gebietchen, das ſich ertragreicher beackern läßt, als es im lieben deutſchen Vaterlande geſchieht. Waſſer gibt's überall; wenn's wenigſtens ſoviel iſt, daß der Feuerteich im Dorf damit geſpeiſt wird, und in wieviel Fällen liegt das Waſſer ganz unbenützt; nur die Fröſche halten darin am Abend ein ſchönes Konzert. Und wie gut könnte der Teich doch mit verdienen helfen!

Dazu ein paar Beiſpiele:

In Berneuchen hatte ein Landwirt den Dorfteich, ¼ ha groß, gepachtet; dahinein kamen Setzkarpfen. Reingewinn nach Abzug der Unkoſten für Pacht, Setzkarpfen, Futter in 2 Jahren M. 265.—. In der Lüneburger Heide, wo's den vielen Sand gibt, lagen 40 Morgen als unfruchtbares Heideland. Ein findiger Kopf ſah ſich die Gegend an, ſah auch das Wäſſerchen, was da floß, und der Plan für eine Forellenfiſcherei war fertig. Nebenbei bemerkt, die Forelle iſt nicht nur ein Bewohner der Gebirgsbäche; auch Forellenzucht in Teichen iſt möglich, wenn nur friſches Waſſer in genügender Menge zufließt. — Die 40 Morgen Heide trugen keine Rente; nach Abzug der Unkoſten brachte die neugeſchaffene Teichanlage das nette Sümmchen von jährlich M. 900.—.

So ins Große wollen wir's natürlich nicht treiben; es läßt ſich damit aber auch in kleinen Verhältniſſen ein ganz hübſcher Pfennig Geld machen. Viel gewonnen wäre, wenn ſämtliche Dorfteiche in Deutſchland überhaupt mit Fiſchen beſetzt würden. Das brauchen ja nicht immer die großen Leute im Dorf zu tun; da kann auch einmal ein Handwerker, ein Tagelöhner heran; und er wird, wenn er's nicht ganz dumm anfängt, ſchon ſeinen Schnitt dabei machen. Dazu müſſen wir aber einen

haben, der das Geſchäft kennt und ſelbſt ſchon getrieben hat. Zu dem gehn wir und bitten um Aufſchluß, ob die Sache geht, und was er dazu meint. Bei ſo einer Neuanlage oder Beſetzung eines Dorfteiches ſpricht ja mancherlei mit: Quelle, Temperatur des Waſſers, Untergrund, Abſatzgebiet und was dergleichen mehr iſt.

Soviel ſei nur bemerkt, daß es ſich in unſern kleinen Verhältniſſen nicht um die Zucht, ſondern nur um das Mäſten von Fiſchen handeln kann. Wir kaufen ein- oder zweijährige Setzlinge von der nächſten Brutanſtalt oder von einem Großbetrieb und fiſchen unſern Teich alle ein bis zwei Jahre ab, wenn wir die Karpfen füttern, jedes Jahr. So bewirtſchaftet hat in dem oben erwähnten Berneuchen ein 16 ar großer Hausteich einen Reinertrag von einem Zentner Karpfen ergeben. — Auch darüber wollen wir uns möglichſt mit einem Fachmann klar zu werden ſuchen, ob bereits im Betrieb ſtehende Teiche richtig und voll beſetzt ſind, alſo ob die ganze Fläche wirtſchaftlich vollſtändig ausgenützt iſt. Haben wir am Ort oder in der Nähe keinen Fachmann, dann wenden wir uns ruhig an den Deutſchen Fiſchereiverein, Berlin, Deſſauerſtr. 14 und bitten unter genauer Darlegung der örtlichen Verhältniſſe um Auskunft und Rat; der koſtet nichts und wird gern gewährt. Anſchluß an den nächſten Fiſchereiverein kann wegen der reichen Anregungen, die man in der Ausſprache empfängt, nicht dringend genug empfohlen werden.

Ich bin kein Berufsfiſcher, hab's aber doch einmal auch mit Fiſchzucht probieren wollen: Ich weiß noch wie heute, da redeten wir über Karpfenzucht und Karpfenteiche. Sagte mein Freund: „Wollen wir einen anlegen?“ Ich war begeiſtert. Nun ging's gleich ans Plänemachen. Wir wollten uns ein Stück Gemeindeland pachten; die Gemeinde ſollte in der Frohnde, wo immer ganz gemütlich mit einem Faß Bier in trautem Vereine geſchafft wird, alſo in der Frohnde das Land zurecht machen, die Teichwände aufwerfen und abgraben. Dann erkaltete allmählich unſer Eifer. Nur einen halben Tag iſt am werdenden Fiſchteich gearbeitet worden. Nun liegt das Land öde wie erſt, und wenn ich auf meinen Wanderungen da vorbei muß, ſehe ich immer auf die andere Seite, weil ich mich leiſe ſchäme.

Digitized by Google

So ſollt ihr's nicht machen! Sondern wenn ihr anfangt, ſollt ihr's auch durchführen. Es gibt eine ſchwere Menge ſaure Wieſen in unſerm Vaterland; ſeht euch den Platz und die Umgebung an. Ehe man koſtſpielig drainiert, nutzt man den Platz beſſer als Fiſchwaſſer. Es gibt genug Bächlein im weiten, deutſchen Reiche, die tauſende von Fiſchen mehr ernähren könnten, als heute in ihnen leben. Wenn wir Fiſchzucht treiben wollen, wählen wir nur Edelfiſche, Forellen, Karpfen, Schleie. In Berlin und den großen Städten koſtet Forelle M. 4.50, hier am Platze wird ſie nicht unter 1.20 M. fürs Pfund verkauft.

Noch etwas: Ich habe einmal geleſen, daß im Mittelalter Knechte und Mägde an manchen Stellen bei der Dienſtherrſchaft ſich ausgemacht haben, mehr wie zweimal Fiſch wollten ſie in der Woche nicht! Wie iſt das anders geworden im deutſchen Dorf! Hand auf's Herz, Herr Vetter, was habt ihr ſchon für Fiſche gegeſſen? Ich will 10 gegen 1 verwetten, Hering und noch einmal Hering. Weiter kennt ihr keine Fiſche, wenn ihr nicht am Meere wohnt oder ſchon Fiſchzüchter ſeid. Auch an unſre Küche wollen wir denken: Schneiderkarpfen, vulgo Hering iſt etwas ganz Gutes; heute abend gibt's bei uns welchen. Aber ein echter Karpfen ſchmeckt feiner, und am allerfeinſten ſchmeckt ein Karpfen, eine Forelle, eine Schleie, die man ſelbſt eingeſetzt, ſelbſt gezogen, ſelbſt gefiſcht hat.

Das Handwerk auf dem Lande hat noch einen goldenen Boden.

Es braucht kein ellenhohes Schaufenſter zu ſein und darin Fluten von elektriſchem Licht; es braucht kein Schild über das ganze Haus mit Rieſenbuchſtaben zu laufen. Es geht für den Handwerker vom Lande auch ohne das alles. Es geht ſogar ebenſogut, manchmal viel beſſer als in der Stadt. Ich ſage: Jeder Dorfhandwerker kann beſtehn und braucht die Konkurrenz der Stadt nicht zu fürchten. Natürlich muß er was können. Ein Pfuſcher bringt's in der Stadt zu nichts, natürlich auf dem Dorfe auch nicht. Verſchiedene Dorfhand-

werker habe ich ſchon kennen gelernt, die tauſchen mit keinem aus ihrem Fach in der Großſtadt. Das waren aber auch ganze Kerle, die feſt auf ihren Beinen ſtanden.

Es gibt in der Gegenwart düſtere Propheten, die wie der Uhu ſchreien und einem das Gruſeln lehren wollen; die ſagen: „Das Handwerk überhaupt iſt kaput; und wo's noch nicht kaput iſt, da beſorgt's bald die Maſchine ganz gründlich.“ Na, dagegen wehren ſich erſt einmal die Handwerker ſelbſt; denn keiner läßt ſich gutwillig auffreſſen; dagegen ſpricht auch ein gewiſſer, konſervativer Zug unſerer Landbevölkerung, der einen ſoliden Stiefel vom Gevatter Schuhmachermeiſter dem Maſſenfabrikat aus der Maſchine noch immer vorzieht.

Und ſo wird's bleiben mit dem Schneider, dem Maurer, dem Tiſchler, dem Schmied, dem Wagner; die alle braucht das Dorf; die machen neue Stücke, die machen Reparaturen. Und wenn das Geld, wie ſie wohl klagen, gelegentlich recht feſt ſitzt, ſo haben ſie doch ihren guten Verdienſt, und kommen auch vorwärts. Denn einmal haben ſie ihren Rückhalt in der Landwirtſchaft. Das iſt ſehr viel wert, wenn ein Teil der Nahrung, Milch, Brot, Schweinefleiſch, Eier, Kartoffeln aus der eignen Wirtſchaft gewonnen werden. Beim Beſtellen und in der Ernte legen der Schneider die Nadel, der Schuſter die Ahle beiſeite und gehen mit aufs Feld. Das iſt ihnen geſundheitlich was nütze, und die Profeſſion kann's vertragen; ſie können ja auch noch den Morgen und die Abendſtunden im Geſchäft arbeiten, wenn Not am Mann iſt. Und weiter wird mir jeder zugeben, daß der Handwerker auf dem Lande, er ſei Schneider, Schmied, Metzger mit geringer Konkurrenz und mit viel weniger Unkoſten arbeitet als ſein Kollege in der Stadt. Aber die Waare, die er fertigt, hält ihren Preis. Die Löhne ſind beſcheidener, die Miete oder Verzinſung des eignen Hauſes iſt lächerlich gering gegenüber der Großſtadt, und wer einmal in Stadtgeſchäfte hineingeſehen hat, weiß, es iſt da auch nicht alles Gold, was glänzt.

Der Dorfhandwerker muß alſo etwas können und verſtehen, ſonſt iſt er ſchnell von der vorwärts haſtenden Zeit überholt und kommt zum alten Eiſen. Darum denke keiner gering von der theoretiſchen Weiterbildung. Handwerkerfach-

ſchulen gibt's überall; die ſind nicht nur für die Städter, die ſind gerade ſo gut für das Dorf. Es iſt ein Unding, wenn ich ein Bauernhaus bauen will, daß ich in die Stadt gehe und den ſtädtiſchen Baumeiſter bitte: „Mach mir den Riß für ein richtiges Bauernhaus. Nein, auf jedem Dorf oder zum wenigſten im Nachbarort muß ein Baumeiſter zu Hauſe ſein, der das genau ſo gut oder beſſer verſteht wie der Mauermeiſter, der Zimmermann in der Stadt. Alſo, das Dorfhandwerk muß ſich dranhalten, daß es nicht von der Stadt überholt wird, und muß jede Gelegenheit wahrnehmen, ſich weiterzubilden und zuzulernen. Maurer und Zimmerleute gehen in den Wintermonaten auf die nächſte Baugewerkſchule, Schmiede beſuchen den Kurſus für Hufbeſchlag, Tiſchler, Schloſſer, Schneider, Müller bilden ſich in ihren Fachſchulen. Und ſage nur keiner: „Wozu ſoviel theoretiſcher Kram? Die Praxis allein macht's!“ Nein, die macht's allein nicht. Ich kann ein ganz guter Schneider ſein und eine feine Männerhoſe anfertigen können; wenn ich aber die Theorie des Zuſchneidens nicht gelernt habe, kann ich nicht konkurrieren; und ſo iſt es mit jedem Dorfhandwerk. Habt ihr nicht die Mittel zum Beſuch einer Fachſchule, dann laßt eure Kinder wenigſtens ein paar Jahre auf Wanderſchaft gehen, und vergeßt ihr ſelbſt nicht, ich ſage's noch einmal, ſelbſt euch fortzubilden. Das beſorgen die Gewerbevereine auch bei uns auf dem Lande oft recht gut: Da werden Vorträge gehalten, wo man immer etwas mit nach Hauſe nimmt, da wird manches beſprochen, was uns von Nutzen in unſerm Beruf ſein kann. Leſt auch eine Fachzeitung: Die paar Mark jährlich für das Abonnieren ſollen euch nicht dauern, ihr habt das Geld durch Erweiterung eures Geſichtskreiſes in kurzem wieder heraus. Ich kenne Handwerker auf dem Lande, die fleißig an ihrer Fortbildung weitergearbeitet und manches geleſen haben. Das war eine Freude, da in die Werkſtatt zu treten. Da brauſte der Benzinmotor; von ihm getrieben wurden Drehbänke und Hobelmaſchinen, und die Dynamomaſchine zur Beleuchtung des ganzen Hauſes fehlte nicht.

Ja, aber die Koſten! Woher das viele Kapital nehmen? Nun ich denke, die Handwerker in der Stadt müſſen auch mit fremden Gelde arbeiten; wenn die's bekommen, bekommt's der

Dorfhandwerker auch. Darum tut euch zuſammen, gründet Genoſſenſchaften oder ſucht den Anſchluß an eine beſtehende Darlehnskaſſe. Wer tüchtig, fleißig und ſtrebſam iſt, dem wird auch immer Kredit gewährt. Daß ſolcher Zuſammenſchluß etwas für ſich hat, habe ich neulich von unſerm Schmidt gelernt. Wir redeten über Schmiedekohlen, und er erzählte mir, daß ihre Innung gemeinſam den Bedarf decke, zu zwölft jedes Jahr acht Doppelwaggon. Wenn einer gleich acht mal 200 Zentner beſtellt, bekommt er's natürlich billiger, als wenn er nur hundert bezieht. Darum, ihr Dorfhandwerker tut euch im Einkauf zuſammen. Was dort mit der Schmiedekohle möglich war, geht bei Leder, Zement, Holz, Eiſen, Mehl und vielen andern Rohprodukten auch.

Ebenſo wie den Einkauf muß das Dorfhandwerk den gemeinſchaftlichen Verkauf organiſieren. Mir iſt hierfür aus Thüringen ein lehrreicher Fall bekannt: Korbflechterei iſt, wie wir alle wiſſen, kein ſehr einträgliches Geſchäft; man behauptet ſogar, die Weiden müſſe der Flechter ſtehlen, wenn er überhaupt was verdienen will. In Tannroda waren die Erwerbs- und Abſatzverhältniſſe unter den dortigen Korbflechtern trauriger Art. Der einzelne hatte keinen geordneten Abſatz, das Kapital fehlte. Da hat eine Genoſſenſchaft, die vor Jahren in Tannroda entſtand, wirklich Segen geſtiftet. Jeder Flechter, der Ware abliefert, wird von der Genoſſenſchaft bar bezahlt; die Genoſſenſchaft liefert Rohmaterialien und vertreibt die fertige Ware; ſie hat es fertig gebracht, daß das gegenſeitige Unterbieten der Flechter und das Drücken der Preiſe durch den Zwiſchenhandel ganz aufgehört hat. Wandern wir aus Thüringen in den Schwarzwald, ſo lehrt uns die Holzarbeitergenoſſenſchaft in Bernau ein Gleiches: Früher traurige Verhältniſſe unter den Schneflern und wirtſchaftlicher Rückgang; jetzt ein geordnetes, flottes Geſchäft, Barzahlung bei Ablieferung der Ware und Erhöhung des Tagesverdienſtes um täglich mindeſtens eine Mark?

Summa summarum: Auf den Kerl kommt's an: Iſt der was wert, ſo kann ihn keine Stadtkonkurrenz unterkriegen; taugt er nichts, iſt er faul oder zu bequem, dann hat er ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er bald überflügelt iſt.

Hat einer Geſchick und Neigung, ſo kann er vom Dorf aus auch Stadtkundſchaft ſich ſuchen. Ich denke da beiſpielsweiſe an Fleiſcher. Die Poſt ſchafft für 50 Pfennige 10 Pfund bis an die Reichsgrenze. Wieviel Städter würden mit Freuden zugreifen und ordentlich bezahlen, wenn ſie wirklich „Hausſchlachtenes“ von einem tüchtigen Fleiſcher auf dem Lande beziehen könnten. Ich kenne auch einen einfachen Tiſchler, der hat die Fabrikation von Schneeſchuhen angefangen; er hat ſein Fach verſtanden und wird nun durch ganz Deutſchland empfohlen. Dieſe Beiſpiele laſſen ſich beliebig vermehren, und ſie zeigen uns, daß das Handwerk auf dem Lande doch noch goldenen Boden hat. Darum du Vater, du Mutter, wenn dein Junge was Ordentliches gelernt hat, ſag nicht: „So, nun kannſt du was, ſuch' dir ein Plätzchen in der Stadt! Nein, ſag beſſer: Das Glück wohnt auch auf dem Land. Geh, ſuch's. Treue läßt's dich finden.“

Die Wunderkraft der Elektrizität.

Wenn ich mein Tal aufwärts wandre, immer dem Bache nach, der ſich durch die Wieſen ſchlängelt, komme ich manchmal, ſo alle 200 Schritt an einer „Rolle“ vorbei. Das iſt natürlich keine Wäſcherolle, keine Wäſchemangel, ſondern das Bächlein hüpft, tanzt, rollt unter ſtarkem Rauſchen über die Steine abwärts; das heißt man bei uns eine „Rolle“. Dabei bleibe ich dann manchmal ſtehen und denke: „Bürſchlein, Bürſchlein, dich kriegen ſie auch noch einmal, daß du ganz brav wirſt und nicht mehr tanzeſt, nicht mehr rollſt!“ Wie lange wird's dauern, daß unſre Gewäſſer noch viel, viel mehr Mühlen treiben. Jede Rolle, jede ſtarke Strömung gibt das Zeichen für ſtarke Gefälle, ſtarke Höhenunterſchiede. Da gehören Mühlen hin, und dieſe Mühlen werden in Zukunft viel mehr wie jetzt dem Dorfe Kraft zuführen. Ja, was in dem Waſſer doch für eine Menge Kraft ſteckt! Die Sonne hat das Waſſer in die Höhe gehoben; nun fällt's wieder als Regen, läuft als Waſſer im Bach zu Tale, will fleißigen Menſchen ein

Teilchen Arbeit abnehmen, will's ihnen leichter machen. Da sieht nun mancher von diesen Zeilen auf und denkt: „Das Wasser mir?" Ich aber antworte ganz siegesgewiß: „Jawohl, das Wasser dir und vielen, vielen fleißigen Händen im deutschen Dorfe."

Einmal ein kurzer Spaziergang in die deutsche Vergangenheit: Wir wissen, unsre Voreltern, die alten Germanen waren schon Bauern wie wir, kannten aber noch nicht die Kraft des Wassers, die Kraft des Windes. Damals drehten Frauen und Sklaven den Mühlstein, und es war eine saures Stück Arbeit, das Brotmehl zu bereiten. Hätte man denen gesagt: in 1000, 2000 Jahren fällt das keiner Hausfrau mehr ein, sie hätten gelacht und hätten's ganz gewiß nicht geglaubt. Und genau so macht ihr's, wenn ich euch sage: Die Mühle für Brot und Schrot ist nur der Anfang; das Wasser wird in Zukunft noch viel fleißiger werden. Man hat's die weiße Kohle genannt; in der Tat laufen Unsummen von Kraft alljährlich zu Tale, ungenützt, verloren. Darüber ist man in neuerer Zeit sich immer klarer geworden; wir werden deshalb auch auf dem Lande bald viele Elektrizitätswerke haben. Amerikanische Spekulanten treiben den Petroleumpreis ständig in die Höhe; der Dorfbach kann Licht spenden durch die Elektrizität; bessere Lichtverhältnisse in unsern Dörfern wären auch ein kleiner Beitrag zum Glück auf dem Lande. Und zum Licht gesellt sich die Kraft; die fließt dann im Kupferdraht fort in jedes Haus. Wo z. B. ein Webstuhl steht, da wird sie die Muskelkraft des Menschen ersetzen; den Geist, die leitende Hand wird die Maschine immer noch vom Menschen brauchen, aber die Kraft gibt stetiger der Elektromotor.

Daß das keine Märlein sind, sagte mir jüngst eine Zeitungsnotiz: Bei Säckingen und Waldhut arbeiten 400 Weber daheim in ihrem Beruf. Wer schon einmal den Weberbaum getreten hat, der weiß, das ist kein leichtes Brot. Dort bei Säckingen im Badner Lande ist nun für 28 Orte eine Zentrale mit Stromleitungsnetz geschaffen worden; das hat an 400000 M. gekostet, die Regierung hat 40000 Mark beigesteuert, einzelne Fabrikanten auch, weil nur so die Hausindustrie gegenüber dem Fabrikbetrieb konkurrenzfähig bleiben konnte. Genannte

elektriſche Zentrale beſorgt nun täglich Kraft für den Webſtuhl und Licht fürs Haus in jede dieſer Webereien; das koſtet für den Tag 60 bis 70 Pfennig. Allewetter! denkt da mancher. Aber der Arbeiter, der elektriſch natürlich flotter ſchaffen kann, verdient auch täglich M. 1,50 mehr, und das gibt den Ausſchlag.

Alſo daß Elektrizität im ländlichen Betrieb durchaus keine Zukunftsmuſik mehr iſt, habe ich bewieſen; es reizt mich aber im Augenblick, gerade doch noch ein bißchen Zukunftsmuſik zu machen. Der Bauer Müller iſt an die in einer Mühle des Ortes eingerichtete elektriſche Zentrale angeſchloſſen; ſein Gut iſt ſo groß, daß er zwei Pferde braucht und ſieben, acht Kühe im Stalle ſtehen hat. Es iſt im Winter gegen Abend, alſo Zeit, Häckſel zu ſchneiden. Herr Müller geht in die Scheune; da iſt es ſchon düſter, knipſt einmal an der Wand, eine elektriſche Lampe leuchtet auf. Nun kann er die Leiter aufwärts ſehen; er wirft alſo den Tagesbedarf an Heu und Stroh herab auf die Tenne, geht wieder zum Schaltbrett an der Wand und ſtellt einen kleinen Hebel. Auf einmal beginnt der Motor an der Häckſelſchneidemaſchine zu ſurren, und die Maſchine läuft ganz geſchwind. Nun braucht der Bauer nur das Futter einzulegen, das Schneiden beſorgt die Elektrizität. Das geht ganz fadengerade, bis der Vorrat für den folgenden Tag fertig iſt. Darauf geht's mit dem fertigen Spreukorb voll in den Stall; an der Tür wieder ein Knipſen, der Stall iſt erleuchtet. Natürlich iſt die Beleuchtung im Hauſe auch elektriſch.

Wenn einer als Hausinduſtrieller eine Drehbank gedreht haben will, die Elektrizität beſorgt's, ebenſo die Nähmaſchinen, Kreisſägen, Hobelmaſchinen, und nicht zu vergeſſen das Dreſchen. Sagt nicht, dann iſt unſern Dörfern ihre Poeſie genommen. Nein, viel nutzlos geopferte Kraft wird dadurch den Landbewohnern erhalten. Unſer Dorf hat dasſelbe Anrecht auf die Wohltat der Kultur wie die Stadt.

Aber wie ſoll das bei uns werden? Überlegt das Ding nach euren beſondern örtlichen Verhältniſſen, werbt für den Gedanken, daß die andern nicht platt auf den Rücken fallen, wenn's einmal Ernſt wird, prüft die Kraftquelle, ob ſie ausreicht, und wartet! „Aber da können wir lange warten, bei uns wird doch nichts.“ Nachbarn, ich wette einen Taler, in

20 oder 30 Jahren ſind wir ſoweit, wenn dann alſo 1925 unſer Dorf noch nicht elektriſch iſt, iſt der Taler euer, aber holen müßt ihr ihn, und ich will ihn gerne bezahlen.

Die Hecke.

Unſre Landwirtſchaft muß heutzutage „intenſiv“ arbeiten, wie man ſich mit einem häßlichen Fremdwort ausdrückt; ſie muß alles in höchſter Kraftanſpannung ausnutzen, jedes Stückchen Feld, jedes Eckchen Hecke. Da ſchwinden dann die Raine und die Hecken immer mehr. Und das iſt ein großer Schade. Denn Hecke und Rain machen auch eine flache Gegend abwechſlungsreich, und die Hecke iſt die Heimat unſrer beſten Freunde, der gefiederten Sänger. Mir iſt einmal geſagt worden, ein Rotkehlchen, das ſeine Jungen füttern muß, ſammelt täglich Würmer, Kerbtiere, Raupen, die eins an das andre gelegt, einen Wurm von 14 Meter Länge ergeben. Das gibt zu denken. Schon klagen Obſtzüchter und Landwirte, daß die Ungezieferplage ſich gegen früher bedenklich geſteigert hat. Unſtreitig hängt das mit dem Zurückgehen der heimiſchen Vogelwelt zuſammen, und das Zurückgehen hat mit ſeinen Grund im Schwinden der Hecke.

Man hat in neuerer Zeit der Hecke wieder mehr Intereſſe zugewandt, und das mit vollem Recht; denn man hat gefunden, ſo ein einfaches Raſieren der Gegend, will ich's mal nennen, das Herausroden jeder Hecke rächt ſich bitter an der ganzen Flur. Um einige Vorzüge der gut in Stand gehaltenen Hecke anzugeben, ſo iſt ſie einmal als Wetterſchutz nicht zu verachten. Wir wiſſen namentlich in den Bergen, wie Schutzſtreifen Wald den Sturm im Dorfe mildern. Die Viehzüchter in Schleswig-Holſtein ſchätzen auch darum ihre Knicks, die großen ihre Äcker und Wieſen umziehenden Hecken, beſonders. Wo dieſe Knicks gut dicht gehalten ſind, iſt das Weidevieh gegen Unbilden der Witterung beſſer geſchützt als auf offener Trift, und der Hütejunge wird entbehrlich. Man weiß auch, daß innerhalb der Knicks das Gras eher grün wird als auf der ungedeckten Marſch. Auch die Saat entwickelt ſich hier beſſer, und die

Gefahr des Kornausſchlagens durch den Sturm iſt nicht ſo groß. Weiter ſpricht der Holzertrag für Beibehaltung der Hecken. Bei uns wird das ganze Backholz nur in den Hecken gemacht, und wir haben den Wald nahe. Wo aber der Wald dem Ackerland hat weichen müſſen, wo namentlich Wald nicht mehr zur Gemeinde gehört, wird aus jeder Hecke ein ſchöner Brennholzertrag herauszuwirtſchaften ſein, wenn ſie richtig bepflanzt und gepflegt wird. Daß die Hecke der beſte Schutz der Tiere iſt, wiſſen wir alle, wir brauchen nur einmal an einem ſchönen Sommermorgen an Hecken entlang gewandert zu ſein, und wir werden über das reiche Leben nicht nur der gefiederten Sänger, nein auch der andern Hecken- und Zaungäſte unſre Freude gehabt haben, die alle da ein und ausflogen. Wie da die ganze Hecke lebt!

Vorausſetzung für jede Empfehlung und Beibehaltung der Hecke muß natürlich ſein, daß man nicht alles in ſolch einer Hecke wachſen läßt, was wachſen will; da muß eben auch Ordnung herrſchen. Was wir nicht drin brauchen können, was durch ein ausgebreitetes Wurzelgeflecht die Ackerkultur ſchädigt, das muß beizeiten heraus. Dagegen iſt es ſicher nutzbringend, wenn wir Haſelnuß, Eiche, Birke, Ahorn, Holunder, Steinweichſel u. a. pflanzen und pflegen. Aus den Hecken holen ſich unſre Leute hier die ſchönſten Hackenſtiele, Rechenſtöcke und Werkhölzer.

Und nun auch ein Wort von der Schönheit der Hecke! Man halte zwei Landſchaften nebeneinander, eine wo die Felder noch von den Hecken umſäumt ſind, ein blühender, grünender Garten Gottes! Und die andre Landſchaft: Acker in höchſter Kultur, wo jedes Fleckchen mit Zuckerrüben beſtellt iſt. Niemand wird da die Entſcheidung ſchwer, wo rechte Anmut und Schönheit wohnt! Noch haben wir in unſern Bergen die Hecke, die das Landſchaftsbild ſo wunderbar anmutig und abwechſlungsreich machen; aber immer mehr ſcheint ſie auch hier zu ſchwinden. Dann wird unſern Bergen viel Schönheit genommen, und ich vermag's nicht auszudenken, wie unſer Tal ſo ganz anders ausſehen wird, wenn keine Hecke die eintönige Linie in der Landſchaft wundervoll unterbricht, und unſre gefiederten Sänger haben dann keine Heimat mehr!

An alles das denkt, wenn ihr wieder einmal eine Verkoppelung macht, die leider immer mit Hecken und Bäumen arg aufgeräumt hat. Seht auch, wie über euch hoch in der Luft der Habicht kreist! Der freut sich, daß nun wieder so ein Zufluchtsort umgehauen wird, wo das flinke Vögelchen unterschlüpfen und der ruppige, große Räuber nicht eindringen konnte. Ach, macht doch unsre Singvögel nicht ganz heimatlos. Könnt ihr's nicht hindern und nicht aufhalten, daß draußen Hecke um Hecke fällt, zieht um eure Gärten den Weißdornzaun und pflegt ihn dicht. Stecklinge sind schwer aus dem Kern zu ziehen; wir kaufen den Bedarf uns besser aus einer guten Gärtnerei. Die Weißdornpflanzen werden einreihig in 15 bis 20 cm Abstand gepflanzt, am besten im Herbst; es geht im zeitigen Frühling aber auch noch. Im folgenden Herbst wird 10 cm über dem Boden einfach abgeschnitten, damit das kleine Stämmchen buschförmig austreibt. Dann wird der Gartenzaun zweimal im Jahre verschnitten, um Johannis und nach dem Blätterfall. Die abgeschnittenen Triebe werfe man den Kaninchen vor. Gleich von Anfang sorge man, daß die Triebe unten breit auslaufen; 3/4 Meter dick muß eine ordentliche Hecke sein, die einen Spitzbuben abhält und unsern Vögeln Schutz gewährt. Beim Verschneiden verflechte man zugleich die Haupttriebe kreuzweis und verbinde sie durch dünnen Draht fest miteinander; das gibt wulst- und knotenförmige Stellen, wodurch die Hecke besonders wehrbar wird und ungezogene Jungen, die durch wollen, sich empfindlich die Hosen zerreißen. Glaubt, die kleinen Gesellen, die drin nisten und brüten, halten den Garten von Ungeziefer dir rein, sie zahlen also reichlich Miete.

Unsere Sänger in Feld und Wald.

Wie zu jedem Hause im Dorf von Rechts wegen ein Gärtchen gehört, so gehört in jeden Garten eine Einquartierung von lustigen, gefiederten Sängern. Wir wollen alle praktisch Vogelschutz treiben; denn wie die Vögel unsern Schutz und unsere Fürorge brauchen, so brauchen wir ihre Mithilfe vor allem auch

in der Inſektenvertilgung. Wir wollen die Heimat ihnen lieb machen, wollen Niſtkäſten anbringen und uns freuen, wenn im Stall die Schwalben bauen. Wir denken auch an die Hecke, die ein Schlupfwinkel und die Heimat für viele unſrer beſten Sänger iſt, und wollen ſie erhalten und pflegen.

Vor allem aber gilt es, den Vogelfeinden etwas auf die Finger zu ſehen, nicht nur den vierbeinigen. Eine Katze, die draußen räubert, iſt für das Mauſefangen verloren und verdient die Schrotladung, die jeder Jäger ihr von Herzen gern aufbrennt, wenn er ſie erwiſcht. Wenn wir unſere Miez als Vogelfängerin kennen, wollen wir ſie lieber abſchaffen. Wir wollen auch den zweibeinigen Vogelfeinden das Handwerk legen. Lauſejungen, die Neſter ausnehmen, müſſen durch ungebrannte Aſche gleich beim erſten Mal kuriert werden. Verwichſt ſolche Burſchen gleich auf friſcher Tat oder ſorgt unerbittlich für ſtrenge Beſtrafung, denn aus jungen Neſträubern werden alte Vogelſteller, und die gehören nicht ins deutſche Dorf; denn ſie nehmen ihm ſein Beſtes, den köſtlichen Geſang der gefiederten Sänger, der zum Dorf gehört, wie die Sonne zum Tag.

Wir ſollen auch an unſere Vögel denken, wenn im Winter die Futterplätze verſchneit ſind. Ein paar Körnchen oder Krümchen hat jeder übrig, und ein Brettchen vor dem Fenſter wird ſich auch noch erſchwingen laſſen. Etwas Wunderſchönes habe ich da übrigens im vorigen Winter geſehen: Da war ein abgeleerter Chriſtbaum in einem Garten aufgeſtellt; die Zweige waren mit einer Miſchung von Rindertalg und Körnerfutter dick beſtrichen, was beides warm aufgetragen war. Das gab ein wunderſchönes Bild, wie im Chriſtbaum, um den ſich die Familie gefreut hatte, nun die lieben Sänger im Federkleid ſich tummelten und ſich gütlich taten.

Praktiſch Vogelſchutz treiben wir auch, wenn wir keine einheimiſchen Vögel mehr in unſern Häuſern dulden.

Vogelbauer in der Stube mag ich nicht mehr. Bin früher wohl auch ein Vogelnarr geweſen; dann haben mir Vetter Stieglitz und Hänfling leid getan, und der Kreuzſchnabel iſt geſtorben. Seitdem mag ich keinen Vogel in der Gefangenſchaft mehr; aber draußen ſind ſie mir um ſo lieber. Brauchſt

du zu deiner Arbeit daheim ein Vögelchen als guten Geſell, halte einen Kanarienvogel. Haſt du Geſchick, Zeit und Luſt, kannſt du auch an eine Kanarienhecke denken. Aus dem Harz gehen die Roller in aller Herren Länder. Schon haben in der Rhön ganze Dörfer als Nebenerwerb die Kanarienzucht aufgenommen. Daß damit etwas verdient wird, lehrte mich neulich eine Zeitungsnotiz: In einem Eiſenbahnwaggon gingen für 6000 M. in unſern Bergen gezüchtete Vögel in den Harz, um von dort als echte Harzer Roller weiter verſandt zu werden. Ich kenne einen Schnitzer; der rechnet durch ſeine Vogelhecke auf jährlich mindeſtens 100 Taler Nebeneinnahme. Es liegt immer Geld auf der Straße. Man muß es nur aufnehmen. Warum ſoll mit der Vogelzucht nicht auch noch was zu verdienen ſein?

Der Wald, ein Kapital und eine Sparbüchſe.

Hier in der Rhön ſehen wir's ganz deutlich: Dörfer, die Gemeindewaldung haben, zahlen keine Kommunalſteuern; Orte, die in früherer Zeit den Wald leichtſinnig verſchleuderten oder keinen Wert auf Waldwirtſchaft legten, haben ſchwere Gemeindelaſten zu tragen, oft 4 % des Einkommens. Daraus geht klar hervor: Der Wald iſt Kapital, iſt eine gute Sparbüchſe und ein Notpfennig für ſchwere Zeiten. Unſre Gemeinde hat wenig Wald; ſie fangen aber jetzt an, Ödländer und Huten aufzuforſten. Das iſt ſehr verſtändige Gemeindepolitik, jedes Dorf ſollte ſie treiben. Allerdings die Schafzucht leidet darunter; die geht aber überhaupt immer mehr zurück, und wir wollen ſie ruhig eingehen laſſen, wenn die Aufforſtung der Gemeindeländereien damit gleichen Schritt hält.

Holz ſteigt fortgeſetzt im Preiſe. Vor 25 Jahren koſtete Grubennadelholz, alſo zwei Meter hohe Stämmchen zum Stützen und Verzimmern der Grubengänge, der Meter M. 2 im Solling; heute koſtet er ſchon 11 bis 12 Mark, und noch immer ſteigen die Preiſe. Unſre ſich immer mehr entwickelnde Induſtrie braucht viel Holz zu Kiſten, zu Bauten, zur Pappe; und ganze Wälder ſind jährlich nötig, um unſern Bedarf an Papier zu

decken. Das hat mit Lumpen nichts zu tun, ſondern iſt reiner, geſchliffener nnd getrockneter Holzbrei. Alſo die Spekulation iſt nicht ſchlecht, wenn unſre Gemeinden für Aufforſtung jährlich etwas tun. Hier in der Rhön machen wir's ſo: Zum Pflanzen geht im Jahre ein oder zwei Tage die ganze Gemeinde in der Frohnde mit; es werden jährlich 5000 Pflanzen geſetzt. Dazu leiſtet der Staat einen hübſchen Beitrag, außerdem gibt die nächſte Oberförſterei die Setzlinge billig ab. Alſo die Selbſtkoſten ſind gering und der Gewinn in der Zukunft iſt groß. Allerdings merkt man erſt ſpäter etwas davon, und da liegt der Haken. Unſre Leute müſſen aus ihrem Eigentum etwas herauswirtſchaften; da ſtellt ſich nun für die Waldbeſitzer die große Verſuchung ein: So ein junger Bauer hat das väterliche Gut übernommen; jetzt heißt's herauszahlen. Hypotheken laſten ſchon auf dem Gut, Geld muß er ſchaffen; alſo muß der Wald dran glauben. Der iſt noch nicht ſchlagreif. Aber Not kennt kein Gebot. Der Wald ſchafft bar Geld. Mit dem Wiederaufforſten iſt es ſo eine Sache. Die Landwirtſchaft braucht die ganze Kraft. Er denkt: ob ich's noch erlebe, wenn er einmal groß iſt? Zuerſt will er wieder anpflanzen; dann bleibt's liegen, das Ende vom Lied iſt ein Stück Ödland mehr, und die Landſchaft wird wieder um einen Reiz ärmer. Auch die Güterſchlächter haben viel gemordeten Wald auf dem Gewiſſen. Wie machen ſie's denn? Das Gut wird parzelliert und ſo teuer wie möglich losgeſchlagen; der Wald wird abgetrieben, und es iſt oft paſſiert, daß ſo ein freundlicher Herr, der nur aus Gnade und Barmherzigkeit das Gut überhaupt genommen hat, den Kaufpreis allein ſchon aus dem Waldbeſtand herauswirtſchaftete. So einem Spekulanten fällt's natürlich nicht im Traume ein, für Aufforſtung zu ſorgen; wenn der Staat dann mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln ihn zu zwingen ſucht, wieder anzupflanzen, dann ſagt er: „Jawohl", und tut's doch nicht. Der Staat hat ja ein hervorragendes Intereſſe, darauf zu dringen, daß dem Lande der Waldbeſtand erhalten wird. Der Wald iſt für Regen ungeheuer aufnahmefähig; er iſt der Waſſerſpeicher für trockene Zeit, er iſt Ausgleich für Temperaturunterſchiede, er iſt ein Stück Volksreichtum; und das muß ſich der Staat zu erhalten ſuchen.

Nun aber, Nachbar, was ſollen wir tun? Auch anpflanzen! Ob ſo ein Stück Ödland brach liegt und dir nichts einbringt oder ob du mit kleinen Mitteln die Aufforſtung verſuchſt und dir die Möglichkeit einer Einnahme ſchaffſt, das iſt doch nicht einerlei. Im erſten Falle biſt du kurzſichtig und ſiehſt nur ſoweit, wie deine Naſenſpitze reicht, im andern Falle wird deine Arbeit geſegnet ſein für ein ſpäteres Geſchlecht, und du bauſt an dem Glücke deiner Kinder. Wenn du's auch nicht erlebſt, daß hoch über dir die Wipfel rauſchen, deine Kinder ſchon werden's dir danken. Geh zum nächſten Oberförſter und frage den Erfahrenen. Der freut ſich gewiß, daß er einen verſtändigen Bauern vor ſich hat und wird dir gut raten; der weiß auch, ob der Staat Beihülfen zur Aufforſtung zahlt und wie man an das Geld herankommt. Und dann ans Werk! Möglich, daß im erſten Jahre die Pflanzung mißrät; laß dich's nicht verdrießen. Einmal wird's doch was; und es iſt was Großes, wenn du den erſten Chriſtbaum aus dem eignen Walde dir holen kannſt. Dann kommen Stangen, dann ſchwache Hölzer, und deine Kinder dürfen ſchlagen. So weißt du nicht, wieviel Segen du ihnen antuſt; darum forſte auf, und wenn du geſchlagen haſt, ſorge für junge Anpflanzung. Es iſt ein Segen drin.

Was für deinen eignen Grund und Boden gilt, gilt für die Gemeinden, das Ödland in der Dorfflur noch in höherem Grade. Zucken die andern in der Gemeinde mit den Achſeln und wollen nicht mittun, weiſe auf die Dörfer hin, die durch ihren reichen Waldbeſitz abgabenfrei ſeit Alters ſind und ſag: Anpflanzen! Laß ſie ruhig lachen. Über den alten Cato in Rom haben ſie auch gelacht. Der hatte die Anſicht, daß Rom nie Weltmacht werden könnte, wenn die Stadt Carthago noch blühte. So hat er im römiſchen Senat, ganz einerlei, was verhandelt wurde, jede Rede geſchloſſen: „Im übrigen, Carthago muß zerſtört werden!“ Endlich iſt ſeine Anſicht doch durchgedrungen. Wie wünſchte ich dem deutſchen Bauer etwas von dieſem Eiſenkopf aus alter Zeit, daß wir bei jeder Gelegenheit und auch mal, wenn's nicht recht hinpaßt, ſagten: „Das Ödland in der Gemeinde anpflanzen! Für die Zukunft ſo Gemeindevermögen ſchaffen! Darum anpflanzen!“

Noch ein Wort über Waldgenoſſenſchaften: Wenn es im Dorf eine Reihe vom Privatwaldbeſitzern gibt, dann tut man gut, ſich im Dorf zuſammenzuſchließen und den Anſchluß an andre Waldgenoſſenſchaften zu ſuchen. Ein Fachmann, Oberförſter oder ſonſt wer, beſtimmt den Wirtſchaftsplan und nimmt auch den Verkauf in die Hand. Holzhändler ſind ſchon oft im Wirtshaus hölliſch freigiebig geweſen; da konnte getrunken werden, ſoviel man wollte, die Herren bezahlten alles; und das Ende vom Liede war, daß die Waldbeſitzer am andern Morgen mit dicken Köpfen aufwachten und im Tran ſich hatten gehörig übers Ohr hauen laſſen. Das paſſiert in der Waldgenoſſenſchaft nicht ſo leicht; die kann große Angebote machen, kann höhere Preiſe fordern und auch erzielen.

Was wollen wir leſen?

Ja, Herr Pfarrer, man müßte ſich mehr drum kümmern", ſagte nachdenklich der Hännes, der wieder einmal zu einem Plauderſtündchen im Pfarrhaus eingekehrt war. „Um was?" fragte der alte Herr. „Um unſre Jugend." „Nun, Hännes, was iſt denn wieder geweſen"? fragte der Pfarrer.

„Ach, Herr Pfarrer, die haben da wieder Lieder geſungen, gräuliche, unchriſtliche Lieder." „Wo"? „Auf der Gaſſe, im Wirtshaus, in der Spinnſtube!" „Hännes, freilich müßte man ſich drum kümmern, aber wenn ich komme, dann drücken ſie ſich, und wenn ich einmal in der Spinnſtube einkehre, dann ſchweigen ſie rein ſtill." „Herr Pfarrer, man müßte ſich eben mehr drum kümmern! Gibt's denn nicht ſo kleine Liederbücherchen, wo die Schweinecouplets und die Schelmenlieder nicht drin ſtehn?" „Freilich gibt's die; ich habe ja auch welche bezogen: 100 Stück Thüringer Volksliederbücher. Hab's ihnen ja auch angeboten, aber kommt denn einer?" Damit geht der Pfarrer auf ſeinen Bücherſchrank zu und holt ein Liederbüchlein, koſtet einen Groſchen. „Und die Lieder ſind gut?" „Hännes, die beſten, die wir haben!" „Herr Pfarrer, geben Sie mir mal ein Pack mit, will doch einmal ſehn, ob ich Geſchäfte mache. — Und da in dem Bücherſchrank, wohl alles

gelehrtes Zeug?“ „Nein, Hännes: Gelehrtes und Ungelehrtes, Gutes und Schlechtes, Teures und Billiges!“ „Herr Pfarrer, ich möchte einmal etwas Gutes ſehn, es müßte aber auch billig ſein!“

Da zog der Pfarrer einen ganzen Stoß aus ſeinem Bücherſchrank heraus und ſtellte ihn vor den Hännes hin. Hännes nahm behutſam eins in die Hand: „Und das koſtet nur 10 Pfennige? Schade, ich möchte wohl mal drin leſen.“ „Gern, Hännes!“ „Hm, Herr Pfarrer, lachen Sie mich nicht aus, aber wenn das ſo gut und billig iſt, was dahier in den Büchern ſteht, warum leſen denn unſere Buben und Mädels in der Spinnſtube nicht ſo etwas Gutes?“ „Ja, warum?“ ſagte der Pfarrer in tiefem Nachdenken. „Da iſt“, nahm Hännes nach einer Weile das Geſpräch wieder auf, „vorigen Winter in der Spinnſtube eins geleſen worden, hat geheißen: „Die Blutnacht im Königspalaſt zu Belgrad“; koſtet das Heft auch nur 10 Pfennige, aber es ſind ihrer 112 geweſen, die der Kolporteur aus der Stadt allmählich gebracht hat; ich habe ein paar Dinger geleſen, aber ich bin als verheirateter Mann ſchamrot geworden über ſoviel Schweinerei“! „Hännes, Ihr könntet helfen“, ſagte jetzt der Pfarrer; „wenn ich den jungen Leuten die Büchlein zu leſen gebe, dann denken ſie, es iſt erbauliches Zeug. Wenn Ihr's aber bietet, dann nehmen ſie's vielleicht eher. — Hm, und wenn Ihr damit Geſchäfte macht, dann ſchicke ich Euch auch in die Nachbardörfer, das heißt, wenn Ihr Luſt habt!“ „Will mir's überlegen, Herr Pfarrer, und will erſt leſen, ob das Zeug was taugt.“

Keine Woche war vergangen, da ſaß der Hännes ſchon wieder in der Dämmerſtunde im Studierſtübchen auf ſeinem Platz am warmen Ofen. „Na, Hännes, wo ſind denn meine Bücher?“ „Ich wollte das Geld bringen!“ „Hännes, Ihr habt aber keinen Gewerbeſchein!“ „Herr Pfarrer, das wird ſo ſchlimm nicht ſein, ich bin nur eine Wenigkeit ins Dorf gegangen, dahin und dorthin. Zuerſt haben ſie mir aus Gefälligkeit was abgekauft; habe ich gedacht: Schadet nichts; leſt's nur, dann merkt ihr, daß das was Gutes iſt. Namentlich die knallroten, die Wiesbadener Volksbücher, die ſind ſchön und billig. An Grobheiten und an Spott hat's ja auch nicht gefehlt, aber ich habe ein dickes Fell!“ „Hm, Hännes“, nahm nachdenklich nun

der Pfarrer das Wort wieder", „wenn Ihr das so gut könnt, dann geht Ihr mir auch einmal auf die andern Dörfer!" „Herr Pfarrer, ich habe daheim meinen guten Verdienst . . ." „Umsonst verlangt's kein Mensch von Euch!" „Ja Herr Pfarrer, ich will's tun, und ich weiß, ich werde auch was los!"

Hat sich das Dorf gewundert, als ein paar Wochen später der Hännes mit einem breiten Ranzen über dem Buckel und einem ordentlichen Knotenstock in der Hand zum Ort hinaus marschierte. Er hat mancherlei unterwegs einstecken müssen, aber es ging; und der Ranzen war bedenklich mager geworden, als er am Abend des zweiten Tages wieder heim kam und beim Pfarrer seinen Rapport hielt. „Die roten Bände für 10 Pfennige bin ich fast alle los, nur, was Plattdeutsch ist, verstehen sie hier nicht. Ich bin aber auch von Haus zu Haus gegangen und ich denk', wo ich was verkauft habe, darf ich nächstes Jahr wieder kommen."

Noch am selben Abend füllte nach beendeter Abrechnung der Pfarrer und der Hännes das Reff wieder mit Büchern, Wiesbadener Volksbüchern, Liederheften, billigen Kalendern. „Hier ein paar Bücher von Sohnrey haben wohl auch noch Platz; aber das Pack Probenummern von der Deutschen Dorfzeitung wird wohl zu schwer?" Da lachte der Hännes und meinte: „Deutsche Dorfzeitung! Die lese ich, seitdem sie herauskommt. Die werden mitgenommen." „Hännes, wo Ihr nichts verkauft, da könnt Ihr am Ende immer eine Dorfzeitung dalassen. Helft, wenn Ihr das Blatt kennt, wißt Ihr auch, es ist etwas Gutes und es ist des Landmanns Sache, die drin vertreten wird." Da stellt sich Hännes aufrecht hin und sah schief auf seinen Ranzen und sagt aus tiefster Überzeugung. „Von den Blättern, da bringe ich keins wieder mit heim!"

So wurde ganz bescheiden die Kolportage auf einem Dorfe begonnen, und es ging! Sie ist ein Segen; denn sie ist notwendig! Drum, wollen wir den schlechten Lesestoff aus unsern Dörfern verdrängen, so müssen wir Besseres an seine Stelle setzen. — Es wird wieder Winter; die Abende werden lang. Was tut dann der Hausvater, wenn daheim die Langeweile durchs Zimmer kriecht? Er geht ins Wirtshaus und trinkt. Und die Hausmutter? Die geht in die Nachbarschaft und klatscht;

daheim aber bleiben die Kinder unbeaufſichtigt allein. Gebt doch den Leuten etwas zu leſen ins Haus. Aber gebt ihnen etwas Gutes! Kolportage allein tut's nicht, da müſſen Volksbibliotheken her; und wo welche beſtehen, da baut ſie aus! Es gibt einen Heißhunger nach Leſeſtoff auf unſern Dörfern, und ich weiß es aus Erfahrung, altes, albernes Zeug wird zum zweiten, zum dritten Male geleſen, weil ſie nichts andres haben. „Ja, Volksbibliotheken, ganz ſchön und gut", wird mir eingewendet, „aber wo ſollen die Mittel herkommen"? „Schweigt ſtill, wenn man will, da geht's! Außerdem hilft die Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung. (Berlin NW. Lübeckerſtr. 6.) Je M. 6,— müſſen vier Jahre hintereinander aufgebracht werden, dafür liefert der Verein 50 Bücher, die am beſten an die Schulbibliothek angegliedert werden. Dieſe 50 Bücher können ausgeſucht werden, und ihr Wert überſteigt den Anſchaffungspreis von M. 24,— um ein vielfaches. Auch der Zentralverein für Gründung von Volksbibliotheken, Berlin SW. 13, Alte Jakobſtr. 129, hat eine ähnliche Einrichtung mit ähnlichen Bedingungen und iſt beſonders darum hervorzuheben, weil er auch ſog. Heimat-Bibliotheken zuſammenſtellt, die eine einzelne Gegend unſeres Vaterlandes berückſichtigen. Der Verein hat hierüber Verzeichniſſe zuſammengeſtellt; man laſſe ſich alſo z B. das Verzeichnis der Heimatbibliothek für die Provinz Pommern ſchicken. Ja, gebt den Dorfbewohnern ſo Gelegenheit zu leſen und ſich zu bilden!

Gebt den Leuten eine gute Zeitung in die Hand, nicht eine, die für die Städter in der großen Stadt gedruckt wird und jeden Tag Großſtadtklatſch euch ins Haus trägt. Sorgt auch hier für geſunde Nahrung; und ich weiß da nichts Beſſeres als Sohnreys Deutſche Dorfzeitung (zweite Ausgabe: Deutſcher Dorfbote), die vierteljährlich 60 Pfg., ins Haus gebracht 72 Pfg. koſtet. Die iſt es wert, in jedes Dorf im Vaterlande getragen zu werden; es iſt des Bauern, des Landarbeiters Zeitung. Prüft, und ihr werdet ſie ſchnell lieb gewinnen. Denkt auch daran, daß Nachbar Sohnrey noch mehr herausgibt; den prächtigen Dorfkalender, der ſo friſch und fröhlich einkehren möchte in jedes Haus auf dem Lande. Und dem heranwachſenden Geſchlecht bietet „Vetter Klaus" alle Weihnachten

einen Band, „Die Landjugend“ geheißen. Den „Dorfkalender“, „Die Landjugend“, „Die Dorfzeitung“ beſorgt gern die Deutſche Landbuchhandlung, Berlin SW., Deſſauerſtr. 14, die ſich die Aufgabe geſtellt hat, unſere Landbevölkerung mit gutem Leſeſtoff zu verſehen. Wenn es eine geſunde Koſt für Jungdeutſchland gibt, ſo iſt es dieſe. Ihr ſchafft damit gute Koſt ins Haus.

Nachſchrift. Daß mein Nachbar Heinrich Sohnrey an dieſem Kapitel, in dem ſeine Schriften notgedrungen herausgeſtrichen werden mußten, ganz unſchuldig iſt, will ich noch ausdrücklich beſtätigen. Pfarrer Löber.

Feierſtunden für unſre Jugend.

Daß unſre heranwachſenden, jungen Leute Bedürfnis und Wunſch nach Geſelligkeit, nach Unterhaltung haben, ſoll keiner ihnen verdenken. Wo finden ſie die auf unſern Dörfern? Daheim wenig; denn vorgeleſen, geſpielt wird zu Hauſe oft überhaupt nicht. Bleibt alſo die Spinnſtube. Die iſt uralter Brauch und Einrichtung im deutſchen Dorf. Da wollen wir nun, wenn auch einmal über Gebühr und ſelbſt gegen die gute Sitte drin verfahren wird, nicht gleich nach dem Gendarm rufen und ihm anbefehlen: „Weg mit der Spinnſtube, treibt die Jugend auseinander!“ Sie würde doch Mittel und Wege finden, zueinander zu kommen, und durch das Fehlen der Aufſicht, die in jeder Spinnſtube Ausſchreitungen und Ungehörigkeiten verhüten ſoll und auch verhütet, würde das Übel ſchlimmer wie erſt.

In unſerm Dorfe treten jedes Jahr regelmäßig drei Spinnſtuben zuſammen, erſtens die älteren jungen Leute, darunter die noch unverheirateten, gedienten Soldaten und die entſprechende Altersklaſſe von Mädchen. Scharf davon geſchieden ſind zweitens die 17- bis 20-jährigen, und die eben Konfirmierten bilden die kleine Spinnſtube. Jede ſucht ſich in einem Bauernhaus ein Lokal, am beſten bei ſolchen Eltern, die ein gleichaltriges Mädchen im Hauſe haben; da iſt jeden Abend Spinnſtube. Entweder wird als Miete eine Ent-

ſchädigung in bar gewährt, oder die ganze Spinnſtube macht ein Weihnachtsgeſchenk. Nach 7 Uhr kommen ſie zuſammen, um 10 iſt Schluß; die jungen Burſchen ſind auch dabei. Getrunken wird kaum einmal, getanzt ſelten, geſponnen auch wenig. Der Flachsbau iſt ja leider hier auch im Ausſterben; ſo werden von den jungen Mädchen Handarbeiten gemacht, aber die Jugend iſt jeden Abend beiſammen. Man ſchwatzt, gelegentlich wird auch vorgeleſen. Darauf achte man, daß da keine Schmutzgeſchichten vorgeleſen werden; die Schulbibliothek bietet Gutes in reicher Auswahl. Geſungen wird auch, alte liebe Volkslieder, auch neue, vom Grenadier bei Orleans und andres. Um 10 bietet die Herbergsmutter Feierabend; dann geht's nach Haus, und wenn Schlittenbahn iſt, dann wird wohl auch noch ein paar Mal den Berg hinuntergefahren. Iſt denn das ſtaatsgefährlich, iſt das was ſchlimmes? Schlimm wird's erſt, wenn die jungen Leute keine Stelle mehr haben, wo ſie harmlos zuſammenkommen können, wenn man die Spinnſtube verbietet; dann treibt man das junge Volk einfach auf die Gaſſe.

Ob in unſern Spinnſtuben Beſchäftigungsſpiele getrieben werden, weiß ich nicht. Kartenſpiel habe ich mehrfach bemerkt; am Ende iſt es beſſer, ſie tun das in der Spinnſtube als im Wirtshauſe.

Ein Hauptfeſt iſt hier der Lichtmeßtag: Im proteſtantiſchen Orte wird in Erinnerung an uralte Dorfſitte am Tag der Freya, der Beſchützerin des Hauſes, das Spinnfeſt gefeiert, in der Spinnſtube und im Wirtshauſe. Da wird vorher erſt Kuchen gebacken, viel Kuchen, natürlich in der Spinnſtube; im Zuge ziehen die Mädels mit ihren Kuchenblechen zum Gemeindebackhaus, die Burſchen ſind auch dabei. Dann wird drei Nächte faſt durchgetanzt, und jeden Mittag und Abend wird in der Spinnſtube getafelt, einmal Braten und rohe Klöße, einmal Kraut und Fleiſch, einmal Bratwurſt und Kartoffelſalat. Kaffee und Kuchen gibt's extra.

Daß die Spinnſtube an ſich immer einwandfrei iſt, will ich damit nicht behaupten; ſie zeigt vielmehr, wo wir einſetzen müſſen, um unſrer Jugend etwas mehr Geſchmack beizubringen, vor allem im S i n g e n! Aber ach, was werden da oft

für elende Schelmenlieder mit ruhigem Blute gesungen. Darum sorgt mit für gute Volksliederbücher. Vor mir liegt ein braunes Büchlein, kostet im Hundert 10 Pfennige und heißt: Thüringer Volksliederbuch. In vorzüglicher Auswahl wird hier das Beste geboten. Von den Volksliedern kennt unsre Jugend den ersten Vers gut und den zweiten nur zur Hälfte. Gebt ihr für zehn Pfennige das Büchlein in die Hand und ihr freut euch, wenn die Lieder an lauen Sommerabenden von der Jugend auf der Dorfstraße gesungen werden.*)

Weiter die Rätsel: Auch im Rätsel macht sich, wie ich öfters zu bemerken Gelegenheit hatte, die Zote breit. In jede Dorfbibliothek gehört ein gutes Rätselbuch, und jede Spinnstube soll, wenn nichts andres getrieben wird, sich auch die Zeit und Weile mit Rätselknacken vertreiben.

Dann die Beschäftigungsspiele. Davon gibt's eine ganze Menge: Mühle, Damenbrett, Halma, Domino, Glocke und Hammer, Schwarzer Peter; und selbst in einem gelegentlichen Skat kann ich ein Staatsverbrechen nicht sehen.

Am dritten Lichtmeßtage wird verkleidet durch unser Dorf gezogen; da gibt's Neger, schöne Damen mit Schleier und Federhut. Was ist das Verkleiden für ein Spaß! Das führt uns aufs Theater. Im vorigen Herbst wurde bei uns eine Wasserleitung festlich geweiht. Einer hatte ein Festspiel verfaßt; junge Dorfmädchen, Burschen, Rohrleger kamen drin vor. Zehn Proben haben wir gehalten, ehe es klappte. Da hatte man die Jugend ganz, und der Eifer und die Freude, die kosteten nichts, die hatten wir umsonst, da habe ich mir vorgenommen: Von jetzt an wird jedes Jahr gespielt. So ist's auch möglich, daß unsre alten Dorftrachten wieder zu Ehren kommen. Es hat ja kein Mensch geglaubt, daß unsre Eltern und Großeltern so sauber gekleidet waren, wie wir es da auf der Bühne gesehen haben. — Das ist der Winter; von Familien- und Leseabenden noch ein Wort an andrer Stelle.

Und im Sommer? Da ist mein Amtsnachbar, Pfarrer

*) Ein „Deutsches Dorfliederbüchlein" ist in den „Handreichungen für Volks- und Familienabende" vorgesehen, (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung) und wird ebenfalls für ein ganz Geringes zu haben sein.

Céſar in Wieſenthal (Rhön) vorbildlich für jedes deutſche Dorf. Jeden Sonntag nachmittag ſpielt der mit ſeinem jungen Volk, oft auch ein paar Parten gegeneinander; namentlich das Ballſpiel wird getrieben. Die Begeiſterung und den Eifer ſolltet ihr ſehen, der auch die Mädchen erfaßt, die mit der Pfarrfrau Ball ſchlagen. Überhaupt ſollte das Ballſpiel auf unſern Dörfern viel mehr getrieben werden, nicht nur von Kindern. Früher als der Dorfanger noch nicht beſeitigt war, tummelte ſich mit Schleuder- und Schlagball das Jungvolk auf dem grünen Raſen, und die Alten ſaßen dabei und dachten ſchmunzelnd der Zeiten, wo ſie ſelbſt noch ſo blühten wie die Jugend vor ihren Augen. Was durch Jahrzehnte langes Brachliegen geſündigt iſt, kann durch Fleiß und ein wenig Intereſſe bald eingeholt ſein; man ſoll nur mit dem Säen nicht zu lange warten!

Und Spiele gibt's noch eine ganze Menge; halb vergeſſen ſind ſie, laßt ſie aufwachen. Vor allen Dingen gilt's aufzuräumen mit dem albernen Vorurteil, daß konfirmierte Jungen und Mädchen nicht mehr ſpielen dürfen, ſondern daß es feiner iſt, auf der Dorfſtraße herumzulungern. Laßt ſie Ball ſpielen, ſpielt mit ihnen, und die Jugend dankt's euch, und wenn's auch nur dadurch iſt, daß ſie dieſe Stunden nicht im Wirtshauſe verkneipt.*)

Auch vom Tanzen ein Wort: Früher fand zur Kirmes ein Umzug durchs Dorf ſtatt. Vorweg der Burſch mit der weißen Schürze und der Gießkanne voll Braunbier in der Hand, dann die Muſik, dann die Paare, Burſchen und Mädels. Bei der Dorflinde wurde Halt gemacht; und nun ging ein fröhliches Tanzen an, die alten Dorftänze alle, und die Mädels in ihrer Tracht ſahen viel ſaubrer aus als die Modedamen von heute, die ihren ſchön gewachſenen Leib in ein Korſett preſſen und nachmittags und abends ein neues Kleid haben müſſen, weil das ſo zur Kirmes gehört. Ja, die alten Tänze! Was ſteckt da für ein Kapital an Volkstum noch drin, und

*) Der Deutſche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bereitet ein Buch vor, das dazu beitragen ſoll, die ſchönen alten ländlichen Spiele wieder zu erwecken, es wird heißen: „Spiele und Feſte des deutſchen Landvolks.“

wie ſchnell vergißt die Gegenwart, was unſre Altvordern Jahrtauſende lang getrieben. Ich hatte gelegentlich erfahren, daß früher hier ein Tanz von jedermann gern getanzt wurde, die „Siebenſprünge“ geheißen. In unſer Feſtſpiel wollten wir ihn gerne aufnehmen. Was hat das für Not gemacht, ehe wir das Richtige zu haben glaubten. Nur einer hatte ihn noch mitgemacht; und als dann unſre Buben und Mädels nach der Melodie tanzten:

„Ei wer kann die Siebenſprünge?
Ei wer kann ſie tanzen?
Iſt das nicht ein braver Mann,
Der die Siebenſprünge kann?“

da hörten wir doch hinterher, ganz richtig wär's nicht geweſen, und die echten Siebenſprünge hätten anders gegangen. Darum lehrt dem jungen Volk die alten Tänze, ihr habt Schönes aus der Vorzeit wieder ein Lebensalter länger bewahrt!

Zum Spielen, Singen und Tanzen geſelle ſich auch das Turnen auf dem Lande. Wieder vorbildlich hierin iſt Cäſar in Wieſenthal; der hat in ſeinem Gemeindehauſe Turnabteilungen für konfirmierte Jungen und Mädchen gebildet. Ich habe da ein Turnfeſt mitgefeiert, ſo prächtig harmoniſch, ſo friſch, wie ich kaum ſonſt ein ländliches Feſt geſehen habe. Da wechſelten Gruppenübungen mit Einzelturnen, da führten Dorfmädchen einen prächtigen Reigen auf, und ich habe, obgleich es ein heißer Tag war, nicht einen Betrunkenen auf dem Feſtplatz geſehen; denn die Turner tranken Limonade, tranken Squash, hier Quatſch genannt, und behielten ſo einen klaren Kopf. Wer ſchon einmal bei einem ländlichen Feſt über den Platz gewandert iſt, hat es mit Weh im Herzen gemerkt: die Geſelligkeit auf dem Lande iſt ja bei uns weiter nichts geworden als Trinken und Tanzen, Tanzen und Trinken. Ob das einmal anders wird?

Aber unſre Jugend ſoll nicht im Biere untergehn! Laßt die Buben und Mädels tanzen und turnen, ſpielen und ſingen; glaubt mir's, ihr erhaltet dadurch das heranwachſende Geſchlecht geſund an Leib und Seele.

Geſelligkeit.

Nun iſt die Erntearbeit getan; jetzt kommt der Winter, jetzt heißt's auch wieder daran denken, daß der Menſch nicht vom Brote allein lebt, ſondern daß zum Wohlbefinden noch mehr, noch Beſſeres gehört: Pflege des Geiſtes, Anregung, edle Geſelligkeit. Dieſe Anregung zu geben hat die Kirche ſich lange allein für befugt nnd berechtigt gehalten; erſt in neuerer Zeit beſinnen ſich weitere Kreiſe auch auf dem Lande an ihre Pflicht, in die Eintönigkeit der Wintermonate Abwechſlung, mehr geiſtiges Leben zu bringen. Bibliotheken wurden auch auf dem Lande geſchaffen, guter Leſeſtoff fand in die Bauernſtuben Einlaß. Ja, das Leſen: Wenn einer in ſtillen Winterſtunden bei ſeinem Buche ſitzt, kann das Buch ein gar trauter Geſell ſein. Größer noch wird die Wirkung des Buchs, wenn's ihrer mehrere gemeinſam genießen, wenn einer vorlieſt und die andren zuhören. So haben wir's im vergangenen Winter gemacht, ernſte und heitere Sachen haben wir vorgeleſen, möglichſt ſo, daß jeder Abend ſein eignes Gepräge trug und in ſich abgeſchloſſen war. Da kam Gottfried Keller zum Wort, Sohnrey, Marie von Ebner-Eſchenbach, Schillers Tell, auch einmal Rabe. Und ich habe mich immer gefreut, wie prächtig aufmerkſam die Alten und Jungen zugehört haben. Dies Jahr wollen wir's noch etwas weiter ausbauen, nicht nur Burſchen und Männer, auch Frauen und Mädchen ſollen geladen werden. Peter Maritz, der Burenſohn von Transvaal, ein gutes Buch, liegt ſchon auf meinem Schreibtiſch. Jede Woche wird geleſen, und ich weiß, ſie kommen und freuen ſich mit mir.

Wenn's paßt, denken wir auch wieder an einen Familienabend. Auch dafür gibt's dankbare Zuhörerſchaft. Als wir uns vom Flottenverein die Bilderſerie über unſere Flotte hatten kommen laſſen — jedem, der darum bittet, wird ſie gern überlaſſen —, ei, was war das für ein anregender Abend. Ein ander Mal hatten wir vom Verein für Innere Miſſion in Leipzig prächtige Darſtellungen aus dem Leben Jeſu; in der Kirche bei Lampenlicht wurden ſie gezeigt. In einem andern Jahr hatte ſich eine Reihe von Amtsbrüdern zuſammengetan und ſich

Bilderſerien kommen laſſen von den Züllchower Anſtalten zu Züllchow bei Stettin. Da ging's in die Kolonien, da haben wir im Bilde den Krieg von 1870, im nächſten Jahre Luthers Leben geſehen, und ich kann nur ſagen, daß dieſe Stunden durch Bilder und Vortrag reiche Anregung in's Dorf gebracht haben.

Bilder ſind nur ein Teilchen deſſen, was an einem Familienabend geboten werden kann. Die Schulkinder ſingen ein mehrſtimmiges Lied, die muſikaliſchen Kräfte aus der Gemeinde tun ſich zuſammen und ſpielen eins auf; was haben wir für ſchöne Quartette in unſern Familienabenden gehört! Der Geſangverein kann ſingen, und ein Vortrag kann dem ganzen Abend den Zuſammenſchluß, die richtige Verbindung geben. Man kann das Ganze um kirchliche Feſte und Gedenktage gruppieren, patriotiſche Feſte ſind gegebener Anlaß, und vor allem vergeſſe man die Heimatgeſchichte nicht: Was ſagt uns nicht alles ſchon unſer Pfarrarchiv, was erzählen die Kirchenbücher nicht aus alten Zeiten. Auch ſchlichte Bemerkungen gewinnen Leben, wenn man nur in die vergangenen Tage hineinhören will. Früher war ich in einem Ort auf dem Thüringer Wald mit hochentwickelter Glasinduſtrie. Da bin ich einmal den Anfängen der Glasmacherkunſt nachgegangen, habe alte Gläſer geſammelt und Nachrichten da und dort zuſammengetragen. Dann habe ich an einem Abend einmal der Gemeinde alles, was wir gefunden hatten, ausgeſtellt und die Nachrichten geordnet und geſichtet vorgetragen. Was dort verſucht wurde, iſt auf jedem Dorfe möglich. Man überrede nur die Frauen der Gemeinde, daß ſie einmal in ihre Truhen greifen und die Erzeugniſſe der Bauernkunſt aus vergangenen Tagen uns leihen. Was kann nicht alles allein über die Tracht erzählt und geſprochen werden! Oder man nehme einmal die Ortsnamen her, Wegbezeichnungen, Forſtorte, Grenzen, Flurnamen, ſtelle zuſammen und ſuche ſprachgeſchichtlich die Bedeutungen zu erklären oder zu verſtehn. Was tut ſich da für eine Fülle von Neuem, Intereſſantem auf. Oder man ſehe ſich die Namen der einzelnen Dorffamilien an, ſuche ſprachlich zu erklären und aus den Kirchenbüchern nachzuweiſen, ſeit wann ſie im Dorfe ſitzen und woher ſie kamen, und man verfolge, wie

einzelne Familien ausstarben. Wie läßt sich da der Abend füllen. Und ja nicht zuviel bieten! Soll's ein gemütliches Beieinander sein, dann gönne man beim Glase Bier auch dem gemütlichen Austausch sein Recht.

Und neben den Bildern, der Musik, dem Vortrag verschöne das Theater unsere Familienabende. Wir wissen es alle, wie platt, verfänglich und auf die Zote gemünzt oft schon die Couplets, die komischen Stückchen, die Theateraufführungen auch auf dem Dorfe sind. So wollen wir's dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege danken, daß er jüngst die Anregung gegeben hat, einmal alles, was für die ländliche Bühne geeignet erscheint, zu sammeln und zu sichten; es wird da viel Stoff zu bewältigen, viel Ungeeignetes auszuscheiden sein, aber manches Gute wird doch bleiben.*) Geistliche und Lehrer und wer sonst Mut und Geschick hat, sollen ihr Pfündlein nicht vergraben, sondern sollen auch hier ansetzen, damit für die Dorfbühne eine noch reichere Auswahl an guten, spielbaren Stücken beschafft werde. Ja, sie sollen mithelfen, daß auf unsern Dörfern der Geschmack an echter Heimatkunst sich bilde und läutere.

Daß auch die Dorfbühne wirklich vorzügliches leisten kann, wenn nur fleißig gearbeitet wird, hat mancher Ort schon glänzend bewiesen. Für die Dichtung in der Mundart ist gerade hier die gegebene Pflegestatt. Was haben die Wiesenthaler, die Oberweider u. a. doch Köstliches in der Aufführung der Dorfmusikanten im Rhöner Dialekt geleistet.

Den Geschmack zu bilden und zu läutern ist auch die Aufgabe der Gesangvereine auf dem Lande. Ich bin vor Jahren einmal heftig angegriffen worden, weil ich ein kräftiges Wort über Geschmacklosigkeiten in der Darbietung der ländlichen Gesangvereine geredet hatte; aber es tut mir heute noch nicht leid, weil der guten Sache damit doch etwas gedient wurde. Und ich meine, die andern, die als schlichte Hörer auch unter einer Bühne sitzen, wo Verfängliches geboten und

*) Die Frucht dieser Arbeit soll als „Ratgeber für das Theaterspiel in Landorten" in unsrer Deutschen Landbuchhandlung Berlin SW 11, erscheinen.

belacht wird, ſollten ſich das einfach nicht bieten laſſen, ſondern zur rechten Zeit auftreten und dann deutſch reden! Ich denke ganz gewiß nicht gering von der Arbeit der Geſangvereine auf dem Lande. Ich bin ſelbſt Sänger und habe meinem Verein mit Begeiſterung gedient. Aber nur dann kann ich mich über das goldene Leben im Geſang freuen, wenn die Vereine ihrer hohen Aufgabe recht eingedenk bleiben, den Kunſtgeſang zu pflegen, den Geſchmack zu bilden und die im Volkslied ſchlummernden Schätze wieder auszugraben.

Nicht verſchwiegen werden mag an dieſer Stelle, daß die Vereinsmeierei auf dem Lande auch ſchon krauſe Blüten treibt.

Darum meine ich: Überall dabei zu ſein braucht man ja nicht, und wer das Glück in Vereinen und im Wirtshaus ſucht, ſucht's nicht daheim, und da iſt immer etwas faul!

Erholung und Ausſpannung braucht jeder, der arbeitet. Aber das Ausſpannen, das Feiern, die Feſte ſeien nicht das einzige Ziel unſrer Arbeit. Edle Unterhaltung, Spielen, Singen, Genießen im beſten Sinne ſtärke uns für des Alltags Laſt, daß wir froh und fröhlich unſere Arbeit auf uns nehmen und es jedem beweiſen, der es wiſſen will: Auch auf dem Lande wohnt edle Geſelligkeit!

Dorfgeſchichte und Dorfmuſeum.

Wir redeten über die Kartoffelernte; und ich weiß nicht, wie ich drauf kam, ich fragte: „Wie lange wird die Kartoffel hier angebaut?" „Das muß ſich ausrechnen laſſen," ſagte der andere, „mein Vater hat als junger Burſch die erſten Kartoffeln aus der Stadt im Ranzen gebracht; im Hähnicht unter der Straße ſind die erſten in hieſiger Flur geſteckt worden. Mein Vater hat's oft ſelbſt erzählt!" Dann haben wir zuſammengerechnet und herausgefunden, daß ungefähr in den Jahren 1830 bis 1840 hier im Gebirge die erſten Verſuche mit dem Kartoffelbau gemacht worden ſind. Hätte ich nun nicht zufällig gerade den, der's wiſſen mußte, gefragt, ſondern

wäre an einen andern geraten, dann hätte es einfach geheißen: Ach, die Kartoffeln ſind ſchon ſeit Jahrhunderten bei uns heimiſch!

Das Vorſtehende iſt ein ganz kleines Abſchnittchen aus dem Kapitel Dorfgeſchichte. Es leben zumal in der alten Generation noch ſoviele Sagen, ſoviele Erzählungen, die weit in die Vergangenheit rückwärts reichen. Sollen die nun untergehen? Seht, das macht mir mein Dorf ſo lieb, daß auf Schritt und Tritt Erinnerungen, Anklänge an alte Zeiten unſer Auge, unſer Ohr treffen, und man nur hineinzuhorchen braucht, um Klänge aus einer reichen Vergangenheit zu vernehmen; und das hebt ja unſer Dorf ſo hoch über die große Stadt. Sieh dein eigen Haus an, die Zahl über der Tür ſagt, wann es gebaut iſt; und die Erinnerung an den Erbauer iſt noch nicht geſchwunden, dein Vater ſelig hat dir noch davon erzählt. Und die Dorfſtraße, das weißt du noch, war früher keine Chauſſee; dann erſt wurde ſie gebaut. „Wann?" „Da war ich 17 Jahre." So haſt du wieder eine Nachricht aus der Dorfgeſchichte; und die Verkoppelung, was war früher anders? Wo lagen eure Felder, und die beiden Brücken im Ort, gewiß ſind die uralt? „Nein, als ich aus der Fremde heim kam", erzählt mir der älteſte Mann der Gemeinde, „da haben die Burſchen als Kirmesunfug das Lattenbrückchen eingeworfen, und die Dorfverſammlung iſt für eine neue, ſteinerne geweſen." Und ich hatte vor unſerm Brückchen immer ſo beſondere Hochachtung, weil ich meinte, 200 Jahre wäre es mindeſtens alt.

So läßt ſich noch vieles fragen, und manches iſt jetzt noch zu erfahren, was bald vergeſſen iſt, und ſich nicht mehr nachweiſen läßt. Beiſpielsweiſe kirchliche Gebräuche. Da bin ich wieder zum älteſten Mann unſrer Gemeinde gegangen, der ſo ſchön erzählt, und habe ihn gefragt: Wie war früher die Taufe, wie war die Hochzeit? Dann hat er mir erzählt, und ein farbenprächtiges Gemälde von alter Bauernkraft und Bauernſtolz iſt vor mir aufgeſtanden: wie das Paar mit Muſik in die Kirche zieht, wie im Gotteshaus der Brautführer mit einem Kratzfuß dem Bräutigam die Braut zuführt, und wie dann in der Scheune der Brautreigen getanzt wird. Vieles davon iſt in neuer Zeit abgekommen, aber es iſt noch nicht vergeſſen.

So ſammelt und ſchreibt auf, ehe es zu ſpät iſt! Und dieſe Mahnung gilt nicht nur den Geiſtlichen und Lehrern, nein, jeder mag's tun, ob er nach ſeiner Meinung die Feder auch noch ſo ungeſchickt führt, er weiß ja nicht, ob er der Nachwelt nicht unſchätzbare Dienſte erweiſt. Ein Beiſpiel: Durch meine Hände iſt einmal ein Tagebuch aus den Jahren 1805 bis 1816 gegangen; das waren ganz ſchlichte Aufzeichnungen eines einfachen Mannes; obgleich ſie kaum hundert Jahre zurücklagen, war doch alles in dieſen Blättern intereſſant, die Lebensmittelpreiſe, Aufzeichnungen über eine Reiſe, kurz ſie boten ein prächtiges Spiegelbild einer vergangenen Zeit. Das kannſt du auch. Ich denke an die ſchöne Sitte unſrer Väter, in der Bibel, im Geſangbuch alle bedeutſamen Lebensereigniſſe einzutragen. Mit Ehrfurcht vor den längſt entſchlafenen Schreibern ſolcher Zeilen habe ich in ſolchen Blättern ſchon geleſen. Warum kannſt du das nicht? Iſt es nicht ein ſchöner Gedanke, daß ich dann, wenn ich längſt ſchon im Grabe ſchlafe, noch durch ſolche Zeilen zu Kindeskindern reden kann. Drum verſuch's; ſchreib auf: Mein Vater hieß ſo, mein Großvater ſo; unſere Familie iſt nach alter Familienüberlieferung aus Sachſen eingewandert. Schreib auf, was dir der Vater, der Großvater noch erzählt hat, ſchreib auf aus deiner Jugend, von Kriegszeiten und von Friedensarbeit.

Und wie du hoffſt, daß deine Enkel dein Wort in Ehren halten, ſo denke du nicht gering von den Aufzeichnungen aus vergangenen Tagen! Neulich habe ich von einem Bauerngeſchlecht in der Lüneburger Heide geleſen; das beſitzt noch heute Familienaufzeichnungen rückwärts gehend bis 1450! Mit viel wertvollem Material haben die großen Kriege, namentlich der Dreißigjährige aufgeräumt. Wie würden unſere Dörfer noch viel reicher an prächtigen Altertümern ſein, wenn nicht die Kaiſerlichen und die Schweden ſo gar reine Bahn und ganze Arbeit in der Vernichtung des Alten gemacht hätten! Aber es gibt doch noch in deutſchen Bauernhäuſern genug Familienaufzeichnungen in Bibel und Gebetbuch, in Briefen und Dokumenten, daß die wertvollſten Aufſchlüſſe über die Dorfgeſchichte daraus entnommen werden können. So iſt es ganz ſelbſtverſtändlich, daß wir ſolch wertvolle Zeugen der

Vergangenheit nicht als wertlos vernichten, nicht für einen Bettel aus der Hand geben; die wollen wir verwahren, die wollen wir hüten, und wenn einmal so ein Bücherwurm, ein Altertumshändler danach begehrlich die Hand ausstreckt, dann wollen wir sagen: „Abschreiben ja; aber verkaufen, wegschenken nie!"

Und genau so machen wir's mit dem Alten am Haus, im Haus, im Dorf und in der Feldmark: Das wollen wir hüten, das wollen wir ehren, das wollen wir erhalten. Ein Beispiel: Eine uralte Dorfkirche soll repariert werden. „Vor allen Dingen aber die häßlichen Löcher in der Mauer zu," sagen die Mitglieder des Kirchenvorstandes. Der Ortsgeistliche weiß nicht, was diese Luken in der Kirchwand bedeuten, und zieht einen Architekt zu Rate. Der sagt: „Hochinteressant; die müssen erhalten bleiben, das sind ja Schießscharten und Öffnungen, um heißes Wasser, Pech, Öl auf die Angreifer zu schütten." So wird ein ganzes Stück Dorfgeschichte lebendig. Feindliche Scharen bedrohen das Dorf. Die Kirche bleibt die letzte Zuflucht. Dank ihres Festungscharakters können sie die Feinde nicht stürmen; das Dorf ist durch seine Burgkirche gerettet. . . .

Ein Bauer hat eine alte Tür am Hause, mit prachtvollem Blattwerk geschnitzt; kommt ein Altertumshändler vorbei und sieht die Tür. „Jochen, ich dächte, die hätte bald ihren Dienst getan," sagt der und weist auf das Altertum. „Hm", sagt der Bauer. „Ja . . . ., mir gefällt die Türe." „So", sagt der Bauer und sieht ihn scharf an. „Schaff mir eine schöne neue, dann kriegst du die alte!" „Ein Mann, ein Wort", sagt der Händler schnell; ein paar Wochen später hält er mit einer nagelneuen Tür vor dem Hause, die kaum 200 Jahre aushalten wird. So wird getauscht, und Jochen lacht sich über das feine Geschäft ins Fäustchen. Schade, daß er nicht dabei war, als seine alte Tür teuer in ein Schloß verkauft wurde, wo sie heute noch hängt, bewundert von allen Besuchern. —

Auf dem Felde ist etwas tiefer geackert worden als gewöhnlich; da kommen Steinwerkzeuge, Waffenreste zum Vorschein. Was geht mich das alte Zeug an, denkt Stoffel und wirft sie an den Wegrand, wo sie schnell verkommen. —

Es wird ein Stück Rain urbar gemacht, da finden ſich ſeltſame Hufeiſen, ganz andere Formen, wie wir ſie heute haben. Man ſieht ſie an und wundert ſich und macht ſich ſeine Gedanken. Das müſſen ja gar keine Pferde, vielleicht Ponys geweſen ſein, die es damals hier gegeben hat. Der Vater bringt ein paar mit nach Haus, die Kinder ſpielen damit; bald ſind ſie verſchmiſſen.

Und das iſt ein großer Schade! Da muß aber ein Dorfmuſeum helfen. Ein guter Bekannter hat den Anfang mit ſolch einem Dorfmuſeum gemacht. Er iſt Lehrer in der Stadt, hat aber dem Elternhauſe auf dem Lande die alte Liebe bewahrt: Nun hat er mit zwei Stübchen angefangen, und alles, was er hat kriegen können und was ihm die Dorfgenoſſen gern überlaſſen haben, das iſt da aufgeſtellt: Tiſche, Stühle, Kannen und Krüge, Bauernkunſt und Stücke der alten Bauerntracht. Mit den noch erhaltenen Reſten der alten Bauerntracht könnte man allein ſchon ein ganzes Muſeum füllen. Wenn wir daheim die Altertümer nicht verwahren wollen, als da ſind: Krüge, Gläſer, geſchnitzte Werkzeuge, alte Bücher, alte Spinnräder, Hauben, Bändermützen, Bilder; wenn wir das nicht daheim verwahren wollen, dann geben wir's ins Dorfmuſeum ab. Im Nebenraum der Schule oder in einem Stübchen im Pfarrhaus wird das ſich leicht machen laſſen. So kann von den Dorfaltertümern noch manches gerettet und erhalten werden!

Und haben wir erſt damit den Anfang gemacht, wird es ſich zeigen, wie reich auch in den Reſten die Vergangenheit des Dorfes zu uns ſpricht, und wenn einer erſt auf dieſe Sprache hört, der iſt treu dem Dorfe ſein lebelang.

Das Teſtament.

Huh, jetzt ſoll's alſo zum Sterben gehn? Nein, wir wollen vom Glück auf dem Lande reden, und dazu gehört, daß ein guter Familienvater beizeiten ſein Haus beſtellt. Wir haben's ſelbſt ſchon mitgemacht und können's noch jeden Tag erleben, wie ſich Feindſchaft, Ärger und Streit einſtellt, wenn ſich zwei Augen geſchloſſen haben und der Verſtorbene nicht ſich hat entſchließen können, ſein Teſtament zu machen. Seid alſo vernünftig, Herr Nachbar, man ſtirbt doch nicht ſchon, wenn man an ſein Teſtament denkt. Außerdem iſt das Teſtamentmachen jetzt gegen früher ſehr, ſehr erleichtert. Da braucht man nur ein Stück Papier, Briefbogen, Aktenformat, oder was ſonſt im Hauſe iſt, zu nehmen. So würde beiſpielsweiſe das Muſter eines richtigen Teſtamentes ausſehen:

Wieſenfeld, den 24. Januar 1905.

„Ich, der Endunterzeichnete Landwirt Karl Müller beſtimme im Fall meines Ablebens:

1. Meinen ganzen Grundbeſitz mit darauf laſtenden Hypotheken und Schulden, ſowie lebendes und totes Inventar übernimmt mein älteſter Sohn Friedrich Müller.

2. Meine beiden andern Söhne Karl und Wilhelm erhalten bis zu ihrer Verheiratung oder Selbſtändigmachung den Inſitz, Hege und Pflege auf dem Gute gegen die Pflicht, nach beſten Kräften mitzuarbeiten. Bei ihrer Verheiratung muß mein älteſter Sohn Friedrich Müller an ſie je M. 3000.— bar herauszahlen.

8. Etwa bei meinem Tode vorhandene Barmittel erbt meine Frau; hingegen muß für alle noch eingehenden Rechnungen und Forderungen mein älteſter Sohn Zahlung leiſten, wofür die Außenſtände ihm zufallen.

4. Meine Ehegattin ſoll Inſitz und Altenteil im oberen Stockwerk in Stube, Kammer und Küche erhalten; auch iſt mein älteſter Sohn verpflichtet, ihr außer ausreichender Koſt jährlich an bar zu gewähren M. 75.—. Sollte meine Ehegattin aus irgend einem Grunde wünſchen, nicht mehr am gemeinſamen Tiſch ihre Mahlzeiten einzunehmen, ſo

hat mein älteſter Sohn ihr jährlich noch zu zahlen in bar M. 200.—

5. Das Mobiliar wird, ſoweit es nicht meine Frau für das Altenteil braucht, unter die Kinder gleichmäßig verteilt. Hierfür ſoll unparteiſcher Teſtamentsvollſtrecker mein Freund Landwirt Georg Schulze hier ſein; ſeinem Schiedsſpruch haben ſich alle zu unterwerfen, ebenſo wenn nach dem Ableben meiner Frau das andre Mobiliar auch verteilt wird.

6. Sollte einer der Erben oder Vermächtnisnehmer dieſes Teſtament aus irgend einem Grunde anfechten, dann beſtimme ich, daß er nur das geſetzliche Pflichtteil erhalten ſoll.

So weit das Muſter eines Teſtaments; dazu werden noch die Sonderbeſtimmungen, die in jedem Falle aufzuſetzen ſind, nummerweiſe gefügt; dann wird das Schriftſtück mit vollem Vor- und Zunamen unterzeichnet. So wird es geſetzlich gültig. Alſo ich wiederhole nochmals: Ein Teſtament hat geſetzliche Gültigkeit, wenn der Teſtierende bei klarem Verſtand iſt und wenn er's von A bis Z, vom Ort und Datum bis zum letzten Buchſtaben der Unterſchrift ſelbſt geſchrieben hat. Wer nun ein Sicherheitskommiſſarius iſt, der ſieht den Taler nicht an und geht in die Stadt zum Notar oder ins Gericht. Dieſe Herren wiſſen mit rechtlichen Formeln und Ausdrücken beſſer Beſcheid wie unſereins, und die kennen auch die Kniffe, wie man ein Teſtament umgehn oder anfechten kann. Dagegen gibt's Riegel und Sicherheitsmaßregeln, und darin ſind die eben mehr zu Hauſe wie wir. Hauptſache und eine große Beruhigung für den überlebenden Ehegatten iſt es, wenn er weiß: Das Teſtament iſt gemacht und gut aufgehoben, am ſicherſten im Gericht hinterlegt. Wenn's aber plötzlich zum Sterben geht, der Notar oder das Gericht aus der Stadt nicht ſo ſchnell da ſein kann, dann muß ſchleunigſt der Gemeindevorſteher herbeigeholt werden; der kann unter Zuziehung von zwei Zeugen ein gültiges Teſtament aufnehmen.

Es hat einmal einer den Frieden in einer Familie ſehr gelobt, und dabei hat ein alter Schlaumeier geſeſſen, der hat über das Wort Friede gelacht und nur gefragt:

„Haben ſie denn ſchon geteilt?“ In dem Wort liegt ein tiefer Sinn: Wenn die Erbteilung angeht, iſt der Friede bald zum Teufel, und vielem Verdruß wird vorgebeugt, wenn den Unzufriedenen, den Krakehlern es ſchriftlich unter die Naſe gehalten werden kann: „So war's der Wille eures Vaters. Hier leſt's im Teſtament!“

Der Dorfkirchhof.

Der alte Pfarrer ſitzt im Studierſtübchen, arbeitet an der Sonntagspredigt und ſchaut zum Fenſter hinaus. Schon mehrfach ein Klopfen und Hämmern! Nun weiß er, was ihn in ſeiner Sonnabendsſtille geſtört hat: Die Gemeinde arbeitet in der Fronde, und zwar gilt heute ihr Schaffen der Erweiterung des Kirchhofes. — Der alte Mann im Stübchen ſinnt: Als er im Pfarrhauſe eingezogen war als junger Geiſtliche, da hatten ſie noch um die Kirche begraben. Wie war das ſchön, wenn Sonntags die Glocken läuteten; da hallten ſie zuerſt über die Gräber, dann kommt die Gemeinde, und mancher Blick wandert zu den Gräbern da und dort, und manches Herzeleid wird von den Gräbern mitgenommen und im Gotteshauſe dem geſagt, der alles weiß und alles hört. — Und dann war das Flecklein um die Kirche zu klein geworden für die wachſende Gemeinde. Erweitern konnte ſie nicht; denn die Häuſer des Dorfes umſchloſſen den Kirchhof dicht. So waren ſie die Flur abgegangen und hatten auf dem Gemeindeland Umſchau gehalten. Schließlich kamen zwei Stücke in Frage. Im Tale weit vor dem Dorf lag das eine und hoch über den letzten Häuſern am Berge das andre. In der Ebene wär's praktiſcher wegen des Tragens, hatte der hagere Peter gemeint, und dann ſäh man den Friedhof doch nicht jeden Tag. „Am Berge wird's“, hatte der Pfarrer geſagt. „Je näher am Dorf, je beſſer! Es iſt wegen der Lebenden, die Angſt vor dem Sterben haben, Peter!“ „S' geht aber ſchwer bergauf, zumal bei Glatteis“, hatte der Peter dagegen geredet. „Sie haben auch noch keins getragen!“ „Aber mehr zu Grabe geleitet, als Ihr“, und damit war die Sache entſchieden: Das Plätzchen über dem Dorf wurde gewählt; aber der alte Fried-

hof war seitdem nicht vergessen. Je mehr die Gräber verfielen, je mehr junge Bäume, Flieder und Buschholz wurde gepflanzt, und für die Aufstellung von ein paar Bänken fanden sich auch der Platz und die Mittel. Und nun war das reichlich bemessene Stück Land über dem Dorf schon wieder zu eng!

Nun litt's den Alten nicht mehr bei seinen Büchern; er wanderte hinaus zu seinen Toten. Da war's heute lebendig, und das Bild war eigen, die Männer des Dorfes an der Arbeit zu sehen, hier wo sie dereinst alle, die am Zaune hämmerten und pochten, liegen würden, wenn auch ihr Stündlein einst nahte. „Ein Lattenzaun ist eigentlich nicht schön", sprach einer den Alten an. „Laßt's gut sein, Christian, nächstes Jahr pflanzen wir Tännchen ringsum", sagte der Pfarrer, „aber es wird gut sein wegen der Hühner, wenn ihr den Zaun hübsch dicht macht".

So wanderten sie durch die Reihen, hier wurde ein Strunk gerodet, dort hatte sich Buschholz allzu breit gemacht. „Die habe ich alle herausbegleitet", sagte der Alte und sah über die Reihen hin. „Habe manchen Ärger schon auf dem Friedhof gehabt, wenn man an offenen Gräbern das Geschrei der lieben Angehörigen mit anhören muß, und für die Pflege der Grabstätte haben sie dann nichts übrig! Manche, die nicht am offenen Grabe geweint haben, machen einem viel Freude, wenn sie die Gräber schön halten. — Es könnte da noch manches besser sein. Wie eine Gemeinde ihren Friedhof pflegt, so ist sie selbst." — „Herr Pfarrer, nun wird's ganz gewiß besser!" sagte einer der Männer. „Hoffentlich", sagte dazu der Alte und ging zu dem einen Grab, darein er vor Jahren seinen einzigen Sohn hatte betten müssen.

Es hat einmal ein temperamentvoller Pfarrer den Kirchhof seines Ortes einen Schindanger genannt, weil's gar zu schrecklich und lüderlich drauf aussah. Das ist ihm furchtbar verdacht worden, und er hat eine Zeitlang leere Kirchen gehabt; aber genützt hat's doch! Denn mancher aus der Gemeinde ist hingegangen und hat seine Gräber zurecht gemacht. — Dann lief eine Anzeige wider den Pfarrer ein, der besagten unmanierlichen Ausdruck gebraucht hatte. Es kam zu einer mündlichen Verhandlung vor der vorgesetzten Behörde.

Ja, gesagt hätte er's, er könnt's aber auch nun zurücknehmen; denn seine lieben Gemeindeglieder hätten sich schwer geärgert und hätten etwas an ihrem Friedhof getan, und nun wär's kein Schindanger mehr. —

Mancher deutsche Friedhof macht einen verlassenen, verkommenen Eindruck, und manche deutsche Dorfgemeinde verdiente, durch ein kräftiges Wort aufgerüttelt zu werden. Aber nicht jeder hat Mut und Geschick, das zu können. So will ich's jetzt noch einmal tun und sage:

Unsre alten Dorffriedhöfe verdienen unser Auge und unsre Arbeit. Ist einer außer Gebrauch gesetzt, pflanzt Bäume drauf, haltet die Wege sauber und sucht das Ganze parkartig zu gestalten. Aber nur dann wird ein Dorf seinen verlorenen Friedhof noch pflegen, wenn der im Gebrauch befindliche keinen wüsten, verwilderten Eindruck macht.

Durch den Friedhof wird mancher, der in die Stadt verzog, allein noch an das Dorf gebunden. Tausend Fäden verknüpfen so Stadt und Land. Wenn einer aus der Stadt als Besuch in der alten Heimat einkehrt, der geht auch auf den Friedhof. Seht zu, daß er nicht durch verkommene Gräber abgestoßen werde, sondern sorgt, daß durch die Pflege der Ruhestatt eurer Toten das Heimatgefühl der Lebenden geweckt werde und erstarke!

Die neue Heimat.

„Und 30 Glas Grog!" rief der Herr Meyer durch den Saal, seines Zeichens Handelsmann, um nicht zu sagen Güterschlächter. „Ja, 30 Glas Grog, Herr Wirt, da ist gar keine Musik heute in der Auktion. Die lumpigen 100 Mark für den schönen Acker anzubieten, das ist doch nicht euer Ernst! Herr Wirt, kommen die 30 Glas bald? Eine Affenschande, überhaupt so anzufangen!" — Was war denn da eigentlich los? Die freundlichen Herren aus der Stadt hatten wieder einmal einen Bauern kaput gemacht, und jetzt war des Trauerspiels letzter Akt gekommen: Öffentlicher Verkauf des ganzen Anwesens im Wirtshaus. Deshalb hatte auch der Meyer auf das erste Gebot gerufen: „Und 30 Glas Grog!"

Da ſtand der Altbürgermeiſter auf und ſagte: „Leute, keiner trinkt mir davon!“ Und ſeine tiefe Baßſtimme klang grollend: „Überhaupt wer hier mitbietet!“ „Ich halte die Auktion“, unterbrach ihn Herr Meyer aus der Stadt. „Wirt, wo bleiben die 30 Glas Grog?“ Die kamen und wurden vor den Güterſchlächter hingeſtellt. Der ruft: „Bitte, nur zulangen!“ Aber keine Hand regt ſich, keiner trinkt; ein Gebot wird den ganzen Abend überhaupt nicht mehr abgegeben. — „Halten wir die Verſteigerung ein andermal“, ſagt Herr Meyer, packt ſeine Papiere zuſammen und ſetzt ſich auf ſein Wägelchen; er mußte aber eine gewiſſe Wut im Leibe haben, denn ohne Grund hieb er auf ſeinen Braunen, daß der im Galopp zum Dorf hinausjagte.

Ein paar Tage ſpäter wurde mittelſt Aushangs im Wirtshaus zu neuer Auktion geladen: Kaufliebhabern würden kulanteſte Zahlungsbedingungen zugeſichert, Teilzahlungen, Friſten bereitwilligſt gewährt, und was ſonſt noch auf dem Zettel ſtand. Der Herr Meyer aus der Stadt kommt diesmal mit ein paar Helfershelfern vorgefahren; die ſteigen die Treppe zum Saal empor uud wundern ſich, wie's drin ſo gar ſtille iſt. Wahrhaftig, der Saal iſt leer! Nicht gefallen hatte ja dem Herrn Meyer, daß unten im Hausflur der Altbürgermeiſter auf und abging; was wollte der da? Na, ſie hatten ja Zeit; ſo wurde gewartet, eine Viertelſtunde nach der andern; der Wirt ſollte kommen. Der wäre über Land, ließ die Frau Wirtin durch das Mädchen ihm ſagen; dann ſollte ſie wenigſtens kommen; die hätte keine Zeit, meldete wieder dasſelbe Mädchen. Neues Warten! „Verfluchtes Bauernpack, dann verpachte ich eben!“ ſagte Herr Meyer aus der Stadt und fuhr grimmig heim.

Bald ein neuer Aushang im Wirtszimmer: „Pachtliebhaber werden auf nächſten Sonnabend Abend 8 Uhr zur Verpachtung der Beckerſchen Grundſtücke eingeladen. Pachtbedingungen werden im Termin bekannt gegeben.“ Als am genannten Tag Herr Meyer aus der Stadt den Saal betrat, fanden ſie kaum noch Platz; keiner aus der Gemeinde fehlte. „Aha, endlich kommt Fett an die Suppe,“ dachte Herr Meyer. Laut rief er: „Da können wir wohl gleich anfangen!“ Die Pachtbedingungen wurden verleſen; der beſte Acker, 4¾ Morgen

kam zuerſt an die Reihe. „2 Mark", bot der Altbürgermeiſter an und keiner trieb weiter. Rings im Kreis ſchmunzelnde Geſichter! „Zuſchlag abgelehnt", ſagte Herr Meyer aus der Stadt endlich. „Probieren wir's einmal mit der Wieſe." „2 Mark", bot wieder der Altbürgermeiſter, und keiner trieb weiter; hinten in der Ecke lachten ſchon ein paar laut. Mit giftigem Blick auf den Bieter rief Herr Meyer wieder: „Zuſchlag abgelehnt", und als er ein drittes Mal mit dem großen Rübenacker dieſelbe Erfahrung machte, ſchrie er zornig durch den Saal: „Der Termin wird abgebrochen!" Da lachte die ganze Verſammlung. Herr Meyer befahl mürriſch das Anſpannen und brummte im Wegfahren: „Dann muß eben der Karl das Werk ſelbſt pachten; der iſt froh, wenn ich's ihm laſſe!"

Am Montag bei guter Zeit war Herr Meyer aus der Stadt wieder im Dorf und ging ganz ſiegesgewiß auf den ſchönen Hof zu, der einſtmals dem Vater von Karl Becker gehörte und nun gerichtlich Herrn Meyer, Güteragent aus der Stadt, zugeſchrieben war. Der Karl ſteht auf dem Hof und nagelt an einer Kiſte herum. „Na, geht's fleißig?" „Ja", ſagt Karl kurz. „Ihr zieht wohl aus?" Wieder das trotzige „Ja." „Hör, Karl ich habe mit dir was zu beſprechen." „Sie können getroſt „Sie" zu mir ſagen", ſagt der über die Schulter und baſtelt an ſeiner Kiſte weiter. „Auch gut, alſo Herr Becker, ich habe mir's überlegt, ich will Ihnen den Hof verpachten." „Danke", ſagt Karl und arbeitet ruhig weiter. „Nun ſo kurz, warum denn nicht?" „Weil ich mich in Zukunft nicht für Sie plagen will, ſondern für mich, meine Frau und mein Kind. Adjö auch, Herr Meyer, wir haben nichts mehr miteinander zu tun." Sprach's, ging ins Haus und ließ Herrn Meyer aus der Stadt mit einem dummen Geſicht ſtehn. „Das ſoll doch der Kuckuk holen, ſind denn die Bauern alle rappelig geworden!" denkt Herr Meyer, und wieder fuhr im wilden Galopp ſein Wägelchen zum Dorfe hinaus. „Ich kann warten und ſetze einen Fremden herein", denkt Herr Meyer weiter. Weil aber keiner die Katze im Sack kauft, und weil die Fremden immer auch im Wirtshaus einkehrten, traf es ſich immer, daß ſie juſt in die Hände des Altbürgermeiſters gerieten. So gingen ſie rechtſchaffen auf-

geklärt fort und kamen nicht wieder. „Ich kann warten, ihr kommt mir doch," ſagt Herr Meyer. Es wird Winter. „Ich kann warten, ihr kommt mir doch", ſagt Herr Meyer, da pfiff im Dorf der erſte Star. „Ich kann warten, ihr kommt mir doch," ſagte Herr Meyer, da zogen die Geſpanne zur Frühjahrsbeſtellung hinaus aufs Feld. Mehrfach ward Verpachtung oder Verkauf verſucht, aber immer vergebens. Da wurde Herr Meyer weich und kam zum Altbürgermeiſter und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Die mußte recht inhaltsreich geweſen ſein; denn noch an demſelben Abend berief der Altbürgermeiſter eine Aufſichtsratsſitzung in der Darlehnskaſſe und beantragte, das ganze Gut des Karl Becker ſofort von Herrn Meyer für 28 000 M. zu kaufen. Das wurde genehmigt, aber die Ausſprache mit Karl Becker, dem in derſelben Sitzung das Gut wieder angeboten wurde, hatte keinen Erfolg; der ſagte: „Ihr Herren, ich dank euch auch vielmal für das Vertrauen, aber ich mag nimmer! Wo anders möcht ich was anfangen; was, weiß ich halt ſelbſt noch nicht." Drauf ſchloß der Altbürgermeiſter die Sitzung: „Karl, biſt alt genug, mußt alſo wiſſen, was du tuſt. Aber das verſprechen wir, verdienen will an deinem Gute die Darlehnskaſſe nichts."

So wurde nach Kaufbeſtätigung das Gut in kleinere Parzellen aufgeteilt, die vom Darlehnskaſſenverein gehaltene Auktion verlief ſchön glatt und ergab einen Verkaufswert von 35 422 M., denn das Land ſtand gut im Preis. — Das war die letzte Güterſchlächterei im Dorf. Seitdem machten die Raubtiere einen weiten Bogen um den Ort und ſchimpften auf die verdammte Darlehnskaſſe, die „ehrliche Handelsgeſchäfte" nicht mehr aufkommen ließe.

Jeder Ort, der eine Darlehnskaſſe hat, muß und darf nur durch die Kaſſe ſeine Güterverkäufe beſorgen laſſen, wenn die Not einen Beſitzer zum Verkaufe zwingt. Halten dann alle Vereinsgenoſſen zuſammen, und wenn die rechten Kerle an der Spitze ſtehen, dann halten ſie zuſammen, dann iſt das elende Güterſchlachten überhaupt nicht mehr möglich. Alſo, die Darlehnskaſſe ſoll's machen wie dort, wo dem Karl Becker nach Abzug ſämtlicher Unkoſten noch 6520 M. zugewieſen werden konnten.

Der Altbürgermeiſter hatte die Nachricht gebracht und gleich Gelegenheit genommen, einmal gründlich mit Karl über die Zukunft zu reden. „Auswandern nach Nordamerika oder nach Braſilien, Karl, das täte ich nicht! Da liegt alle Monat dem Deutſchen Dorfboten ſo ein grünes Blättchen bei, „Neues Bauernland" überſchrieben, das über die deutſchen Anſiedlungen in Weſtpreußen und Poſen handelt. Haſt du ſchon einmal eins geleſen. Nicht? Hier habe ich's." Und der Altbürgermeiſter las:

A. Bedingungen für den Kauf einer Anſiedlerſtelle.

1. Der Grund und Boden braucht nicht mit Kapital bezahlt zu werden, ſondern wird gegen eine jährliche Rente von höchſtens 3 v. H. der fiskaliſchen Selbſtkoſten zu Eigentum überlaſſen. Die Rente iſt nichts anderes als die Verzinſung der Hypothek, die an Stelle der Bezahlung des Grund und Bodens tritt.
2. Zum Aufbau der Gebäude und zur Beſchaffung des Inventars ſoll der Erwerber das feſtgeſetzte Vermögen ſelbſt beſitzen, doch können ihm unter Umſtänden dazu Darlehen zu einem niedrigen Zinsfuß gewährt werden.
3. Vor der Rentenzahlung werden 1 bis 3 Freijahre gewährt.
4. Beim Aufbau und bei der erſten Beſtellung hilft die fiskaliſche Gutsverwaltung ihm, ſoweit nötig, durch unentgeltliche Geſpannleiſtungen; Baumaterialien, namentlich Ziegel- und Feldſteine, werden zu billigem Selbſtkoſtenpreiſe überlaſſen. Wer nicht ſelbſt aufbauen will, kann auch fertige Gehöfte gegen Zahlung der Selbſtkoſten übernehmen.
5. Der Anſiedler, der im erſten Jahre wegen des Gehöftbaues noch nicht ſelbſt ernten kann, erhält bis zur erſten Ernte – abgeſehen vom Saatgut – Mund- und Wirtſchaftsvorrat für ſich, ſeine Familie und ſein Vieh nach den dafür erlaſſenen näheren Beſtimmungen unentgeltlich. Bei Übernahme der ſtehenden Ernte gelten die bezügl. Vereinbarungen.
6. Anſchaffung von Obſtbäumen für die neuen Stellen erfolgt durch die Anſiedelungskommiſſion unter Übernahme von $^3/_4$ der Koſten.
7. Zur Erleichterung der öffentlichen Laſten werden den neuen Anſiedlergemeinden unentgeltlich Grundſtücke überwieſen, deren Wert bis zu 5 Prozent der aufgeteilten Gutsfläche beträgt. Soweit die Anſiedelungskommiſſion die Erbauung neuer Kirchen und Schulen aus Anlaß der Beſiedelung für erforderlich erachtet, werden die erſtmaligen Baukoſten vom Staate getragen.
8. Wer als Anſiedler aus größerer Entfernung (über 300 km) angezogen iſt, erhält eine Reiſekoſtenbeihilfe.

B. Bedingungen für die Pachtung einer Anſiedlerſtelle.

Der Aufbau des Pachtgehöfts erfolgt durch die Anſiedelungskommiſſion. Die Pacht iſt feſtgeſtellt auf die Rente vom Landwert zuzüglich 2 bis höchſtens 3 v. H. vom Gebäudewert.

Pächter erhalten 1 Freijahr.

Im Pachtvertrage werden zugleich die Bedingungen feſtgeſetzt, unter denen Pächter nach Ablauf der Pachtzeit oder auch vorher die Stelle zu Eigentum erwerben kann.

Die Pachtſtellen werden nur ausnahmsweiſe gebildet und ſind in der Regel nicht größer als 50 Morgen. Sie ſind für Anſiedelungsluſtige mit nachgewieſener landwirtſchaftlicher Tüchtigkeit und mit kleinem Vermögen, das zum Erwerb einer Stelle zu Eigentum nicht ausreicht, beſtimmt.

Aufmerkſam hatten Karl und ſeine Frau zugehört. „Ihr habt nun einen ganz hübſchen Pfennig Geld in der Hand. Karl, fahr ſelbſt und ſieh einmal zu; die Kommiſſion iſt ja ſplendid, die zahlt ſogar noch eine Reiſekoſtenbeihilfe. Viel riskierſt du nicht und bleibſt immer im deutſchen Vaterland. Wenn dann der Weg nicht zu weit iſt, ſehe ich mir deine neue Heimat auch ganz gewiß noch einmal an; denn unſer Zweiter muß auch aus dem Hauſe, beide Buben kann unſer Hof nicht ernähren."

So wurde Karl Becker als Kundſchafter nach dem Oſten geſchickt; und als er nach reichlich einer Woche wieder heimkam, da war ſein erſter Gang mit ſeiner Frau am Abend zum Altbürgermeiſter. „Wie ſteht's"? frug der. „Ich glaube gut, ich bin vorvorgeſtern Anſiedler auf Wilhelmshof, Kreis Wongrowitz geworden." „Na, Junge, das freut mich, erzähle!" Nun berichtete Karl von ſeiner langen Fahrt. In Poſen hatte ihn der Beamte der Anſiedlungskommiſſion[1]) freundlich angehört, ihn dann an Karten geführt und gemeint: „Hier liegt Wilhelmshof, das iſt kein ſchlechter Platz, ſehen Sie ſich's ſelbſt an. Wenn Sie wollen, werde ich ſofort unſern Gutsverwalter benachrichtigen". Am andern Tag war dann Karl noch eine Stunde mit der Kleinbahn weiter gefahren; auf Station Popilevo hatte ihn der Gutsverwalter, der die Geſchäfte der Aufteilung leitete und die Anſiedler beriet, mit dem Guts-

[1]) Adreſſe: Königl. Anſiedlungskommiſſion für Weſtpreußen und Poſen, Poſen, Mühlenſtr. 12.

geſpann abgeholt und war mit ihm auf guter Chauſſee ein Stündchen zur Anſiedlung Wilhelmshof gefahren. Da hatte denn Karl die Augen ordentlich aufgemacht; die Gegend war ja eben, aber ſchönes Ackerland, Roggen und Weizen, ſtellenweiſe auch der reine Zuckerrübenboden. Sie waren dann durch das ganze Gut gegangen, und Karl hatte ſeine ganze traurige Geſchichte erzählt. Dann war der Verwalter ſtehen geblieben und hatte gemeint: „Hier, Herr Becker, die Stelle Nr. 33 wäre etwas für Sie. Dahier an die Straße kommt das Haus; dort liegt die Wieſe, hier die 22 ha Ackerland. Alles iſt fein dräniert. 445.23 M. jährliche Rente iſt ja ein ganzes Stück Geld, aber bei Fleiß und Tüchtigkeit wirtſchaften Sie das bequem heraus. Namentlich mit Viehzucht iſt was zu machen; der Boden iſt kleefähig.“. Dann wurden die Felder abgeſchritten, die Winterfrucht ſtand vorzüglich, Gerſte und Hafer hätten etwas beſſer ſein können, doch die würden ſich ſchon noch machen. „Und das Wohnhaus?“ frug Karl Becker. „Das bauen Sie ſelbſt auf den grünen Raſen!“ Dafür ſtellt die Kommiſſion Ihnen Steine zum Selbkoſtenpreis; ich bin ja auch da, wenn Sie einen Rat ſonſt brauchen; außerdem haben Sie dann drei Freijahre, will ſagen, während dreier Erntejahre brauchen Sie eine Rente an die Kommiſſion nicht zu zahlen.“ „Ja, aber von was die erſte Zeit leben?“ meinte nachdenklich Karl. „Dafür ſorgen wir auch“, ſagte lächelnd der Verwalter. „Sie bekommen für Menſch und Vieh ſolange genug Nahrung, bis Ihnen ſelbſt auf Ihrem Grund und Boden etwas zuwächſt. Außerdem ſteht es Ihnen ja frei, im Herbſt gegen billige Entſchädigung Ihre Felder ſchon ſelbſt zu ernten. Die Geſpanne der Verwaltung helfen, wie auch umſonſt die Steine zum Bauen angefahren werden.“ „Und wo in der Zwiſchenzeit wohnen?“ „Recht ſo, nur ordentlich fragen“, ſagte der Verwalter und deutete auf eine große Baracke, die jenſeits der Felder errichtet war. „Dort wohnen ſchon vier Familien, drei aus dem Hannoverſchen und eine aus Württemberg. Für Sie und Ihre Familie iſt noch reichlich Platz.“ Da ſah Karl noch einmal über die Felder, dann ſchlug er in die ihm gebotene Hand des Verwalters ein. Er war Anſiedler im Oſten geworden.

Bald war auch das Geſchäftliche geregelt; nur in einem Punkte nahm es der Verwalter peinlich genau, im Nachweis des vorhandenen Vermögens. „6000 müſſen Sie haben, 6500 beſitzen Sie. Haben Sie vielleicht etwas Schriftliches bei ſich?" Da war's nur gut, daß Karl ſich vorgeſehen hatte; denn er konnte eine Beſcheinigung hierüber vorlegen, ausgefertigt und geſtempelt vom Ortsvorſtand ſeiner Heimatgemeinde. Nun war auch das geregelt, die Anzahlung von 625 M., die ihm gut geſchrieben wurde, ſollte er nach ſeinem Umzug leiſten. „Ja ſo, der Umzug", ſagte der Herr Verwalter noch. „Die Kommiſſion zahlt ja eine Entſchädigung, aber machen Sie nicht den Fehler, zuviel Hausgerät mitzubringen; denn die Fracht hierher iſt hoch; verkaufen ſie lieber dort, was zu verkaufen iſt. Natürlich Wäſche und die Kleider, Bettwerk und auch etwas für die Küche, das wird mitgenommen; man kann da vierter Klaſſe mit zwei handfeſten Koffern ſchon ein ganz Teil ſelber befördern. Auch Bilder und alte Familienſtücke behält man gern; aber das andere kaufen Sie billiger hier."

So war Karl wieder heimgefahren und erzählte dem Altbürgermeiſter, der ſehr aufmerkſam zuhörte. „Karl, noch eine Frage: Wie ſteht's mit den Pollacken im Ort?" „Auf der Fahrt bin ich ja mit ein paar zuſammen geweſen, aber auf Wilhelmshof habe ich keinen geſehn; das wird eine ganz deutſche Gemeinde. Mit den andern Anſiedlern habe ich auch geredet; die ſind ſchon feſte am Häuſerbauen. Eine Schule, übrigens ein ſchmuckes Gebäude, iſt ſchon gerichtet, die evangeliſche Kirche iſt für nächſtes Jahr im Ort geplant; das baut alles die Kommiſſion, ein Pfarrhaus kommt auch, und das Gemeindeland, das die neue Anſiedlergemeinde zugewieſen erhält, iſt ein tüchtiger Brocken, ich ſchätze es auf faſt 35 ha." „Karl", ſagte mit herzlichem Ton der Altbürgermeiſter, „daß ich dir das Beſte wünſche, weißt du. Mach's gut und mach vor allen Dingen ſchnell Schluß hier!" — So fuhr in der nächſten Woche ſchon der Anſiedler Karl Becker mit Weib und Kind nach Poſen; der Abſchied war nicht leicht geweſen, aber die beiden waren gutes Muts, und ehe der erſte Schnee fiel, war ein ſchmuckes Häuschen mit Stall und Scheune ſchon fertig. Karl Becker hatte zum erſten Male geerntet, und der Ertrag war nicht ſchlecht.

Als dann im nächſten Frühjahr der Altbürgermeiſter mit ſeinem Zweiten ebenfalls im Wilhelmshof ankam, da konnten ſie in dem gemütlichen Anſiedlerhauſe von Karl Becker einkehren. Hier wohnten zufriedene Leute, die ſich ehrlich plagen mußten, aber ihr gutes Auskommen hatten. „Junge", ſagte der Altbürgermeiſter beim erſten Gang durchs Feld, „ſolchen Weizen um die Jahreszeit habe ich mein Lebtag noch nicht geſehen, da iſt ja Boden erſter Klaſſe. Na wie iſt es, Fritz?" Der ſah ſeinem Vater ins Auge und ſagte nur: „Hier bleibe ich!" „Recht ſo", bekräftigte Karl, und der Altbürgermeiſter ſagte nur nach ſeiner ſchlichten Art: „Gott ſegne's! Amen." —

Unſre Dörfer wachſen langſam an Einwohnerzahl. Wohin ſoll der Überſchuß? „In die Städte", ſagen die Geſcheiten. Ach, von Elend und Sorge erzählt mancher Brief, der von der Stadt auf die Dörfer wandert; mancher erzählt davon, wenn er wieder heim kam, und mancherlei Heimweh vergräbt ſich in den Städten in der Stille. Im Dorfe bleiben, das Gut des Vaters teilen, das geht auch nicht; dann bekommen wir die elenden, kleinen Quetſchen, worauf der Beſitzer zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel hat; bleibt alſo das Auswandern. Die Zeiten ſind vorbei, wo in Amerika das Geld auf der Straße lag; ſonſt kämen nicht ſoviele wieder, die drüben das Glück nicht gefunden haben. Bleibt alſo: Die neue Heimat im Inland ſuchen. Für zweite Söhne, für junge, arbeitsfreudige Kerle liegt die neue Heimat im Oſten; da kann der deutſche Bauer noch was ſchaffen, da kommt er vorwärts!

Es brauchen gar nicht immer 6000 M. zu ſein, obgleich es gut iſt, wenn man ſie hat; man kann auch ſchon für die Hälfte und noch weniger zu einem eigenen Gütchen kommen und darauf ſeinen ſichern Unterhalt finden, ſofern man der Kerl danach iſt.

Mit der Königlichen Anſiedelungskommiſſion ſind die Königlichen Generalkommiſſionen nicht zu verwechſeln, die ſich zwar auch mit der Schaffung von neuen Anſiedelungen befaſſen, aber doch in anderer Weiſe als jene. Ihre Tätigkeit beruht auf den Rentengutsgeſetzen, und die unter ihrer Obhut entſtandenen neuen Bauernſtellen nennt man gewöhnlich zur Unterſcheidung von den Anſiedelungen in Poſen

und Westpreußen Rentengüter. Man merke: Es gibt nur eine Königliche Ansiedelungs-Kommission, aber es gibt neun Königliche Generalkommissionen, die ihren Sitz in folgenden Städten haben: Königsberg i. Pr., Bromberg (für Westpreußen und Posen), Breslau, Frankfurt a. O. (für Brandenburg und Pommern), Merseburg, Münster, Kassel, Hannover (für Hannover und Schleswig-Holstein) und Düsseldorf. Wer also in einer andern Provinz eine Bauernstelle haben möchte, der tut gut, sich an die Königl. Generalkommission daselbst zu wenden. Freilich wird man aus naheliegenden Gründen bei den ostelbischen Generalkommissionen immer eher zum Ziele kommen als bei den westelbischen, weil eben östlich der Elbe viel mehr Güter aufgeteilt werden als im Westen. Es sei noch erwähnt, daß es auch in Mecklenburg eine Großherzogliche Ansiedelungs-Kommission gibt, die ihren Sitz in Schwerin hat.

Und nun mögen noch einige angesehene Privatinstitute genannt werden, die sich mit der Umwandlung von großen Gütern in Höfe und Dörfer befassen und dabei gewöhnlich mit den Königlichen Generalkommissionen Hand in Hand gehen. — Das sind: Die Landbank (in Berlin und Stettin), die Pommersche Ansiedelungs-Gesellschaft (in Stettin), sowie der Deutsche Ansiedelungsverein in Rödding, Nordschleswig.

Daß es daneben auch noch allerhand „Güterschlächter" hin und her im Lande gibt, vor denen man sich inacht zu nehmen hat, brauche ich euch nicht zu erzählen. Wer gescheit ist, der macht einen großen Bogen um sie herum und hält sich an die Stellen, die in diesem Kapitel genannt sind.

Wer aber in bestimmten Fällen nicht wissen sollte, woran er ist, wer vor allem noch genaueres über die Ansiedelungsgüter und Rentengüter wissen und eine Auswahl von geeigneten Bauernstellen für sich, oder seinen zweiten Jungen haben möchte, der wende sich vertrauensvoll an die „Auskunftsstelle für bäuerliche Ansiedlungen" in Berlin SW. 11, Dessauerstr. 14, die vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege begründet wurde, um allen Landbewohnern in Ansiedelungssachen eine zuverlässige und völlig uneigennützige Auskunft zu erteilen. Die Sache kostet dich weiter nichts, Nachbar, als einen Brief oder eine Postkarte.

Zum Schluß.

Es gibt noch manches, worüber ein nützliches Wort zu reden wäre; doch wir müssen uns bescheiden, da unser Büchlein sonst zu dick und zu teuer würde. Wer aber dies und jenes noch gern eingehender studieren möchte, der muß sich den Weg zeigen lassen durch unsern schon erwähnten großen „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege", über den in den angehängten Zeitungsbesprechungen noch einiges zu lesen ist.

Um der so zeitgemäßen und notwendigen Wohlfahrts- und Heimatpflege auf dem Lande einen Mittelpunkt und geistigen Nährquell zu geben, wurde bereits vor einigen Jahren mit Unterstützung des Preußischen Landwirtschafts-Ministeriums und verschiedener anderer Regierungen und Behörden der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin SW 11, Dessauerstraße 14) ins Leben gerufen, dessen persönliche Mitglieder gegen Zahlung eines Jahresbeitrags von 6 M. die Halbmonatsschrift „Das Land" ohne weitere Zahlung erhalten. Es ist ein fürs ganze Reich bestimmter Zentralverein, der seiner Natur nach jedoch mehr den leitenden Kreisen angepaßt ist. Neben ihm und doch wieder im engsten und innigsten Anschluß an ihn und unterstützt durch ihn hat sich der „Deutsche Dorfbund" gebildet, der sich ebenfalls die Förderung der ländlichen Wohlfahrtsarbeit zur Aufgabe gemacht hat, aber namentlich diejenigen Bevölkerungskreise in sich aufnehmen will, denen die Zahlung eines Jahresbeitrages von 6 Mark zu schwer fällt. Mitglied des Deutschen Dorfbundes kann daher jeder werden, der ihm jährlich den Betrag von mindestens 50 Pf. zusendet oder wer ihm nachweist, daß er Bezieher seines Hauptorgans, des „Deutschen Dorfboten" oder der „Deutschen Dorfzeitung" ist. Wer den Jahresbeitrag von 3 Mark erschwingen kann — und wie viele sollten das nicht können! — erhält dafür eins dieser beiden inhaltlich ganz gleichen Blätter das ganze Jahr hindurch postfrei zugesandt und bleibt so immer in enger Fühlung mit unserer Arbeit und mit all den schönen Glücksgütern, die dieses Büchlein euch gezeigt hat. Der Ton unseres Büchleins ist auch der Ton der beiden Blätter; und das gleiche gilt von dem Geiste, der hier und dort herrscht. Doch genug.

Unser erster Gruß sei auch unser letzter:

Glück auf!

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Herausgegeben

von

Heinrich Sohnrey

Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

460 Seiten. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Was bietet der Wegweiser uns Landlehrern?

Beantwortet von Lehrer **Sparr** in Rakow, Vorpommern (jetzt Verbandsrevisor in Stettin).

. . . Da interessiert sich ein Lehrer besonders für Genossenschafts- und Sparkassenwesen, ein anderer für Unterhaltungsabende und Lesevereine, ein dritter für Bienenzucht, Gesangvereine, Fortbildungsschulen, Heimats- und Ortskunde 2c. Aber gar mancher hat schon gefragt: „Wo ist die Quelle, aus der ich schöpfen, aus der ich selber mein eigenes Wissen vervollkommnen und mich zum Volkspädagogen emporbilden kann?“ Diese Fundgrube ist uns nun gegeben in dem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ von Heinrich Sohnrey. Wer irgend ein Fünkchen von Begeisterung für die Gesundung unserer ländlichen Verhältnisse in seinem Herzen hat, wird dies Buch nicht bloß mit dem größten Interesse lesen, sondern studieren; findet man in ihm doch eine Zusammenfassung all der schönen, edlen und uneigennützigen Bestrebungen, die das Wort „Wohlfahrtspflege“ in sich schließt. Alle diejenigen, die dies Wort bisher noch kalt ließ, oder denen es nur ein mitleidiges Lächeln ablockte, werden jetzt, wenn sie dies Buch zur Hand nehmen und sich darin ein wenig vertiefen, zu der Einsicht kommen, daß sie bisher etwas versäumt haben. . .

Die **Illustrierte Landwirtschaftl. Zeitung** 1900 Nr. 37 schreibt:

. . . Er meint, daß in unserem Buche zum ersten Male ein allumfassendes Programm gegeben ist. . . Wir können getrost behaupten, daß es keinen Landwirt groß oder klein gibt, der nicht in dem Buche Fingerzeige dafür finden würde, wie und wo er seinerseits im einzelnen eingreifen kann. Die Anordnung des Stoffes erleichtert dies in hohem Grade. Jedesmal wird zunächst die Aufgabe festgerahmt, dann werden die dafür verfügbaren Mittel und Wege festgestellt, weiterhin sämtliche auffindbaren Beispiele kurz aufgeführt und schließlich ein sorgfältiger Adressen- und Literaturnachweis geliefert. . .

Die **Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien,** 1900. Nr. 31 schreibt:

. . . . In diesem Buche ist eine Fülle von anregendem und belehrendem Material enthalten, sodaß dasselbe allen denen, deren Beruf oder Interesse sie auf die Mitarbeit an der Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande hinweist, nur empfohlen werden kann.

Digitized by Google

Was die Zeitungen über die Landjugend sagen!

(Vergl. die Anzeige auf der 1. Seite.)

Landwirtschaftliche Wochenschrift für die Provinz Sachsen, Halle a. S.:

Das Buch ist jedem, dem die Besserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse und die Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung, insbesondere der heranwachsenden Jugend, am Herzen liegt, warm zu empfehlen. Spannende Erzählungen und prächtige Gedichte wechseln in bunter Folge mit Aufsätzen belehrenden Inhalts. Indem dem Leser die mannigfachen Schönheiten der ländlichen Heimat zum Bewußtsein gebracht werden, wird der leider so weit verbreiteten Ansicht, daß nur die großen Städte Reize zu bieten vermögen, wirksam entgegengetreten. Die Anschaffung des Buches sei daher seines vorzüglichen Inhalts wegen jedem, insonderheit Vereins- und Gemeindebibliotheken empfohlen. Die gediegene Ausstattung macht es für Weihnachtsgeschenke besonders geeignet.

Zeitschrift „Niedersachsen", Bremen:

Es liegt der zehnte Jahrgang vor mir, und mit Interesse verfolge ich das Wachsen des Buches an Schönheit und Weisheit. Es geht ein Zug von Frische und Frohmut, von Liebe zur Heimat und allem Guten durch diese Erzählungen, Aufsätze und Gedichte, und die Namen derer, die da mitgeholfen haben, sind von gutem Klange, wie auch die der Künstler unter den Hauptbildern. So ein Buch ist ein Schatz für die Landjugend; öffnet es ihnen doch die Augen für die Schönheit der Umgebung und lehrt sie zu lieben und zu achten, was sie haben und was sie schaffen. Es wird dies Buch seinen Weg machen, wie immer bisher, und überall offene Türen und Hände finden, wo es dargebracht wird.

Dresdener Anzeiger, Dresden:

Bei dieser Gelegenheit möchten wir eines Jahrbuches gedenken, das schon in zehnter Folge erscheint und bisher alle Klippen eines solchen glücklich umschiffte. Wir meinen die Landjugend, herausgegeben von Heinrich Sohnrey, mit Buchschmuck von Müller-Münster, der es nicht ausschließt, daß auch Eduard und Paul Meyerheim, Liebermann und Hosemann mit Kopien ihrer Bilder vertreten sind. . . Das Buch pflegt bekanntlich die Heimatliebe, besonders jene zum Landleben, weshalb es auch viele Bilder verschiedener ländlicher Trachten bringt. Eine Erzählung von Sohnrey „Die Letzten", eine Kindergeschichte von der Insel Rügen zeigt, wie schwer es den „Letzten" oftmals gemacht wird, wenn sie die Tracht der Väter und Mütter nicht gegen das moderne, gleichmachende Gewand vertauschen wollen. Eine Erzählung, wie der Säemann von Peter Rosegger wiegt unseres Erachtens eine ganze Serie von Geschichten in anderen luxuriös ausgestatteten Jahrbüchern auf. Wir empfehlen dies einfache Buch auf das wärmste.

Digitized by Google

Von früheren Jahrgängen sind noch vorhanden

Jugendbuch für Stadt und Land und Landjugend

6. Jahrgang. 200 Seiten stark, zahlreiche Illustrationen.

Aus dem Inhalt heben wir hervor: **Robinson in der Lindenhütte.** Erzählung von Heinrich Sohnrey. — **Der Toni von Kandergrund.** Erzählung von Johanna Spyri. — **Im sonnigen Mai.** Von O. Krauß. — **Der Pechölmann.** Von Peter Rosegger. — **Claus Störtebecker,** eine Heldengestalt der Volkssage an der deutschen Ostseeküste. Von Dr. A. Haas. — **Mit Eseln und Ochsen.** Eine Jugenderinnerung von Heinrich Sohnrey. — **Der Hirschreiter.** Eine Erzählung von Heinrich Sohnrey. — Erzählungen, Gedichte, Sprüche, Rätsel. Briefwechsel mit mit dem Ohm vom Lande.

Die Landjugend.

9. Jahrgang. 185 Seiten, zahlreiche Illustrationen.

Aus dem Inhalt nennen wir:

Der Storch von Alt-Reddevitz. Von Heinrich Sohnrey. **Das Märchen von der Waldkönigin. Das Wasser der Jugend.** Von R. Baumbach. **Einer, aus dem etwas Großes geworden ist.** Von H. Weigand. **Warum Pivogts Annchen nicht heiraten wollte.** Von H. Sohnrey. Erzählungen, Gedichte, Sprüche, Rätsel. Briefwechsel mit dem Ohm vom Lande.

Preis jedes Bandes 1.50 Mark.

Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Digitized by Google

Deutsche Dorfzeitung.

(Zweite Ausgabe: Deutscher Dorfbote.)

Organ des Deutschen Dorfbundes und der Auskunftsstelle für bäuerliche Ansiedlungen.

Herausgegeben von **Heinrich Sohnrey.**

Mit der monatlichen Beilage **„Neues Bauernland“**, Amtliches Organ der Königlichen Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen.

Vierteljährl. Bezugspreis: bei Abholung von der Post 60 Pfg., ins Haus gebracht 72 Pfg. Einzelexemplare direkt vom Verlage Osterwieck/Harz 1 Mk.

Die Deutsche Dorfzeitung ist ein billiges Sonntags-Familienblatt, das unsrer ländlichen Bevölkerung auf den Leib geschrieben ist. Eine Sonntagsbetrachtung unter dem Gesamttitel „Was die Dorfglocke ruft“ eröffnet die Nummer. Es folgen Aufsätze aus dem reichen Gebiete der ländlichen Wohlfahrtspflege und des ländlichen Volkstums. Eine Wochenschau: „Aus dem Eulenloch der Zeit“ faßt die neuesten Ereignisse auf dem Welttheater in drastischer Form zusammen und beleuchtet sie vom Standpunkte des deutschen Landmanns. Die landwirtschaftliche Seite vertreten Der Tierarzt im Dorfe und der Ackermann Kleinsorge. Der Tierarzt und ein Rechtsrat geben auch allwöchentlich im Briefkasten unentgeltliche Auskunft. Die Rubrik „Spiele und Feste des deutschen Landvolks“ will die alten schönen Belustigungen auf dem Lande wieder beleben helfen. Die lustigen Borsteldorfer „Bichtebaas und Borstelmann,“ sowie der drollige „Eckenpeter“ sorgen für Humor. Der immer sehr rege „Briefwechsel mit der Dorfgemeinde“ und der Markt machen den Beschluß.

Die **Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung** 1900, Nr. 25 schreibt:

. . . Das Blatt geht darauf aus, der bäuerlichen Bevölkerung zu zeigen, daß sie gar manches hat, das wohl den Neid der Großstadt zu erregen geeignet wäre, sie stolz zu machen auf die Rechte alten volkstümlichen Brauches, die bei ihr noch daheim sind, kurz die Liebe zur heimatlichen Scholle, die leider da und dort schon arg bedroht ist, zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen gegen die verderblichen Einflüsse der Überkultur. Heinrich Sohnrey, der Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, ist der Mann dazu, für diese Aufgabe den rechten Ton zu treffen . . .

A. W. Zickfeldt, Osterwieck a. Harz.

3 2044 010 150 738

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXCUSE THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

OCT 09 1980 1980

Digitized by Google